

Ortsveränderung im Deutschen und Japanischen

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie
an der Ludwig-Maximilians-Universität
München

vorgelegt von
Tomomi Shirai
aus
Kyoto, Japan
2021

Referentin: Prof. Dr. Elisabeth Leiss

Korreferent: Prof. Dr. Yoshiki Mori (Tokyo Universität/Japan)

Tag der mündlichen Prüfung: 30. November 2018

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt Frau Prof. Dr. Elisabeth Leiss und Herrn Prof. Dr. Werner Abraham, meinen Doktor-, „Mutter und -Vater“, für die fortwährende, unermüdliche Unterstützung und den inspirierenden fachlichen Austausch im Verlauf der Arbeit. Für die Übernahme des Korreferats und die anregenden Ratschläge danke ich herzlich Herrn Prof. Dr. Yoshiki Mori.

An dieser Stelle möchte ich mich auch bei all denjenigen bedanken, die mich während der Anfertigung dieser Arbeit unterstützt und motiviert haben: meine liebe deutsche Familie: Florentine Lenz und Felix Killmayer, meine lieben Freunde: Yossef Pinhas, Felix Taucher, Chuan Ching Liu und Krisdi Chairatana.

Diese Arbeit ist meinen verstorbenen Eltern gewidmet.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	6
1.1	Exposition der Aufgabe: Forschungsgegenstand	6
1.1.1	Unterschiedlicher Grad der Sprechergebundenheit	9
1.2	Sinn der Fragestellung	11
1.3	Überblick der Verwendung deiktischer Elemente im Deutschen und Japanischen	12
1.4	Aufbau der Arbeit	15
2	Epistemologie: Axiomatische Voraussetzung bei der Sprachforschung	17
2.1	Grundpositionen des strukturalistischen Zeichensystems	17
2.2	Was bedeutet es, eine Sprache zu verstehen?	19
2.3	Bedeutung (Leonard Bloomfield (1933))	20
2.4	Phonem und Kategorisierung	23
2.5	Ähnlichkeit und Kategorisierung	27
2.6	Zwischenfazit	29
2.7	Metapher	32
3	Metaphorischer Zeichenprozess	35
3.1	Chomsky und seine Axiomatik	35
3.2	Langacker und seine Axiomatik	39
3.3	Speicherung der Bedeutung im Form von Merkmalen	41
3.4	Architektur des mentalen Lexikons	42
3.5	Archilexem und metaphorischer Zeichenprozess	45
3.6	Zwischenfazit: Metaphorischer Zeichenprozess	46
4	Personalpronomen und Demonstrativum	46
4.1	Japanisch und seine Personeneinschränkung: deiktische Inszenierung	46
4.2	Das erste und das zweite Personalpronomen im Deutschen und seine Referenz	47
4.3	Demonstrativum im Japanischen und seine Referenz	51
4.3.1	Selektion von <i>ko-a-</i> Demonstrativ-Paradigma	55
4.3.2	Selektion von <i>ko-so-</i> Demonstrativ-Paradigma	57
4.4	Das dritte Personalpronomen im Japanischen	60
4.5	Das dritte Personalpronomen im Deutschen und Japanischen	62
4.6	Eigenname	65
4.7	Zwischenfazit: Die aufgelöste dritte Person	69
5	Sprachmodell für das Japanische: Tokieda (1950)	70
5.1	Zustand einer Synthese von Subjekt und Objekt	73
5.2	Langacker (1990) <i>Subjectification</i> des sprechenden Subjekts	76
5.3	Innen- und Außenperspektive im Deutschen	78
5.4	Innerhalb oder Außerhalb der Szene	81
6	Außen- und Innenperspektive und grammatische Mittel	82
6.1	Zeit und sprachliche Relativitätstheorie	82
6.2	Außenperspektive und das Tempussystem Reichenbachs (1947)	84
6.3	Funktion der Grammatik: Signalisierung der Abweichung von der Sprecher-Origo	86
6.4	Außen- und Innenperspektive der Raumzeit	90
6.5	Einführung: Kodierung der Innenperspektive der Raumzeit	92
6.6	Innenperspektive der Raumzeit und ihre Zeitlogik: Japanisch	93
6.7	Das japanische Verbalsuffix <i>-ta</i> und sein vorausgesetztes Zeitkonzept	94

6.8	Unterschiedliche metaphorische Konzipierungen der Raumzeit	100
6.9	Zwischenfazit	102
7	Sprache als Erkenntnisteknik: Sprache macht Denken erst möglich	104
7.1	Ersatztechnik für Instinktprogramm	106
7.2	Peirce und seine Zeichentheorie	108
7.2.1	Die symbolische Inferenz als Erkenntnisprozess	110
7.3	Ein vollständiges sprachliches Zeichen	116
7.4	Unterschiedliche Ausschnittmuster eines Sachverhalts: Nomen und Adjektiv	120
7.4.1	Nominale Quantifikation hat keinen ontologischen Status	121
7.5	Hypothese: Eindruck der Einzelsprache	127
7.5.1	Hypothese des grammatischen Musters des Japanischen	129
7.5.2	Ausrüstung der Sprachen	130
7.5.3	Darstellung der Hypothese	132
7.6	Der zu versprachlichende Raum aus dem außenstehenden und nicht außenstehenden Betrachtungspunkt	135
8	Über die Subjektivität in der Sprache	141
8.1	Motivierte Gegenüberstellung der Sprachmodelle	141
8.2	Subjektivität und Sprache (Benveniste 1966)	144
8.2.1	Subjektivität und ihre sprachliche Realisierungsform	150
8.3	Personenbezeichnungen im Japanischen	152
8.4	Struktur der Personenbeziehungen im Verb: Referenztechnik der Wahrnehmung	157
8.5	Zählbarkeit und außenperspektivische Betrachtungsposition	162
8.5.1	Nominalqualifikation und deutsche Referenztechnik	164
8.6	Methodisch misslungene Gegenüberstellung	169
8.7	Erkenntnisse und Grundlage für kontrastive Untersuchungen	172
9	Problematisierung der Parametersetzung	175
9.1	Parameter für die sprachliche Rekonstruktion der Ortsveränderung	175
9.2	Das grammatische Subjekt	176
9.2.1	Das verbreitete Verständnis über den Begriff des grammatischen Subjekts	179
9.3	Das Topik im Japanischen	182
9.4	Die bevorzugte Perspektivierung über ein Besitz-Verhältnis: <i>sein</i> und <i>haben</i>	185
9.4.1	Der Begriff <i>Besitzen</i>	186
9.4.2	Das grammatische Subjekt und das Konzept des <i>Haben</i> -Besitzes	190
9.5	Kongruenzphänomen im Japanischen: Topik-Komment-Kongruenz	192
9.5.1	Höflichkeitssprache im Japanischen: Kongruenzphänomen	195
9.5.2	Verwendungsprinzip der Höflichkeitssprache im Japanischen:	199
9.5.3	Ein absolutes und relatives System der Höflichkeitssprache	206
9.5.4	Zwischenfazit der Höflichkeitssprache im Japanischen: Kongruenzphänomen	212
10	Grammatisches Muster für die japanische Ortsveränderung	217
10.1	Sprachliche Konzipierung der Bewegung im Japanischen	217
10.2	Drei Verben für die Bewegung eines Gegenstandes: <i>Ageru</i> , <i>Kureru</i> und <i>Morau</i>	219
10.2.1	Kodierung der Bewegung eines Gegenstandes und Personeneinschränkung	227
10.2.2	Kodierung der Bewegung als Kongruenz der fehlenden dritten Person:	232
10.3	Kodierung der Ortsveränderung mit <i>kuru</i> „kommen“ und <i>iku</i> „gehen“	237
10.4	Kodierung der Ortsveränderung und unterschiedliche Betrachtungspunkte	241
11	Zusammenfassung der Ergebnisse und Ausblick	246

11.1 Rückblick über die zentrale Fragestellung, Ausgangsthese und Überblick
über das Hauptergebnis der Arbeit

246

Literaturverzeichnis

1 Einleitung

1.1 Exposition der Aufgabe: Forschungsgegenstand

Woran man zweifeln kann [...] Schon vor einer Reihe von Jahren habe ich bemerkt, wieviel Falsches ich in meiner Jugend habe gelten lassen und wie zweifelhaft alles ist, was ich hernach darauf aufgebaut, daß ich daher einmal im Leben alles von Grund aus umstoßen und von den ersten Grundlagen an neu beginnen müsse, wenn ich jemals für etwas Unerschütterliches und Bleibendes in den Wissenschaften festen Halt schaffen wollte. (René Descartes 1641/2009: Deutsche Übersetzung von Artur Buchenau 1915: 11)

In der vorliegenden Arbeit handelt es sich um einen Erklärungsversuch für die unterschiedlichen grammatischen Muster, die der jeweiligen Sprache, dem Deutschen und Japanischen, in Bezug auf die Versprachlichung einer Ortsveränderung typischerweise zugrunde liegen. Eine Ortsveränderung, die wir hier behandeln möchten, umfasst Folgendes: Eine Ortsveränderung ist die erfolgreiche Erreichung eines Ziels (Satz 1), nicht eine Bewegung an einem Ort (Satz 2).

1. Er läuft über die Wiese. (Wiese mit Kontur vorgestellt = ein Ziel)
→ **Ortsveränderung** eines Agens (hier: *er*)
2. Er läuft auf der Wiese herum. (Wiese ohne Kontur vorgestellt = eine Ortsangabe, wo die Handlung stattfindet.)
→ **Bewegung an einem Ort**

In der vorliegenden Arbeit wird versucht zu klären, was für ein grammatisches Muster für diese perfektivische Ortsveränderung in den jeweiligen Sprachen erschließbar ist. Wie wird die perfektivische Ortsveränderung in der jeweiligen Sprache typischerweise sprachlich konzipiert? Die deiktischen Elemente werden dafür im Deutschen und Japanischen unterschiedlich verwendet, um dieselbe perfektivische Ortsveränderung auszudrücken. Im Japanischen kann nicht das Verb *kuru* (*de*: „kommen“) genutzt werden, wobei im Deutschen die Verwendung des Verbs *kommen* den Normalfall darstellt (Satz (3) und (4)).

3. Ich komme zu dir.
4. 私は あなたのところに 来る
**Watashi-wa* *anata-no-tokoro-ni* *kuru*
 Ich-TOP du-GEN-Ort-DAT kommen
* „Ich komme zu dir.“

Die deiktischen Elemente, die in der vorliegenden Arbeit hauptsächlich behandelt werden, sind das Verbpaar *kommen* und *gehen* im Deutschen, *kuru* und *iku* im Japanischen. Die Verwendung dieser Verben (*kommen/kuru* und *gehen/iku*) ist insofern deiktisch, dass ihre Interpretation von der Sprechsituation abhängig ist. Der Begriff *Deixis*, der im altgriechischen Wort *δείκνυμι* ‚ich zeige‘ seinen Ursprung nimmt, bezeichnet die Bezugnahme auf Personen, Orte und Zeiten in der jeweiligen konkreten Sprechsituation, die mit Hilfe von deiktischen Ausdrücken wie *ich, du, hier, dort, heute, morgen* usw. erfolgt. Der Interpret versteht die Bedeutung des Satzes mit diesen deiktischen Elementen in Bezug auf den Sprecher (ich), den Sprechort (hier) und die Sprechzeit (jetzt). Die deiktischen Elemente sind somit von der Definition her solche, die nur in Bezug auf den Sprecherstandort, die *Origo* – das Hier und Jetzt vom Sprecher in der aktuellen Sprechsituation – in der Terminologie des Psychologen Karl Bühler (1934) funktionieren. Wenn ihre Interpretation der deiktischen Elemente die *Origo* – das Hier und Jetzt vom Sprecher in der aktuellen Sprechsituation – voraussetzt, können wir anhand der Beispielsätze (5 – 8) annehmen, dass die beiden Verbpaare im Deutschen und Japanischen *kommen/kuru* und *gehen/iku* die folgenden lexikalischen Bedeutungen [1] aufweisen:

5. Ich komme heute wieder hierher.

6. *Ich gehe heute wieder hierher.

7.	私は	今日	また	ここに	来る
	Watashi-wa	kyou	mata	koko-ni	kuru.
	Ich-TOP	heute	wieder	hier-DAT	kommen
	„Ich komme heute wieder hierher.“				

8.	*私は	今日	また	ここに	行く
	*Watashi-wa	kyou	mata	koko-ni	iku.
	Ich-TOP	heute	wieder	hier-DAT	gehen
	* „Ich gehe heute wieder hierher.“				

[1]

I. *gehen/iku* = ein Gegenstand bzw. ein Agens richtet sich von der Sprecher-Origo weg.

II. *kommen/kuru* = ein Gegenstand bzw. ein Agens richtet sich zur Sprecher-Origo hin.

Da sich der Sprecher in der Regel in der Sprechzeit *hier* befindet, benutzt er im obigen Fall das Bewegungsverb zu sich hin (= *kommen/kuru*) und nicht das Bewegungsverb von *hier* weg (= *gehen/iku*). Lassen wir uns die Annahme der lexikalischen Bedeutung der beiden

Verbpaare mit den folgenden modifizierten Beispielen von Fillmore (1997: 80) bestätigen. Stellen wir uns eine Situation vor, wo man sich von einer Party auf den Heimweg begibt.

9. Ich ging gegen Mitternacht nach Hause.¹

10. Ich kam gegen Mitternacht nach Hause.

11. (私は)	真夜中に	家に	帰って行った ²
(Watashi-wa)	mayonaka-ni	ie-ni	kaette-i-tta.
(Ich-TOP)	Mitternacht-GEN	Haus-GEN	zurück-gehen(AUX)-PERF

„Ich ging Mitternacht nach Hause.“

12. (私は)	真夜中に	家に	帰って 来た
(Watashi-wa)	mayonaka-ni	ie-ni	kaette-ki-ta.
(Ich-TOP)	Mitternacht-GEN	Haus-GEN	zurück-kommen(AUX)- PERF

„Ich kam Mitternacht nach Hause.“

Das Wort *Mitternacht* in den Sätzen lässt sich unterschiedlich interpretieren. Mitternacht – der sogenannte fiktive Betrachtungspunkt – wird in Satz (9) und (11), in dem jeweils das Verb *gehen* sowie *iku* (*de*: „gehen“) verwendet wird, in der Regel als die Zeit, in der der Sprecher den Partyraum verlassen hat (= die Bewegung, vom Betrachtungspunkt *Mitternacht* weg/entfernt (= *gehen/iku*)), und in Satz (10) und (12) hingegen, in dem das Verb *kommen* sowie *kuru* (*de*: „kommen“) verwendet wird, als die Zeit, in der der Sprecher von der Party zu Hause angekommen ist (= die Bewegung zum Betrachtungspunkt *Mitternacht* hin (= *kommen/kuru*)), verstanden. Insofern weisen die deiktischen Verbpaare beider Sprachen *kommen/kuru* und *gehen/iku* die gleichen lexikalischen Bedeutungen auf.

[2]

I. *gehen/iku*:

Ein Gegenstand bzw. ein Agens richtet sich von der Sprecher-Origo bzw. dem fiktiven Betrachtungspunkt weg.

Der Endpunkt der Bewegung liegt nicht mehr bei der Sprecher-Origo bzw. dem fiktiven Betrachtungspunkt.

II. *kommen/kuru*:

Ein Gegenstand bzw. ein Agens richtet sich zur Sprecher-Origo bzw. zum fiktiven Betrachtungspunkt hin.

¹ Die deutschen Beispiele hier und im Folgenden wurden von mir übersetzt.

² Die japanischen Beispiele hier und im Folgenden wurden von mir übersetzt.

Der Endpunkt der Bewegung liegt bei der Sprecher-Origo bzw. dem fiktiven Betrachtungspunkt.

In der Praxis tritt jedoch ein Anwendungsunterschied dieser Verben zwischen den beiden Sprachen zutage, so wie wir in Satz (3) und (4) gesehen haben. Wodurch ist diese unterschiedliche praktische Verwendung der beiden Sprachen motiviert? Lässt sich der Unterschied auf einen Unterschied der sprachlichen Konzipierung *des zu versprachlichenden Raums* zurückführen? Dies ist die Frage, der die Arbeit nachgeht.

1.1.1 Unterschiedlicher Grad der Sprechergebundenheit: *Die Origo-Hineinversetzung*

Es gibt zahlreiche Untersuchungen, in denen die Gebrauchsweisen des deiktischen Verbpaars im Japanischen und in den indogermanischen Sprachen – insbesondere im Englischen – miteinander verglichen werden. In solchen Untersuchungen wird oft die sogenannte *Origo-Hineinversetzung* mit unterschiedlichen Begriffen thematisiert, um den Anwendungsunterschied der deiktischen Elemente zwischen dem Japanischen und den anderen Sprachen zu erklären. Versuchen wir uns zunächst anhand von Beispielen Coulmas (1982: 213) eine konkrete Vorstellung über die *Origo-Hineinversetzung* zu verschaffen. Wie schon kurz erwähnt (vgl. auch Satz (3) und (4)), weisen die beiden Sprachen im Dialog in Bezug auf die Verwendung der deiktischen Elemente folgenden Unterschied auf:

13. Can you come over for a minute?
Ok, I'm coming/*going.

14. Kommst du mal bitte zu mir?
Ja, ich komme/*gehe gleich.

15. A

ちょっと	こちらに	来て下さい
Chotto	kochira-ni	kite-kudasai
Mal	hier-GEN	kommen-IMP(AUX)

„Kommst du mal bitte zu mir?“

B

はい	すぐ	きます いきます
Hai	sugu	*ki-/ iki-masu
Ja	gleich	kommen/ gehen-HÖF(AUX)

„Ja, ich *komme/gehe gleich.“

Um auf die Bewegung *vom Sprecher zum Hörer hin* zu verweisen, unterscheiden sich die Beispielsätze in Folgendem: Der Sprecher verwendet im unmarkierten Fall oder sogar fast zwingend wider die lexikalische Bedeutung das Verb *kommen/come* auf Deutsch und Englisch „ich *komme* zu dir“ (Satz (13) und (14)), wobei der Sprecher auf Japanisch nicht *kuru* (*de*: „kommen“), sondern nur *iku* (*de*: „gehen“) einsetzen kann.

16. Ich komme heute zu dir.

17.

今日	行く 来る	ね
Kyou	iku/*kuru	ne ³
Heute	gehen/*komme	PART

„Ich gehe/*komme heute (zu dir).“

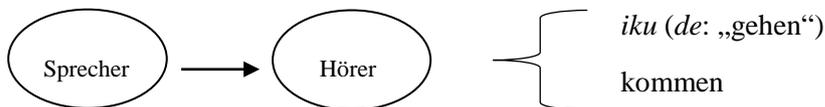


Abb. 1: Bewegung vom Sprecher zum Hörer hin: kommen oder gehen

In der Regel liegt der Betrachtungspunkt der Bewegung bei *hier* und *jetzt* in der Sprechsituation. Wenn sich der Endpunkt der Bewegung bei *hier* in der Sprechzeit befindet, verwenden wir theoretisch – d. h. von der lexikalischen Definition her – das deiktische Verb *kommen/kuru*. In den praktischen Anwendungen zeigt sich dies jedoch wie oben (Satz 13 – 15) anders. Die *Origo-Hineinversetzung* erklärt sinngemäß: Der Sprecher kann sich in den Sprachen, wie im Deutschen oder im Englischen, leicht in die Lage des Gesprächspartners hineinversetzen. Er macht somit aus dem Standpunkt des Hörers ein sogenanntes fiktives *Hier* – den fiktiven Betrachtungspunkt der Bewegung –, von wo aus das deiktische Element – ob

³ Was in der Arbeit – trotz der anscheinenden Relevanz – nicht beachtet werden kann, sind die sogenannten *Sentence-final particles*, die möglicherweise als die Bestätigung des Satzinhalts vom Sprecher fungieren, die *ne* in diesem Satz aufweisen:

In Japanese there is a group of particles called sentence-final particles. In non-inverted sentences, sentence-final particles are placed at the end of a main clause and indicate the function of the sentence or express the speaker’s emotion or attitude toward the hearer in a conversational situation (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 45).

Ne = „a sentence-final particle that indicates the speaker’s request for confirmation or agreement from the hearer about some shared knowledge. English tag question (such as isn’t it?; don’t you?; do you?); you know (Ebd.: 286)“.

vom *Standpunkt entfernt* oder *zum Standpunkt hin* – entschieden wird. Der Sprecher übernimmt sozusagen die Origo des Hörers, der von der lexikalischen Definition her mit Recht das deiktische Verb *kommen/kuru* verwendet. Da man auf Japanisch in einem solchen Fall (Satz 13 – 15) nur mit *iku* (*de*: „gehen“) die Bewegung vom Sprecher zum Hörer ausdrücken kann, wird erklärbar, dass im Japanischen, anders als im Deutschen und im Englischen, irgendetwas den Sprecher daran hindert, geistig seine Origo zu verlassen und sich frei in die des Hörers hineinzusetzen. Die Origo als Zentrum der Deixis ist im Japanischen fester an den Sprecher selbst gebunden. Die deiktischen Verben werden in so einem Fall im Japanischen *sprecherorientiert* verwendet. Dies ist zunächst die Erklärung mittels der Origo-Hineinversetzung bezogen auf die unterschiedlichen Kodierungsprinzipien der Bewegung mit dem deiktischen Element in den beiden Sprachen.

1.2 Sinn der Fragestellung

Bei näherer Überlegung fällt einem sofort auf, dass die Erklärung mit der Origo-Hineinversetzung die Verwendung des deiktischen Elements im Japanischen *richtig* beschreibt, sie erläutert uns jedoch keineswegs die Regel, warum in einer Sprache die Origo in dem üblichen Fall verlassen wird und in der anderen nicht. Sie veranschaulicht – unter der Bedingung, dass die Definition der lexikalischen Bedeutung des Verbpaars (*iku-kuru* und *gehen-kommen*) stimmt –, dass sich der Sprecher nicht geistig versetzen kann, jedoch nicht, warum dies der Fall ist. Die Origo-Hineinversetzung ist eine Ad-hoc-Erklärung – ad hoc (lat⁴: „zu diesem, hierfür“) oder sinngemäß „zur Sache passend“ – für die Anwendung der Sätze (13 – 15). Es darf zugleich auch als eurozentrisch bezeichnet werden, denn es wurde zu den indogermanischen Sprachen passend gemacht. Wer von der Origo-Hineinversetzung spricht, geht von der Parametersetzung aus, die gemäß den indogermanischen Sprachen entworfen wurde. Es wird meines Erachtens angenommen, dass eine Ortsveränderung sprachlich als [eine erfolgreiche Erreichung eines Ziels durch den Agens] konzipiert und typischerweise mit der morphologischen Benennung oder Andeutung am Verb des Agens und Ziel ausgedrückt wird, obwohl wir eigentlich keinen einleuchtenden Grund für diese sprachliche Konzipierung der Ortsveränderung haben, außer dass die indogermanischen Sprachen so vorgehen. Wenn zwei deiktische Elemente in zwei verschiedenen Sprachen einmal für ein und dieselbe Bewegung gleichermaßen (Satz 3 – 12) verwendet werden können, scheinen sie in dieser Hinsicht die gleiche lexikalische Bedeutung aufzuweisen – einmal jedoch nicht (Satz 13 – 17).

⁴ Für Latein steht hier und im Folgenden die Abkürzung *lat.*

Somit darf auch – wenn man sich nicht zu einer indogermanischen Parametersetzung verpflichtet fühlt – an der Voraussetzung gezweifelt und Folgendes angenommen werden: Im letzteren Fall – also im Dialog, in dem es um eine Bewegung zwischen den Gesprächsteilnehmern geht (Satz 13 – 17) – werden die Ortsveränderungen bzw. Raumrelationen in der jeweiligen Sprache – Deutsch/Englisch und Japanisch – sprachlich unterschiedlich konzipiert. Es handelt sich nicht nur um die sprachliche Konzipierung des Raums im Japanischen. Es ist im Grunde bekannt, dass die Sprachen der Welt den Unterschied aufweisen, ob sie mit dem Verb *kommen* oder *gehen* die Bewegung, die sich vom Sprecher zum Hörer richtet, ausdrücken (Abb. 1). In den bekannten indogermanischen Sprachen wie Englisch, Französisch und Deutsch wird in der Regel das Verb *kommen* verwendet, Thai oder Japanisch und viele andere nutzen das Verb *gehen*.⁵ Die Frage, ob die Erklärung der Origo-Hineinversetzung für so einen Fall, in dem das Verb *kuru*, das das Pendant vom Verb *kommen* bezüglich der Bewegung vom Sprecher zum Hörer darstellt, verwendet wird, eine ausreichende Erklärung ist und ob es keine andere Erklärungsmöglichkeit dafür gibt, ist auch in dem oft behandelten Forschungsbereich in der Sprachwissenschaft relevant, da viele Untersuchungen, die vor allem intensiv in den letzten Jahrzehnten durchgeführt wurden, meines Erachtens unreflektiert die Gültigkeit der indogermanischen sprachlichen Konzipierung der Bewegung [eine erfolgreiche Erreichung eines Ziels durch den Agens] voraussetzen. Unabhängig davon, ob der Begriff der Origo-Hineinversetzung verwendet wird oder nicht, veranschaulicht die Fragestellung mit dem Begriff der Origo-Hineinversetzung meines Erachtens den Kern des Problems einer solchen Untersuchungen gut. Hierin sehe ich den Sinn der Fragestellung vorliegender Arbeit.

1.3 Überblick hinsichtlich der Verwendung deiktischer Elemente im Deutschen und Japanischen

Das Verb *kuru* (*de*: „kommen“) kann im Japanischen nach seiner lexikalischen Bedeutung treu ausschließlich für die Bewegung – ein Gegenstand bzw. ein Agens richtet sich zum Sprecher hin – verwendet werden und das Verb *iku* (*de*: „gehen“) ebenso ausschließlich für die andere Richtung, die sich vom Sprecher weg zum Gesprächspartner hin richtet. Das heißt, die Bewegung wird im Japanischen in Bezug auf die Verwendung des deiktischen Verbpaares

⁵ Es gibt auch Fälle im Deutschen, in denen, auf die Bewegung vom Sprecher zum Hörer bezogen, der Sprecher *gehen* verwendet. Das stellt aber einen markierten Fall dar. In der vorliegenden Arbeit wird nicht darauf eingegangen.

immer sprecherorientiert, vom Sprecherstandpunkt in der aktuellen Sprechsituation aus, bestimmt und das lexikalisch passende Verb für die Richtung entweder von der Sprecher-Origo entfernt oder zur Sprecher-Origo hin ausgewählt. Diese strenge Verwendungsregel macht sogar auf den ersten Blick den Eindruck, dass die Bewegungsrichtung des deiktischen Verbs im Japanischen unabhängig vom Hörer ausschließlich in Bezug auf den Sprecher bestimmt wird. Es scheint somit, dass sich die Regel der Verwendung des japanischen deiktischen Verbpaars unkompliziert folgendermaßen definieren lässt: Die Bewegung zum Sprecher hin wird mit dem Verb *kuru* (de: „kommen“) ausgedrückt, alles andere mit dem Verb *iku* (de: „gehen“) (Abb. 2).

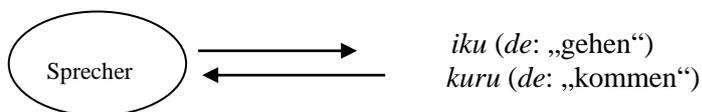


Abb. 2: Bewegung vom Sprecher weg oder zum Sprecher hin im Japanischen

Im Deutschen dagegen wird das Verb *kommen* verwendet, das lexikalisch – ein Gegenstand bzw. ein Agens richtet sich zum Sprecher hin – bedeutet, entgegen der lexikalischen Bedeutung für die Bewegung, die sich vom Sprecher weg zum Gesprächspartner richtet.

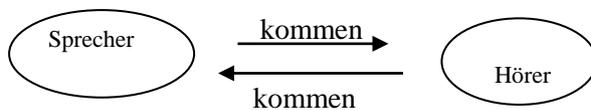


Abb. 3: Bewegung vom Sprecher weg oder zum Sprecher hin im Deutschen

Die Bewegungsrichtung wird im Deutschen nicht immer sprecherorientiert, vom Sprecherstandpunkt in der aktuellen Sprechsituation aus, bestimmt; sondern in einem solchen Fall, in dem der Sprecher für die Bewegung, die sich vom Sprecher zum Hörer richtet, das Verb *kommen* verwendet, nimmt der Sprecher den Standort des Hörers ein. Der Sprecher versetzt sich in den Hörer hinein, und von da aus bestimmt er die Bewegungsrichtung und wählt das lexikalisch für die Richtung, entweder vom Hörer weg oder zum Hörer hin, passende Verb aus. Dies haben wir im obigen Abschnitt *Origo-Hineinversetzung* genannt. (vgl. Abb. 4 und 5)

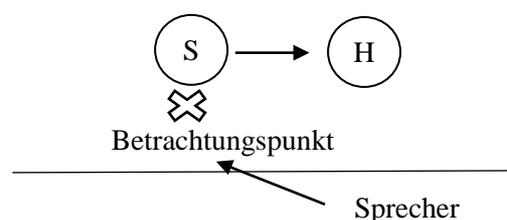


Abb. 4: „Ich gehe zu dir.“

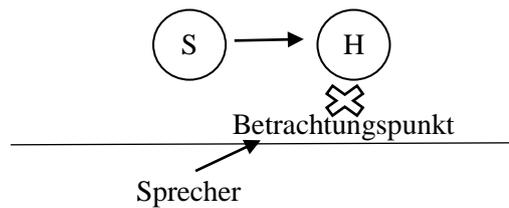


Abb. 5: „Ich komme zu dir.“, der zur Hörer-Position versetzte Betrachtungspunkt

Dies lässt sich so zusammenfassen: Im Deutschen werden die Bewegungen *zum Sprecher hin* und *vom Sprecher zum Hörer* mit dem Verb *kommen* ausgedrückt, und die Bewegung vom Sprecher und Hörer weg wird mit dem Verb *gehen* ausgedrückt (Abb. 6). (vgl. Swan 2005: 109 – 110)

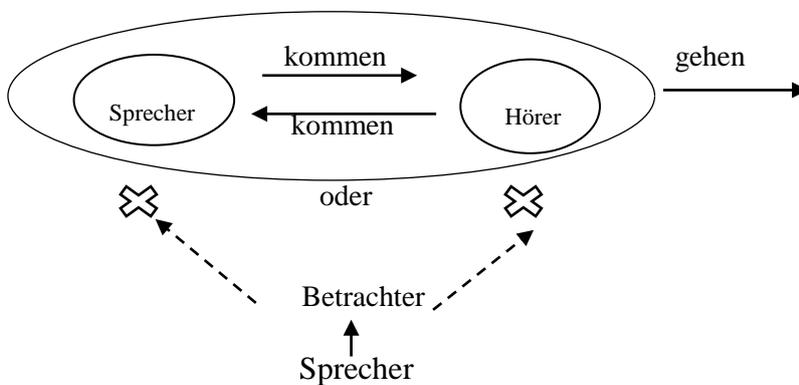


Abb. 6: Bewegung vom Sprecher weg oder zum Sprecher hin im Deutschen

Es ergibt sich die Frage: Wenn das alles stimmt, und beide Richtungen zum Sprecher hin und vom Sprecher weg mit ein und demselben Verb *kommen*, das lexikalisch – ein Gegenstand bzw. ein Agens richtet sich zum Sprecher hin – bedeutet, ausgedrückt werden können, was gewährleistet dann die richtige sprachliche Rekonstruktion der Bewegung im Deutschen – eine Bewegung vom Sprecher zum Hörer oder eine Bewegung vom Hörer zum Sprecher? Dies ist eine intuitive, einfache Frage aus Sicht des japanischen Muttersprachlers, in der Sprache die streng am Sprecherstandpunkt gebundene Wiedergabe der Richtung die richtige Rekonstruktion der gemeinten Ortsveränderung gewährleistet.

Mit folgenden Fragen beginnen wir unsere Überlegung der Arbeit: Woran lässt sich zweifeln? Was muss nicht vorausgesetzt bzw. was sollte nicht vorausgesetzt werden? Um diese Fragen zu beantworten, ist es notwendig, sich über die Funktion der Sprache an sich Gedanken zu machen, auch wenn es vor allem auf die Forscher mit indogermanischen Muttersprachen für den unmittelbaren Zweck der vorliegenden Arbeit etwas abwegig wirkt. Es ist ein unabdingbarer Umweg für uns. Denn auch, wenn viele Forscher ihre Axiomatik, auf

der die Theorie für ihre Sprachanalyse aufgebaut ist, unreflektiert lassen und ihnen trotzdem eine plausible Erklärung für ihre gezielten Sprachphänome gelingt, ist dies bei der kontrastiven Untersuchung des Japanischen und Deutschen nicht immer der Fall, wie der deutsche Sprachwissenschaftler Peter Hartmann, der sich auch mit dem Japanischen beschäftigt hat, sagt:

Jede differenzierte Betrachtung eines Gegenstandes aber hat als größtes Hindernis die meist zu wenig gefürchtete eigene Terminologie vor bzw. bei sich, und jede Philosophie oder Wissenschaft besteht größtenteils [sic!] in der steten Überprüfung, dem adäquaten Umbau und nötigenfalls Über-Bord-Werfen ihrer Terminologie, soweit sie nur traditionell und falsch ist (Hartman 1952: 310).

Die vorliegende Arbeit ist eine von zahlreichen Forschungen über die Deixis und lokale Ausdrücke. Dieser Forschungsbereich ist in der Tat einer der sehr gut und intensiv behandelten Abschnitte. Es gibt jedoch nicht viele Untersuchungen, die sich mit Themen aus der allgemeinen sprachwissenschaftlichen Perspektive auseinandersetzen. Anders gesagt, aus der Perspektive, in der die Sprache als *Zeichen* betrachtet wird, werden in der vorliegenden Arbeit die deiktischen lokalen Ausdrücke im Deutschen und im Japanischen behandelt. Hierin sehen wir den Sinn vorliegender Arbeit.

1.4 Aufbau der Arbeit

Es wird in der vorliegenden Arbeit versucht, ein Kodierungsprinzip, das die sprachliche Rekonstruktion der Ortsveränderung in den beiden Sprachen steuert, zu erschließen. Dabei werden unter anderem die folgenden Punkte berücksichtigt:

- Warum ist dieser Anwendungsunterschied der deiktischen Elemente möglich?
- Was unterstützt die *Origo-Hineinversetzung* im Deutschen, und was verhindert die *Origo-Hineinversetzung* im Japanischen?

und schließlich

- Wodurch sind diese unterschiedlichen Kodierungen motiviert?

Dahingehend beginnt das zweite Kapitel mit der Überlegung bezogen auf die mögliche axiomatische Voraussetzung bei der Sprachforschung. Durch die Bemerkung über die Epistemologie von Ferdinand de Saussure, die uns den Forschungsgegenstand der

Sprachwissenschaft bewusst gemacht hat, wird das zweite Kapitel eingeleitet. Im Mittelpunkt stehen im zweiten und auch in weiteren Kapiteln die Fragen: Was ist übereinzelsprachlich erhaltbar? Was bedeutet es überhaupt, eine Sprache zu verstehen? In Kapitel 2 wird dieser Frage nachgegangen. Das gesamte dritte Kapitel wendet sich der Darlegung des in der Linguistik erneut definierten metaphorischen Vorgangs des Menschen, der den menschlichen Erkenntnisprozess stützt, zu. Mit der Überzeugung hinsichtlich der Funktion des metaphorisierenden Subjekts im Zeichenprozess wird der wichtigste Punkt der vorliegenden Arbeit eingeführt: Der Zeichenprozess lässt sich nicht unabhängig vom Faktor *Menschen* (dem metaphorisierenden Subjekt) behandeln. Damit wird die Suche nach der möglichen Antwort der Frage – was repräsentiert die Sprache – gestartet. Dahingehend wird in Kapitel 3 ein kleiner Überblick in Bezug auf die in den Sprachtheorien zugrundeliegende Axiomatik verschafft. Dabei wird auf die Sprachtheorie von der sogenannten modistischen Grammatik des späten Mittelalters sowie von Charles S. Peirce hingewiesen, die die Sprache nicht als Ausdrucksmittel der Welt, sondern als Erkenntnismittel betrachtet. Der Erkenntnisprozess durch Sprache bzw. Sprechen, der von Peirce als *Semiose* bezeichnet wurde, wird jedoch noch nicht in Kapitel 4 dargelegt, sondern an dieser Stelle wird die Anfangsthese der Arbeit noch einmal dargestellt und festgestellt, dass es sich in der Arbeit um den Konzipierungsunterschied der zu versprachlichenden Raumzeit handelt. Als Darstellungsmodelle der in der jeweiligen Sprache bezüglich der Versprachlichung einer Ortsveränderung vorausgesetzten Raumzeit werden dann in Kapitel 5 zwei Sprachmodelle von Tokieda (1950) und von Bühler (1934/1982) jeweils für das Japanische und das Deutsche gegenübergestellt. Dieser konzeptionelle Unterschied der Raumzeit wird dann in Kapitel 6 durch Beispiele aus einem anderen Konzeptbereich – dem Zeitkonzept in der Sprache – bestätigt. In Kapitel 7 kommen wir wieder zum Thema Funktion der Sprache zurück und die Peirce'sche Zeichentheorie wird mit konkreten sprachlichen Beispielen vorgestellt. Ein vollständiges sprachliches Zeichen sei der Satz. Wenn wir wissen möchten, wie mit der Sprache auf die Welt referiert wird, sollten wir somit nicht von einem Wort, sondern immer von einem Satz reden. Mit diesen aus dem Kapitel 6 gewonnenen Erkenntnissen schränken wir ab Kapitel 7 unsere Überlegung auf einen Satz ein. Somit gelingt uns in Kapitel 8, eine sprachliche Erscheinungs- bzw. Kodierungsform anzunehmen, die morphologisch unsichtbar ist, jedoch wenn sie in einem Satz betrachtet wird, rekonstruierbar ist. So ein Element, das in dieser unsichtbar jedoch rekonstruierbaren Weise sprachlich kodiert wird, ist beispielsweise der aktuelle Sprecher. In Kapitel 9 geht es somit um die Überlegung über die sprachliche Erscheinungsform des aktuellen Sprechers. Dabei wird das grammatische Subjekt im

Deutschen und das Topik im Japanischen als Variante der Realisierungsform des aktuellen Sprechers dargestellt. Diese unterschiedliche Erscheinungsform sowie die möglicherweise dahintersteckende unterschiedliche Konzipierung vom *Sprecher* werden in Kapitel 10 mit den unterschiedlichen sprachlichen Konzepten der Raumzeit in Verbindung gebracht. Es wird behauptet, dass die unterschiedlichen Raumkonzepte letztendlich den unterschiedlichen Positionen, die der aktuelle Sprecher als der Betrachter im Zeichenprozess annimmt, gleichsetzbar sind. Im zusammenfassenden elften Kapitel wird als Hauptergebnis der Arbeit die unterschiedliche Verwendung des deiktischen Elements – insbesondere *kommen* und *gehen* im Deutschen, *kuru* „kommen“ und *iku* „gehen“ im Japanischen – auf den Unterschied der Konzipierung des Sprechers von sich selbst entweder als außenstehender Betrachter oder innenstehender Betrachter zurückgeführt. Der außenstehende Betrachter nimmt die Betrachtungsposition außerhalb der zu versprachlichenden Szene ein, der innenstehende Betrachter die innerhalb der zu versprachlichenden Szene. Somit lässt sich das Hauptergebnis der Arbeit auch folgendermaßen formulieren: Die unterschiedliche Verwendung des deiktischen Elements im Deutschen und Japanischen bezüglich der Versprachlichung einer Ortsveränderung den Unterschied der Innen- und Außenperspektive darstellt. Es wird der zurückgelegte Weg zu diesem Ergebnis noch zusammengefasst. Die Überlegung der Arbeit endet abschließend mit einem Hinweis auf das verbleibende Erkenntnisziel.

2 Epistemologie: Axiomatische Voraussetzung bei der Sprachforschung

2.1 Grundpositionen des strukturalistischen Zeichensystems

Die Sprache [ist] ein System, dessen Glieder sich alle gegenseitig bedingen und in dem Geltung und Wert des einen nur aus dem gleichzeitigen Vorhandensein des andern sich ergeben. (de Saussure 1916/1967: 136 f.)

Was ist der Gegenstand der Sprachwissenschaft? Der einflussreiche Schweizer Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure kritisierte mit der Behauptung – Sprache sei keine Substanz – die Voraussetzung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jhds. Die zentrale These des *Cours de linguistique générale* (Deutsch: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft 1967) lautet, Sprache bestehe aus Relationen. Diese Relationen ergäben sich durch den Filter des Sprechenden. Diese bahnbrechende Epistemologie von de Saussure lässt ausschließlich den Filter des sprechenden Subjekts, d. h. des Subjekts, das die bedeutungstragende Einheit erkennt, als einzig gültige Quelle der

Sprache gelten, die von der Sprachwissenschaft behandelt werden muss. Nochmals: Sprache sei nicht Substanz, sondern Relation, die durch den Filter des Sprechenden beziehungsweise hörenden Subjekts geschaffen werde. Die durch den Filter des Sprechenden geschaffene Sprache stellt ein System der Differenzierung, der Unterscheidung, dar. Sie befindet sich in einem synchronen Zustand, der sich durch den Begriff *Wert* charakterisiert. „Die Sprache (ist) ein System, dessen Glieder sich alle gegenseitig bedingen und in dem Geltung und Wert des einen nur aus dem gleichzeitigen Vorhandensein des andern sich ergeben“ (de Saussure 1967: 136 f.). „Der Wert eines sprachlichen Elements ergibt sich durch die Summe der Relationen, die es zu anderen Elementen eingeht. Jedes Element ist durch seinen Platz im Gesamtnetzwerk der Relationen bedingt. Sprache wird von de Saussure als ein System beschrieben ‚où tout se tient‘ (‚in dem sich alles gegenseitig bedingt‘)“ (Leiss 2009: 241). Bedeutung besteht in diesem Sinne besser gesagt nicht an sich aus einer Ansammlung positiver Merkmale, sondern sie kommt *immer von der Seite* (vgl. de Saussure 1967) durch Opposition zu anderen Komponenten im Wortfeld, das aus verwandten Konzepten besteht. Diese Ansicht führt in der Sprachforschung zu der Auffassung, dass es keine Entität in der Sprachforschung zu untersuchen gibt, die von dieser synchronen Relation zu anderen Zeichen des Systems losgelöst beschrieben werden kann. Eine einzelne Einheit des Systems, also das sprachliche Zeichen, besteht bei de Saussure in der strukturalistischen Semiologie aus der Ausdrucksseite (auch Bezeichnendes, Signifikant (*frz*⁶: *signifiant*)) und der Inhaltsseite (auch Bezeichnetes, Signifikat (*frz*: *signifié*)). Die Verbindung der Ausdrucksseite und der Inhaltsseite ist fest, jedoch *arbiträr*. Das System ist das, was de Saussure „*langue*“ (*de*: „Sprache (eines Volkes)“) genannt hat, das sprachliche Inventar einer Einzelsprache im Gegensatz zu „*parole*“ (*de*: „Redeweise“), die die individuelle Sprachverwendung ist. Varianten dieser Unterscheidung sind auch bei Wilhelm von Humboldt „*Ergon – Energieia*“, Karl Bühler „*Sprachgebilde – Sprechakt*“ (Bühler 1934), Noam Chomsky „*Kompetenz – Performanz*“ (Chomsky 1965) und bei vielen anderen zu finden.

Durch die de Saussure'sche Epistemologie präsentiert sich uns der Forschungsgegenstand der Sprachwissenschaft. Dies ist ein Punkt, den wir hier angesprochen haben und weiter in der vorliegenden Arbeit im Auge behalten wollen. Sprache wird insofern ausschließlich durch den Filter des Sprechenden Subjekts geschaffen, sodass sich die Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens durch die Summe der Relationen im für das Subjekt, das gerade die Bedeutung erkennt, synchronen Wortfeld ergibt.

⁶ Für Französisch steht hier und im Folgenden die Abkürzung *frz*.

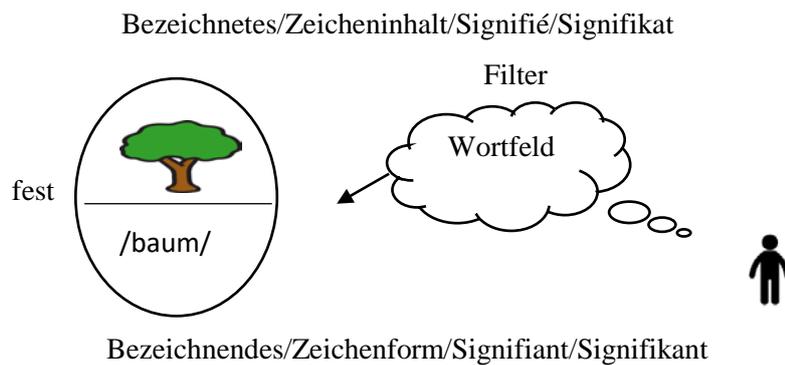


Abb. 7: Der Gegenstand der Sprachwissenschaft nach Ferdinand de Saussures⁷

Es sollte jedoch einigermaßen klargeworden sein, dass das dyadische Zeichenmodell von de Saussure von Definition her nicht ein Modell dafür ist, das darstellt, wie ein sprachliches Zeichen auf etwas in der realen Welt referiert. Vielmehr gibt de Saussures Zeichenmodell wieder, dass das einzelne sprachliche Zeichen des synchronen Systems, in dem die Ausdrucksseite und die Inhaltsseite untrennbar verbunden sind, und das System der *Langue*, das aus Relationen besteht, nur durch den Filter des sprechenden Subjekts geschaffen wird, das das System der Differenz, das synchrone Wortfeld, im Kopf hat. De Saussure hat in dem Sinne in die Sprachforschung den Faktor *Mensch* ins Spiel gebracht. Das sprechende bzw. hörende Subjekt ist somit präsent geworden, wenn man über die Funktion eines sprachlichen Zeichens reflektiert. Jedoch bleiben die Menschen im dyadischen Zeichenmodell außerhalb des Prozesses des Zeichens, wobei das Zeichen auf ein Objekt in der Welt referiert. Der Mensch ist hier lediglich der Filter, der das System der Differenz, die *Langue*, hervorbringt. Wir brauchen ein Modell, das den Prozess darstellt, wie ein sprachliches Zeichen auf ein Objekt bzw. einen Sachverhalt in der realen Welt referiert. Dafür benötigen wir mehr als ein dyadisches, nämlich ein triadisches Zeichenmodell, wobei das sprechende Subjekt in den Prozess des sprachlichen Zeichens involviert ist. Ein solches triadisches Zeichenmodell ist gleichzeitig ein Modell für das Zusammenwirken von *Langue* und *Parole*. In der vorliegenden Arbeit spielen die Begriffe *Relation* und der Filter des sprechenden/hörenden/denkenden Subjekts eine ausschlaggebende Rolle.

2.2 Was bedeutet es, eine Sprache zu verstehen?

⁷ Diese Zeichnung stammt von mir, jedoch inspiriert von dem bekannten *Languebaum* von de Saussure. Im Folgenden kommt mehrmals der modifizierte de Saussure'schen *Languebaum* vor. Es wird jedoch nicht jedes Mal sein Namen benannt.

Was bedeutet eigentlich, eine Sprache zu verstehen? Stellen Sie sich vor, man hört eine nicht vertraute oder gar unbekannte Sprache: Ab wann kann man eine Einheit der Sprache wie etwa ein Wort anhand der lautlichen Sequenz erkennen? Nun: Ob man eine Einheit der Sprache aus der lautlichen Sequenz erkennen kann, hängt offenbar damit zusammen, ob man das betroffene Zeichen im de Saussure'schen Sinne kennt, d. h. ob man eine konventional damit verbundene Inhaltsseite durch die Stimuli der gerade vernommenen Ausdrucksseite abrufen kann. Die Wahrnehmung setzt in dieser Hinsicht Sprache voraus. Ein ähnliches Beispiel können wir aus dem Bereich der wohlbekannten Farbtermini heranziehen. Die Farbe *Blau* existiert in der Welt nicht. Wir müssen den Begriff *blau*, dessen Platz im Wortfeld zusammen mit den verwandten Konzepten wie *grün*, *rot*, *gelb* bedingt ist, kennen, bevor wir in der Welt die Farbe *Blau* wahrnehmen. Stellen wir uns konkreter vor, wie der Prozess *bedeuten* (wie etwa *X bedeutet Y*) abläuft: Sollte der Japanischsprecher eine lautliche Einheit /wa/ aus der lautlichen Sequenz wahrnehmen können, heißt das zuerst, dass die lautliche Einheit /wa/ von ihm als Ausdrucksseite eines sprachlichen Zeichens verstanden worden ist. Das bedeutet gleichzeitig, dass wir die Ausdrucksseite /wa/ (Japanisch: は) mit der Inhaltsseite, in dem Fall mit der grammatischen Funktion *Topik-Markierung*, verbinden können. Für jemand anderen, der nicht Japanisch beherrscht, könnte die lautliche Einheit /wa/ etwas Anderes bedeuten. Oder es könnte sogar sein, dass die lautliche Einheit /wa/ für ihn nichts Anderes als eine physikalische Schallwelle darstellt, die keine Bedeutung trägt, weil ein sprachliches Zeichen, das diese Ausdrucksseite aufweist, in seiner Sprache nicht existiert und er somit die lautliche Einheit mit keiner Inhaltsseite verbinden kann. Das Beispiel macht deutlich, dass ein sprachliches Zeichen nur insofern ein sprachliches Zeichen sein kann, als es eine Komponente in einem sprachlichen System ist, in dem sich alle Komponenten in Bezug auf ihren Wert gegenseitig bedingen, und als ein sprechendes/hörendes Subjekt das erkennt. Nun haben wir unabdingbare Begriffe für die Reflexion über Sprache, nämlich das sprechende/hörende/denkende Subjekt und Relation. Zudem dürfen wir noch eine andere Relation, die bei Bloomfield (1933/1965) im Prozess von *Bedeuten* eines sprachlichen Zeichens entsteht, nicht übersehen.

2.3 Bedeutung (Leonard Bloomfield (1933))

Leonard Bloomfield, der maßgebliche Vertreter des amerikanischen Strukturalismus in der Sprachwissenschaft, hat eines der bedeutendsten sprachwissenschaftlichen Bücher des 20.

Jahrhunderts – *Language* – verfasst und definiert den Mechanismus des Prozesses *Bedeuten in der Sprache* folgendermaßen:

When anything apparently unimportant turns out to be closely connected with more important things, we say that it has, after all, a “meaning”; namely, it “means” these more important things. Accordingly, we say that speech-utterance, trivial and unimportant itself, is important because it has a *meaning*: the meaning consists of the important things with which the speech-utterance [...] is connected, namely the practical events [...] (Bloomfield 1933: 27).

Dem amerikanischen Strukturalismus in der Sprachwissenschaft wird oft zugeschrieben, dass er die Semantik aus dem Forschungsfeld der Sprachwissenschaft gestrichen hat. Bloomfields Ansatz liegt der Behaviorismus, oder besser, die behavioristische *Wissenschaft* vom Verhalten zugrunde. In den sprachwissenschaftlichen Studien der Behavioristen wurde angestrebt, die Sprachwissenschaft als Naturwissenschaft zu begründen. Dies hat zur Folge, dass der Behaviorist ausschließlich auf die sozusagen *objektive Methode* setzt, indem er jedes Verhalten in *Reiz und Reaktion* zerlegt (Englisch: „stimulus – response“). Er behandelt Sprache als Prozess, in dem ein Reiz eine Reaktion auslöst. Die Fragestellung über den Mechanismus selbst, wie etwa „warum gerade diese Reaktion?“, wird vom Behavioristen als *Black Box* betrachtet, in dem Sinne, dass man sie nicht wissenschaftlich hinterfragen kann (vgl. Skinner: 1953). Somit schränkt Bloomfield die Bedeutung in der Sprache aus methodischem Grund auf etwas ein, was sich in der Form *Reiz und Reaktion* erfassen lässt. Bedeutung ist für ihn das Verhalten des Hörers als Reaktion, das durch den Reiz in der äußeren Umwelt (z. B. den Sprechakt) ausgelöst wurde. In diesem theoretischen Rahmen hat man sich mit sprachlicher Bedeutung nicht ernsthaft auseinandergesetzt, und somit wurde keine authentische Theorie für die Semantik entwickelt. Werden Bloomfields wissenschaftliche Überzeugung als Behaviorist und seine Definition des Prozesses *Bedeuten* des sprachlichen Zeichens zusammen in Betracht gezogen, kann möglicherweise nachvollzogen werden, warum er so vorsichtig mit dem Begriff der Semantik umgegangen ist. Er hat den Prozess *Bedeuten* eines sprachlichen Zeichens meines Erachtens sinngemäß wie folgt definiert: Wenn man eine lautliche Einheit aus der Sequenz als sprachlautliche Einheit erkennt, die konventionell an eine bestimmte Inhaltsseite gebunden ist, verweist das Zeichen auf etwas, was für das sprechende bzw. hörende Subjekt *relevanter* ist. Diese hierarchische Relation der Relevanz zwischen einem Zeichen, das aus Inhaltsseite und Ausdruckseite besteht, und einem anderen System, das seinerseits auch ein System der Differenz ist, ist für Bloomfield der Prozess des Bedeutens des sprachlichen Zeichens. Der Prozess eines

sprachlichen Zeichens ist auch für ihn unvermeidlich ein Prozess, den ein sprechendes Subjekt ausübt. Der Faktor *Mensch* war damals, eventuell auch heute noch, etwas, was sich wissenschaftlich nicht behandeln lässt. Konsequenterweise wurde die Semantik aus dem *wissenschaftlichen* Forschungsfeld gelöscht. Diese Ansicht erlaubt Bloomfield nicht, etwas wie die Hierarchie der Relevanz, die auf den ersten Blick völlig subjektiv und relativ ist und sich nicht hinterfragen zu lassen scheint und somit in einer *Black Box* bleiben soll, zum naturwissenschaftlichen Aufgabengebiet in der Sprachwissenschaft werden zu lassen, zu dem die anscheinend gut naturwissenschaftlich zu behandelnde Phonologie oder Syntax gehören. Er wusste das wohl: Hinter der Beurteilung, *was relevanter sein könnte als etwas Anderes*, steckt immer ein Mensch, der sich im vor allem damaligen Wissensstand noch nicht gut naturwissenschaftlich erfassen und behandeln lassen konnte.

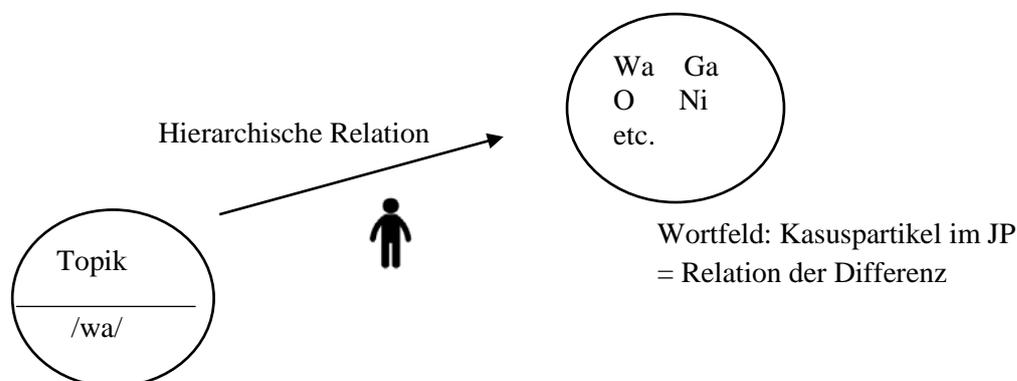


Abb. 8: Zwei Relationen der Bedeutung nach de Saussure und Bloomfield⁸

Der Mensch und seine aktive Beteiligung am Prozess des sprachlichen Zeichens sind erstens als Subjekt, das die sprachlautliche Einheit aus der lautlichen Sequenz aufhebt, zweitens als Subjekt, das etwas als etwas Anderes für relevant hält, nicht verzichtbar. Wir können die Sprache nicht ausschließlich mit rein naturwissenschaftlicher Methode beschreiben, solange wir Sprache nicht nur als starres Gebilde, sondern als Zeichenprozess, wie ein sprachliches Zeichen auf ein Objekt bzw. einen Sachverhalt in der realen Welt referiert, darstellen möchten. Es ist unmittelbar erkennbar, dass sich die Sprache auf der Schnittstelle befindet, sobald die Frage, ob Sprache als rein naturwissenschaftlicher Gegenstand betrachtet werden kann oder nicht, zu beantworten versucht wird. Jedoch scheint die Bloomfield'sche Definition des Prozesses *Bedeuten* eines sprachlichen Zeichens als *Aufweisung auf etwas Relevanteres* den Kern der Sache zu treffen und für alle Ebenen der sprachlichen Zeichenprozesse zu gelten, ganz gleich, welche sprachphilosophische Axiomatik man im Auge hat. Was wir von

⁸ Diese Zeichnung stammt von mir – inspiriert vom de Saussure'schen Languebaum und der Definition der Bedeutung von Bloomfield.

Bloomfield und de Saussure übernehmen möchten, ist Folgendes: Eine lautliche Sequenz wird vom Sprechenden bzw. Hörenden Subjekt als sprachlautliche Einheit vernommen, weil das Subjekt weiß, dass die sprachlautliche Einheit in seiner Sprache mit einem bestimmten Inhalt verbunden ist, der durch die Opposition zu anderen Komponenten im Wortfeld bedingt wird. Das sprachliche Zeichen bezieht sich auf einen Bestandteil eines anderen relevanten Systems.

Nun haben wir mehr unabdingbare Begriffe für die Reflexion über Sprache: Relation, das Sprechende/Hörende/Denkende Subjekt und die hierarchische Struktur des Prozesses *Bedeuten*. Da ergibt sich die Frage: Was ist dann *etwas Relevanteres*? Im Folgenden werden wir sehen, dass sich der sprachliche Zeichenprozess auch als Aktivität von Menschen gemessen wissenschaftlich beschreiben lässt, sobald uns klar wird, was bei dem Prozess *Bedeuten* im sprachlichen Zeichenprozess *relevanter* ist. Relevanz ist immer relativ. Das muss aber nicht immer bedeutsam für ein Einzelwesen sein. Im sprachlichen Zeichenprozess bezieht sich die Relevanz vielmehr auf die Benutzergruppe der gleichen Sprache – die Sprachgemeinschaft. Ein sprachliches Zeichen steht für etwas, das für seine angehörige Einzelsprache relevant ist. Sprache bestimmt das, was für uns, zumindest in Bezug auf den Zeichenprozess, relevant ist. In diesem Zusammenhang muss Folgendes geklärt werden: Bezieht sich die Inhaltsseite eines Zeichens direkt auf einen Gegenstand in der realen Welt? Mit anderen Worten: Ist *etwas Relevanteres* ein Objekt in der realen Welt? Bei dem dyadischen Zeichenmodell von de Saussure kann das nicht ein Objekt in der realen Welt sein. Bei der Definition des Prozesses von *Bedeuten* eines sprachlichen Zeichens von Bloomfield ist dieser Punkt nicht klar. Hier fehlt noch eine eindeutige Stellungnahme bezogen auf die Verhältnisse des sprachlichen Zeichens zur realen Welt. Wie erlangen wir mit dem sprachlichen Zeichen die reale Welt? Wenn man nicht durch direktes Zeigen, sondern durch Zeigen mit dem sprachlichen Zeichen auf ein Objekt bzw. einen Sachverhalt in der realen Welt verweisen muss, wie funktioniert das?

2.4 Phonem und Kategorisierung: Das Phonem trennt sprachliche Lautung vom Geräusch.

Was bedeutet es, *eine Sprache zu verstehen*?

Eine Sprache verstehen bedeutet gleichermaßen die Aufhebung von partikulären Lauten, wie sie in der Welt real vorkommen, und ihre Transformation in formale Klassen und damit in Einheiten, wie sie nur im menschlichen Geist vorkommen (Leiss 2009: 216).

Im angeführten Zitat von Leiss wird schon alles angesprochen, was wir zunächst zur Klarstellung des Mechanismus dahingehend brauchen, wie ein sprachliches Zeichen auf einen Gegenstand bzw. einen Sachverhalt in der realen Welt referiert. Wir brauchen etwas, was „nur im menschlichen Geist vorkommt“ (Leiss 2009: 217). Hier werden zwei Funktionen der Sprache, genauer gesagt, der sprachlichen Kategorisierung, angesprochen: Zusammenfassung und Ausfiltern. Der Begriff *Phonem* entsteht nach Leiss (2009: 220) mit der bahnbrechenden Definition des Prager Linguistischen Zirkels, die auch auf alle sprachlichen Laute in jedem einzelsprachlichen System zutrifft. Es gilt nämlich: Ein Phonem sei die kleinste bedeutungsdifferenzierende Einheit. Mit der Einführung des Begriffs gelang es zum ersten Mal zu erklären, „warum wir bestimmte Laute zu einer Lautklasse zusammenfassen und andere nicht“ (Leiss 2009: 220). Wie wir schon oben gesehen haben, erkennen wir eine lautliche Einheit aus der lautlichen Sequenz nur dann, wenn diese Einheit mit einer konventional damit verbundenen Inhaltsseite kombiniert wird und damit die Einheit für den Sprecher ein Zeichen im de Saussure’schen Sinne ist. (1) Es ist also notwendig, dass man die gebundene Inhaltsseite der gerade vernommenen Ausdrucksseite kennt (es geht um die Inhaltsseite eines Zeichens). (2) Es ist zugleich auch notwendig, dass man aus den unterschiedlichsten lautlichen Repräsentationen erkennen kann, ob es sich um eine Variante eines sprachlautlichen Lautes handelt oder nicht (es geht um die Ausdrucksseite). Dafür wird der Begriff *Phonem* benötigt. „Wer ein Phonem erkennt, filtert aus den Schallwellen die relevanten Merkmale, die Bedeutung entscheiden, heraus. Alle anderen Merkmale, die nicht Bedeutung unterscheiden, sind irrelevant“ (Leiss 2009). Die Relevanz der Merkmale hängt also davon ab, ob das Merkmal Bedeutung unterscheidet. Welche Merkmale Bedeutung unterscheiden, ist durch die Opposition zu anderen Komponenten im betroffenen System des Lautes bedingt. Die Erkennung eines sprachlichen Lautes erfolgt durch die Klassifizierung des betroffenen Lautes in eine Lautklasse. Die gesamte Lautklasse stellt uns die Sprache, genauer gesagt, jede Einzelsprache, bereit. So wie bei den Farbtermini: Wir nehmen nicht deshalb eine bestimmte Lichtwelle in der realen Welt als *blau* wahr, weil der Gegenstand, den wir beispielsweise gerade sehen, physikalisch *blau* ist, sondern, weil wir in unserer Sprache durch die Opposition zu anderen Komponenten im Wortfeld der Farbtermini die Farbe des betroffenen Gegenstandes in der Klasse *Blau* kategorisieren. Es muss immer wieder die Farbklasse *Blau* in der betroffenen Sprache zum Vergleich herangezogen werden, um die

Farbe, die wir gerade wahrzunehmen haben, in Worte zu fassen, ja sogar, um wahrzunehmen, ob es um eine Realisierung der Farbklasse *Blau* oder *Grün* geht. In dem Sinne fungiert diese sprachliche Klasse als Maßstab bei der Kategorisierung allgemein des Menschen. Ebenso fällt eine lautliche Einheit nicht deswegen unter die Lautklasse /a/, weil sie physikalisch, objektiv ein Laut /a/ ist, sondern weil das sprechende/hörende Subjekt mithilfe des sprachlichen Maßstabs beurteilt, dass der Laut nicht zur Klasse /u/, sondern zur Klasse /a/ gehört. Dieser Maßstab hat in Bezug auf den Laut den Namen *Phonem* und in Bezug auf Wörter den Namen *Bedeutung*, was sich als Bündel distinktiver Merkmale darstellen lässt (vgl. Leiss 2009). Er wird in Bezug auf einen Zeichenprozess auch *mentale Repräsentation* genannt. Die menschliche Kategorisierung erfolgt somit mit dem Maßstab *distinktiver Merkmale* durch das subjektive – jedoch sprachbedingte – Urteil über die *Ähnlichkeit* zum Maßstab. Anders gesagt, man verwendet beispielsweise dann ein Wort, wenn man etwas als eine Realisierung des Maßstabs – also eines Wortes = Bündel von distinktiven Merkmalen = *Bedeutung* – betrachtet oder wenn man etwas als eine Realisierung dieses Maßstabs sprachlich anbieten will. Wird ein Tier als *Hund* bezeichnet, wurde das Tier vom sprechenden Subjekt als eine Realisierung des Wortes *Hund* in der betroffenen Sprache angesehen. Bei jeder Verwendung eines Wortes ordnet das sprechende Subjekt einen zu klassifizierenden Gegenstand durch das Urteil über die Ähnlichkeit zur mentalen Repräsentation *Bedeutung* in die Kategorie *Wort (Lexem)* ein. Der Prozess des Urteils ist die Kategorisierung. Umgekehrt betrachtet, eine Kategorie fasst etwas Ähnliches, d. h. etwas für den Sprecher Äquivalentes, in Bezug auf die Sprachverwendung zusammen. Phonem bzw. Bedeutung/die mentale Repräsentation stellt „bereits das Resultat der Reduktion von potentiell unendlich vielen lautlichen Varianten“ (Leiss 2009: 211) und von potentiell unendlich unterschiedlichen Gegenständen dar. Mentale Repräsentationen sind also Klassen oder Kategorien, worunter die unterschiedlichsten dinglichen (1) und lautlichen (2) Repräsentationen zusammengefasst werden. Die Kategorien, die unsere Sprache uns bereitstellt, bestimmen, was das Wesentliche für die Kategorie und was das Unwesentliche ist. Das heißt, welche Merkmale für eine Kategorie wesentlich sind, wird nicht von den objektiven Eigenschaften des betroffenen Gegenstandes selbst, sondern durch die Sprache, durch ihren Wert, gegeben, der sich durch die Opposition zu anderen Komponenten im betroffenen System des Wortes ergibt. Die Wechselbeziehung lässt jedoch nicht ausschließen, dass die Eigenschaft des Dings an sich seine distinktiven Merkmale beeinflusst. Die Merkmale, aus denen *Bedeutung* und *Phonem* als mentale Repräsentation bestehen, sind also der Maßstab, auf den wir bei jeder Kategorisierung bzw. bei jeder Sprachverwendung immer wieder zurückgreifen. Sie

existieren nur mental, also „im menschlichen Geist“ (Leiss 2009: 216), als Kategorie oder Klasse. Es gibt eine spezifische Anzahl von Phonemen, Bedeutungen oder mentalen Repräsentationen in einer Sprache, und gleichzeitig ist die Anzahl der Phoneme, Bedeutungen und mentalen Repräsentationen einzelsprachlich determiniert, und jedes einzelne Phonem, jede Bedeutung oder mentale Repräsentation ist selbst definiert durch die Summe der Relationen, welche sie untereinander eingehen. (vgl. Leiss 2009: 225)

2.5 Ähnlichkeit und Kategorisierung

Die für das sprechende/hörende Subjekt *ähnlichen* lautlichen Repräsentationen bzw. die für ihn *ähnlichen* Gegenstände in der Welt werden von ihm unter einer Kategorie zusammengefasst. Dies ist etwas, was wir gerade festgestellt haben. Was dabei erneut betont werden kann, ist, dass bei der Kategorisierung, zum Beispiel bei der Erkennung eines Lautes, ob er eine sprachlautliche Einheit darstellt, die objektive Ähnlichkeit der materiellen Lauten keine große Rolle spielt. John Rogers Searle, der amerikanische Philosoph, der die bisherigen Auffassungen über die *Metapher* zusammenfassend erarbeitete, hat im Zusammenhang mit der Metaphorik behauptet, Ähnlichkeit sei nicht die Eigenschaft vom Ding an sich. Ähnlichkeit sei für sich genommen ein leeres Prädikat (vgl. Searle 1979). Da, wo wir gerade von Ähnlichkeit sprechen, sind alle Dinge in bestimmter Hinsicht immer ähnlich. Alle großen Frauen seien ähnlich in Bezug auf Größe. Das heißt, wir müssen annehmen, dass manche Merkmale beim Vergleich der Ähnlichkeit *relevanter* als andere sind. Wir erkennen ein Objekt vor unseren Augen dadurch, dass wir es in eine bekannte vorhandene sprachliche Klasse kategorisieren. Wir erkennen ein unbekanntes Objekt als eine variierende ähnliche Realisierung einer bekannten sprachlichen Kategorie. Der Prozess der sprachlichen Kategorisierung ist in dieser Hinsicht ein *Erkenntnisprozess*, in dem das Urteil über die Ähnlichkeit durch das wahrnehmende Subjekt die entscheidende Rolle spielt. Wenn die Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen nicht in der Welt vorkommt, was bringt die Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen hervor? Alle Merkmale eines Dinges sind bei der Kategorisierung, zugleich bei der Erkennung – was überhaupt das Ding ist – nicht gleich relevant. Alle beliebigen zwei Dinge sind in bestimmter Hinsicht immer ähnlich, wo wir gerade von Ähnlichkeit sprechen. Ähnlichkeit ist bei der Erkennung eines Dings *für sich angenommen ein leeres Prädikat* (Searle 1979), so Searle. Welches sind dann die relevanten Merkmale, die eine Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen hervorbringen? Wenn ein Laie an dieser Stelle den großen Begründer des modernen frühneuzeitlichen Rationalismus – René Descartes –, dessen

philosophische rationalistische Überzeugung als Axiom den verschiedenen wissenschaftlichen Bereichen zu Grunde liegt, miteinbeziehen darf, verfügen wir Menschen nach seiner Ansicht über die angeborene Intuition *Vernunft*, womit wir Dinge der Welt dahingehend kategorisieren können, wohin das Ding gehört. Wir können mithilfe der angeborenen Intuition etwas wahrnehmen und erkennen. Immanuel Kant, der bedeutende Vertreter der abendländischen Philosophie, vertrat die Ansicht, dass wir intuitive Formate haben, mit denen wir Zeit und Raum unmittelbar – *intuitiv* – erkennen können. Für David Hume, einen schottischen Philosophen mit empiristischer Überzeugung, sollte es auch der – nicht sprachliche – Instinkt sein, der es uns ermöglicht, etwas zu erkennen. Besonders bemerkenswert für die vorliegende Arbeit ist die Hume'sche Ansicht über den Erkenntnisprozess. Bei Hume ist unsere Wahrnehmung mit *Induktion* gleichzusetzen. Induktion (*lat*: *inducere* „hinführen“) ist seit Aristoteles der abstrahierende Schluss, der den Bezug zu den konkreten Beispielen auf eine allgemeinere Erkenntnis/eine allgemeinere Regel schafft. Zum Beispiel führen die konkreten, *endlich vielen* Beispiele – 100 Vögel, die ich beobachtet habe, waren alle schwarz – zu der allgemeineren Erkenntnis – *alle* Vögel sind schwarz.

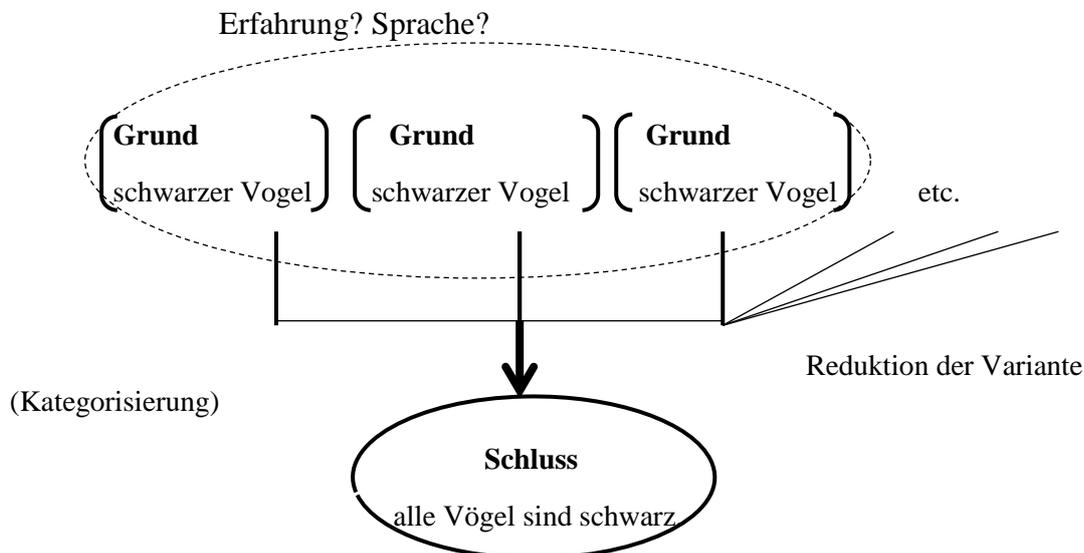


Abb.9: Skizze der Induktion

Was bedeutet dann in Bezug auf die sprachliche Kategorisierung, Wahrnehmung sei Induktion? Es bedeutet meines Erachtens, dass man aus der Erfahrung bzw. aus den konkreten, endlich vielen Beispielen, dass man 100 Hunde gesehen hat, ein Lebewesen, das man gerade vor sich hat, als einen Hund erkennt/kategorisiert. Wie wir schon gesehen haben, findet auch hier die Reduktion der Varianten statt. Die ersten 100 Hunde sind nicht alle gleich. Der neu

dazu gekommene Hund ist auch mit keinem der vorigen 100 Hunde identisch. Wir können jedoch dank des intuitiven *induktiven* Schlusses, der nicht auf einer logischen Notwendigkeit, sondern auf unserer *gewöhnlichen Assoziation* basiert, den Hund als einen Hund erkennen. Die Kategorisierung/Erkennung ist in dieser Hinsicht tatsächlich einem induktiven Schluss ähnlich. Erkennung ist in dieser Hinsicht wörtlich *recognize* (*de*: „(wieder) erkennen“; *lat*: *recognoscere*; *engl*⁹: know again, recall to mind) der Kategorie. Bei dem Erkenntnisprozess sieht man etwas als Realisierung einer Kategorie, die man schon im Kopf hat. Man erkennt *dieses* als *solches* wieder (vgl. Leiss 2009). Die intuitive Assoziation, die bei Hume bei der Erkennung/Kategorisierung eine entscheidende Rolle spielt, ist, worauf Leiss (2009: 121, 123) hingewiesen hat, bei Johann Georg Hamann, dessen Sprachtheorie auf Hume aufbaut, *die Sprache*. Nach Hume kann ein Tier, das wir gerade vor Augen haben, *mithilfe der allgemeineren Regel*, die aus der Erfahrung mit 100 Hunden gewonnen wurde, in die Klasse *Hunde* eingeordnet werden, und somit ist das Tier als ein Hund zu erkennen. Bei Hamann ermöglicht diese Kategorisierung/Erkennung eines Dinges die Sprache. Wir dürfen in unserem Kontext seine Annahme – Sprache sei Vernunft – auch etwas gewagt so formulieren: Die sprachliche Kategorie/mentale Repräsentation ermöglicht die Erkennung. „Die Sprache ist nach Hamann das Apriori aller Erkenntnis. Gleichzeitig ist sie in der Erfahrung verankert. Beide Aussagen scheinen sich zu widersprechen, zumindest dann, wenn man den Ausdruck *a priori* mit ‚vor aller Erfahrung‘ übersetzt.“ (Leiss 2009: 123) Mit der Auffassung – die sprachliche Kategorie ermöglicht die Erkennung – kommen wir wieder auf die Frage zurück: Welches sind dann die relevanteren Merkmale, die die Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen hervorbringen, wenn alle Dinge gleichermaßen ähnlich sind? Es handelt sich um die distinktiven Merkmale. Wir verwenden einen Maßstab, mit dem wir die Ähnlichkeit eines zu kategorisierenden Objekts messen. Der Maßstab stellt die Sprache/sprachliche Kategorie dar, die wir mit dem Spracherwerb in unserem Kopf in Form der (distinktiven) Merkmale gespeichert haben. So kann man *Ähnlichkeit* verstehen: Wenn das zu kategorisierende Objekt einige dieser distinktiven Merkmale einer Klasse innehat, ist es ein *ähnliches* Objekt, das in diese Kategorie eingeordnet werden kann. Je nachdem, wie viele und *welche* Merkmale es beinhaltet, ändert sich der Grad der Ähnlichkeit des Dings zu der Klasse. Möglicherweise ändert sich sogar die Kategorie, in die das Objekt gehört. Das alles findet aber im Raum der Sprache zwischen den sprachlichen Kategorien statt. Bemerkenswert dabei ist, dass die Kategorisierung von der Intention des wahrnehmenden Subjekts abhängig ist, d. h. davon, auf welche Merkmale das wahrnehmende Subjekt den Gegenstand kategorisieren will. Ein

⁹ Für Englisch steht hier und im Folgenden die Abkürzung *engl.*

Gegenstand kann somit auch als eine Realisierung von unterschiedlichen Kategorien – insbesondere mit unterschiedlichen Abstraktionsgraden – sprachlich angeboten werden. Unsere Kategorisierung legt also nicht nur inhärente Eigenschaften der Objekte an sich fest. In welche Kategorie ein Objekt eingeordnet wird, d. h. welche Eigenschaft des zu erkennenden Objekts in den Vordergrund gerückt wird, hängt davon ab, zu welchem Zweck/mit welcher Intention das sprechende Subjekt das Objekt kategorisiert und in Worte fasst. „Wenn wir z. B. jemandem eine gewöhnliche Beschreibung geben, benutzen wir Kategorisierungen, um bestimmte Eigenschaften, die unseren Zwecken dienen, in den Mittelpunkt zu rücken“ (Lakoff and Johnson 1980: aus dem Amerikanischen übersetzt von Astrid Hildenbrand 2014: 187). Der Sprecher bietet dem Hörer ein Objekt durch die Versprachlichung seiner Kategorisierung in der gegebenen Situation gemäß seinem Zweck als eines einer bekannten Klasse an – wie etwa ein Lebewesen als Hund, als Wolf oder sogar als ein Tier, also ein Mitglied einer umfassenderen Kategorie. Sprache stellt einen solchen flexiblen Zugriffmechanismus dar. Der Mechanismus setzt eine bestimmte Speicherform der Merkmale voraus. Darauf gehen wir im folgenden Kapitel ein.

Die distinktiven Merkmale sind nicht für das Subjekt, das gerade etwas zu kategorisieren versucht, allein relevant, sondern sie sind bedeutsam für die Sprachgemeinschaft. Das Urteil über die Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen ist somit nicht ganz subjektiv, sondern für die Benutzergruppe der gemeinsamen Sprache *intersubjektiv*. Entscheidend ist, dass die Ähnlichkeit konsequenterweise – zumindest in Bezug auf die sprachliche Kategorisierung – auch nicht objektiv ausfällt. Etwas ist nicht etwas Anderem objektiv ähnlich, sondern zwei Gegenstände sind nur in bestimmter Hinsicht, und zwar in Bezug auf die distinktiven Merkmale, für die Sprachgemeinschaft intersubjektiv ähnlich. Jedem Einzelnen steht jedoch die Freiheit zur Verfügung, einen unterschiedlichen Aspekt des Objekts nach seiner Intention sprachlich zu fokussieren. Ähnlichkeit ist nicht objektiv. Das Urteil über die Ähnlichkeit weist eine (einzel-)sprachliche Natur auf. Was jeder Einzelne bei der Kategorisierung ausübt, besteht darin, seine Fähigkeit zu induzieren – „das Allgemeine im Partikulären wahrzunehmen“ (Leiss 2009).

2.6 Zwischenfazit

Die sprachliche Kategorisierung steuert das Urteil über die Ähnlichkeit durch das sprechende Subjekt. Der Urteilprozess über die Ähnlichkeit ist nicht ganz subjektiv, sondern für die Benutzergruppe der gleichen Sprache/die Sprachgemeinschaft subjektiv, weil die

Kategorisierung durch Sprache, durch die sprachliche Kategorie bedingt ist. Die Eigenschaften eines Objekts sind real in der Welt vorgegeben, wenn das Objekt konkret ist. Die Relevanz von Merkmalen des Objekts ist jedoch eine Frage der Selektion der Einzelsprache. Außerdem, welcher Kategorie ein Objekt zugeordnet wird, hängt von der Intention des sprechenden Subjekts in der gegebenen Situation ab. Die Sprache fungiert bei dieser Kategorisierung in dem Sinne als ein Instrument zur Übersetzung einer unendlich variablen, kontinuierlichen Welt in endliche, diskrete, mentale Repräsentationen (vgl. Leiss 2009). Die unendlich vielen Gegenstände und Sachverhalte in der Welt werden in die endliche Anzahl sprachlicher Kategorien eingeschlossen. In dem Zusammenhang hat der deutsche Philosoph Fritz Mauthner Sprache als *Gefängnis* bezeichnet (s. a. Leiss 2009). Sprache wurde von ihm als das kategoriale Gefängnis betrachtet. In Bezug auf diese lexikalische Kategorisierung könnte er allerdings einigermaßen Recht haben. Man muss jedoch vorsichtig sein, die Kategorisierung ist zwar eine wesentliche Charakteristik für Sprache, jedoch Sprache weist noch eine andere wesentliche Funktion auf, die uns Sprachnutzer aus dem kategorialen Gefängnis befreit. Dies ist die grammatische nach der *nichtcartesischen* Auffassung der Funktion der Sprache. Wir werden sehen, wie die Sprache uns vom kategorialen mentalen Gefängnis befreit. Hier kommen die Begriffe *Parole* und *Grammatik* ins Spiel. „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“ (Wittgenstein 1921/2003, Abschnitt 5.6), so Ludwig Wittgenstein, einer der bedeutendsten Philosophen des 20. Jahrhunderts. Dies ist auf gar keinen Fall mit dem Spruch *Sprache als Gefängnis* von Mauthner gleichzusetzen. Wittgenstein bezieht seine Bemerkung meines Erachtens auf die Funktion der Sprache, auf die wir im anschließenden Kapitel eingehen.

Bevor wir jedoch auf weitere Funktionen der Sprache eingehen, können wir uns in diesem Zusammenhang erneut deutlich machen, warum Sprache nicht als rein naturwissenschaftlicher Gegenstand betrachtet werden kann. Es ist deswegen der Fall, weil es die Sprachwissenschaft mit *der Übersetzung* von Substanz (Sinnesdaten, sensorische Daten) in Form einer mentalen Repräsentation zu tun hat (vgl. Leiss 2009), d. h. „vom naturwissenschaftlichen Gegenstand in den geisteswissenschaftlichen Gegenstand“, wie von Schallwellen in Phoneme (Phonologie), von Lichtwellen ins Bündel distinktiver Merkmale, also Bedeutung (lexikalische Semantik). Wir kehren nun zu unserer ersten Frage zurück. Wie könnten wir die Frage beantworten, was *etwas Relevanteres* sei, worauf ein sprachliches Zeichen im Bloomfield'schen Sinne verweist: Etwas Relevanteres, worauf ein sprachliches Zeichen verweist, ist meines Erachtens ein Mitglied des Wortfelds der mentalen Repräsentation (die Bedeutung bzw. das Phonem), die nur im menschlichen Geist vorkommt

und die Inhaltsseite des sprachlichen Zeichens darstellt. Wir werden sehen, dass auch auf der anderen sprachlichen Ebene – Grammatik – der gleiche Prozess der Übersetzung von sensorischen Daten *in Form von mentaler Repräsentation* – in dem Fall sogenannten *mentale grammar* – stattfindet. In Hinsicht auf die Darstellung eines Zeichenmodells lässt sich zusammenfassend sagen: (1) Es braucht im sprachlichen Zeichenprozess notwendigerweise eine mentale Repräsentation zwischen einem sprachlichen Zeichen und einem zu versprachlichen Objekt in der Welt, über die das sprachliche Zeichen zur Referenz verläuft. (2) Das sprechende Subjekt, das die Sprache beherrscht und die bedeutungsunterscheidende Einheit bzw. die Bedeutung des sprachlichen Zeichens kennt, befindet sich mit der Sprache zusammen in der Mitte der Kategorisierung der Welt. Man kann nicht mehr mit dieser Überzeugung über die Funktion der mentalen Repräsentation die Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens mit der Realität gleichsetzen. Für die Funktionsbeschreibung eines Zeichens wird nicht nur die Referenz in der realen Welt benötigt, worauf man sich beziehen will, sondern auch eine mentale Repräsentation über die reale Welt, über die wir mit dem sprachlichen Zeichen die Referenz in der realen Welt erst erlangen. Außerdem bedeutet die Einführung dieses Begriffs gleichzeitig, dass das sprechende Subjekt in die Darlegung des Zeichenprozesses hineingezogen werden muss. Das Subjekt befindet sich bei de Saussure als Filter, der das synchrone Zeichensystem der Differenz erscheinen lässt, der sich *außerhalb* der Darlegung des Zeichenprozesses selbst befindet. Das Subjekt muss mit unserem Ziel der vorliegenden Arbeit vor Augen im Zeichenprozess an sich inkorporiert werden. Aber wie? Auf welche Art und Weise ist das sprechende Subjekt im sprachlichen Zeichenprozess präsent? Wir haben gesehen, dass das sprechende Subjekt im Zeichenprozess, vor allem bei der Kategorisierung, als dasjenige präsent ist, das im Kopf die mentale Repräsentation aufweist und mithilfe der mentalen Repräsentation nach der Analogie zu dieser kategorialen mentalen Repräsentation in der Welt sucht. Der Kategorisierungsprozess ist nichts Anderes, als dass das wahrnehmende Subjekt dabei ein Objekt als etwas, das dieses wahrnehmende Subjekt schon kennt, *ansieht*. In diesem Prozess findet ein sozusagen in der modernen Linguistik *erneut* definierter metaphorischer Vorgang statt. Die Kategorisierung eines Objekts erfolgt mit dem Maßstab *distinktiver Merkmale* durch das Urteil über die Ähnlichkeit zu diesem Maßstab, also zur mentalen Repräsentation. Es wird also ein Wort verwendet, wenn ein Objekt als eine Realisierung der mentalen Repräsentation (*Bedeutung*) des betroffenen Wortes angesehen wird *oder* wenn das sprechende Subjekt will, das Objekt sprachlich so anzugeben, als ob es eine Realisierung der mentalen Repräsentation (*Bedeutung*) des betroffenen Wortes wäre. Dies muss nicht in der vorliegenden Arbeit unterschieden werden.

Der Sprecher bietet dem Hörer – ganz gleich aus welcher Motivation – ein Objekt durch die Versprachlichung seiner Kategorisierung in der gegebenen Situation seinem Zweck gemäß als ein Exemplar von einer bekannten Klasse an. Sprachliche Kategorisierung ist in der Hinsicht sowieso mehr oder weniger jedes Mal eine *neue* Herstellung der Analogie zwischen zwei Dingen – zwischen einem Objekt in der Welt und einer sprachlichen Kategorie im Kopf. Mithilfe der mentalen Repräsentation/der sprachlichen Kategorien stellt das sprechende/wahrnehmende Subjekt eine Analogie zwischen der sprachlichen Repräsentation und der Welt her. Die Metapher stellt dabei den Mechanismus dar. Der Mensch ist auf diese Art und Weise im Zeichenprozess präsent, also als derjenige, der die Metapher ausübt.

2.7 Metapher

Unsere Sprache ist notwendigerweise perspektivisch: Wenn jemand die Rückenansicht eines Gegenstands beschreibt, andere wiederum die Seitenansicht oder die Vorderansicht, so kann keiner von ihnen behaupten, seine Beschreibung des Gegenstands sei richtiger (Leiss 2009: 182).

Der Begriff der Metapher ist heute in den Sprachtheorien sowie der Sprachwissenschaft, vor allem seit der Erscheinung *Metaphors We Live By* (1980) von George Lakoff und Mark Johnson, nicht mehr nur eine Bezeichnung für rhetorische, sprachliche Phänomene, sondern auch für grundlegende kognitive Strategien hinsichtlich der Kategorisierung und Erkennung der Welt. In ihrem Buch stellen die Autoren fest, „Die Metapher (ist) nicht nur eine Frage von Sprache, also von Worten allein. [...] Die menschlichen Denkprozesse (laufen) weitgehend metaphorisch ab.“ (Lakoff und Johnson 1980: Deutsche Übersetzung von Hildenbrand 2014: 14). Stellen wir uns diese Behauptung konkret vor: Die Metapher als kognitive Strategie für die Bewältigung der Welt läuft folgendermaßen ab: Ein unbekannter Gegenstand wird mehr oder weniger „metaphorisch“ als Realisierung einer bekannten, besser vertrauten Kategorie betrachtet und kategorisiert bzw. erkannt. Mithilfe der metaphorischen Strategie muss man nicht – kann man auch nicht – jedes Mal ein unbekanntes Objekt neu analysieren und erkennen, was dieses überhaupt ist, sondern man versteht es durch den Vergleich zur *ähnlichen* bekannten Kategorie. Diesen kognitiven Vorgang haben sie Metapher genannt. Für die Metapher ist Folgendes charakteristisch:

Die Systematik, aufgrund derer wir den einen Aspekt eines Konzepts in Bildern eines anderen Konzepts erfassen können [...], verbringt zwangsläufig die anderen Aspekte dieses Konzepts.

Indem ein metaphorisches Konzept uns erlaubt, daß wir uns auf einen bestimmten Aspekt dieses Konzepts [...] konzentrieren, kann es uns davon abhalten, daß wir uns auf andere Aspekte dieses Konzepts konzentrieren, die mit dieser Metapher nicht konsistent sind (Lakoff und Johnson 1980: Deutsche Übersetzung von Hildenbrand 2014: 18).

Ein ambiges Bild, ein Kippbild, wie Hasen-Enten-Kopf, das zum spontanen Wahrnehmungswechsel/Aspektwechsel führen kann, veranschaulicht den metaphorischen Prozess. Ein solches Bild hat Ludwig Wittgenstein in seinen *Philosophischen Untersuchungen* (1953) mehrmals erwähnt, um den Unterschied zu erklären, was „sehen als ...“ im Unterschied zum „normalen Sehen“ bedeutet.

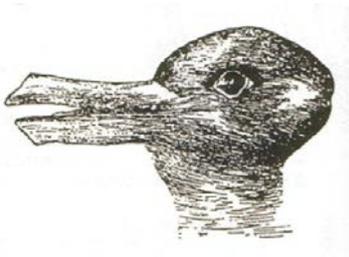


Abb. 10: Kippbild „Hasen-Enten-Kopf“ (Jastrow 1899)

Worauf Wittgenstein mit der Kippfigur und dem Prozess des Kippens mehrerer Betrachtungsweisen ein und desselben Bildes, den er „Sprachspiel“ genannt hat, hinweisen wollte, ist, dass unsere Sprache notwendigerweise perspektivisch und unser Sprechen eine perspektivische Tätigkeit ist. Die Kategorien, die durch diese metaphorischen Verfahren zusammengesetzt worden sind, haben miteinander so genannte *Familienähnlichkeiten*, die Wittgenstein auch in seinen *Philosophischen Untersuchungen* (1953) erwähnt hat. „Ich werde auch das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das *Sprachspiel* nennen.“ (Wittgenstein 1953/2003: § 7) In diesem Zusammenhang lässt sich ebenso der berühmte Spruch von ihm verstehen: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache (Wittgenstein 1953/2004: 43).“ „Sieh den Satz als Instrument an und seinen Sinn als seine Verwendung (Wittgenstein 1953/2003: 421).“ Ein verwendeter Satz, also eine sprachliche Äußerung, bekommt in verschiedenen konkreten Situationen unterschiedliche „Bedeutungen“¹⁰. Genauer formuliert, nur dies ist seines Erachtens die Bedeutung des Satzes. Der Satz kann unterschiedliche Bedeutungen tragen. Bei dem Interpretationsprozess, der nur bei Sätzen und nicht bei einem einzelnen Wort stattfinden kann, bekommen Wörter in

¹⁰ Hier wurde die Bedeutung nicht im Sinne von mentaler Repräsentation gemeint.

konkreter Verwendung zum ersten Mal und jedes Mal eine unterschiedliche „Bedeutung“. Der Prozess ist das Sprachspiel und nur die durch das Spiel erworbene Bedeutung ist für ihn die Bedeutung des Satzes. Die Bedeutungen, die durch den metaphorischen Prozess gewonnen wurden, sind in dem Sinne immer einzelsprachlich, weil wir die Bedeutung lediglich in der konkreten Sprachverwendung, die zwangsläufig einzelsprachlich ist, erwerben können. Wir spielen nur über eine Einzelsprache ein bestimmtes Sprachspiel. In dem Zusammenhang scheint – erst einmal – auch der Erkenntnisprozess von einzelsprachlicher Natur zu sein. Die Gegenüberstellung des sprachlichen und metaphorischen Prozesses ist suggestiv und bildhaft. Die unterschiedlichen Perspektiven solcher Kippbilder, ob Ente oder Hase, sind beide Ausschnitte einer Wirklichkeit. Egal, welche *Bedeutungen* im Wittgenstein'schen Sinne das Bild in der konkreten Verwendung bekommt, es sind alle Bedeutungen des Bildes. Das Gleiche gilt nicht nur für die verschiedenen Perspektiven in einer Sprache, sondern auch für die jeweiligen Perspektiven zweier Sprachen. In Bezug auf das Bild „Hasen-Enten-Kopf“ ist jeder Mensch in der Regel imstande, beide Perspektiven (Hase und Ente) im Bild zu erkennen. Die beiden Perspektiven unterscheiden sich lediglich in der Vorder- und Hintergrundierung von Merkmalen, die das Bild tatsächlich enthält. Der Unterschied der beiden Perspektiven ist nur eine Frage der Selektion der Merkmale vom wahrnehmenden Subjekt. So findet die Kategorisierung durch Metaphern statt.

Die Kategorisierung stellt ein natürliches Verfahren dar, eine Art von Objekt oder Erfahrung zu identifizieren, indem bestimmte Eigenschaften beleuchtet, andere heruntergespielt und wieder andere verborgen werden. Jede Dimension thematisiert die Eigenschaften einer Kategorie, die beleuchtet werden. Um bestimmte Eigenschaften zu beleuchten, ist es notwendig, daß andere Eigenschaften heruntergespielt oder verborgen werden: Das ist der Vorgang, der beim Kategorisieren abläuft. Sobald wir uns auf eine Gruppe von Eigenschaften konzentrieren, wird unsere Aufmerksamkeit von anderen Eigenschaften abgezogen (Lakoff und Johnson 1980: Deutsche Übersetzung von Hildenbrand 2014: 187) .

Wir betrachten somit Objekte nur „als von unseren Interaktionen mit der Welt und unseren Projektionen abhängige Entitäten“ (Lakoff und Johnson 1980: Deutsche Übersetzung von Hildenbrand 2014: 241). Um auf einen Gegenstand in der Welt zu referieren, gibt es fast immer Möglichkeiten, ihn anders zu benennen, d. h. den Blick auf andere Eigenschaften des Objekts zu lenken, selbst wenn alle diese Eigenschaften auf ein und dasselbe Objekt zutreffen. Jede Beschreibung fokussiert einen anderen Aspekt des betreffenden Objekts. Wir können diese verschiedenen Perspektiven derselben Wirklichkeit jedoch nicht gleichzeitig erfassen.

Trotzdem kann niemand behaupten, welche Perspektive, ob Hase oder Ente, richtiger ist. Dies gilt auch für die unterschiedlichen Perspektiven zweier Sprachen. Der Perspektivenwechsel bei der Betrachtung eines Kippbildes macht den Unterschied zwischen dem „normalen Sehen“ und „Sehen als etwas“ bzw. der metaphorischen Erkennung eines Objekts einigermaßen anschaulich: Mithilfe der mentalen Repräsentation/sprachlicher Kategorien stellt das sprechende/wahrnehmende Subjekt bei der Kategorisierung eines Objekts eine Analogie zwischen der sprachlichen Repräsentation und der Welt her. Die Metapher gibt dabei den perspektivierenden Mechanismus wieder. Der Mensch ist als derjenige, der die Metapher ausübt, im Zeichenprozess präsent. Mit dieser Überzeugung über die Funktion des metaphorisierenden Subjekts im Zeichenprozess lässt sich der Zeichenprozess unabhängig vom Menschen oder menschlichen Verstehen nicht darstellen. Der Zeichenprozess kann somit nach dieser Auffassung nicht im Rahmen einer objektivistisch orientierten Sprachtheorie, die eine Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem sprechenden Subjekt und der Welt voraussetzt, wobei ein Subjekt, das sich außerhalb der Welt befindet, erforderlich ist, behandelt werden. Den Menschen und die Welt in Opposition zu setzen bedeutet in Bezug auf die Funktion der Sprache, von einem Ausdrucksinstrument zu sprechen. Was wir hier mit dem Beispiel der Metapher als die Funktion der Sprache gesehen haben und weiter sehen würden, ist, dass wir Menschen die Welt niemals getrennt von der Sprache erreichen können, dass wir Menschen in der Welt sein müssen.

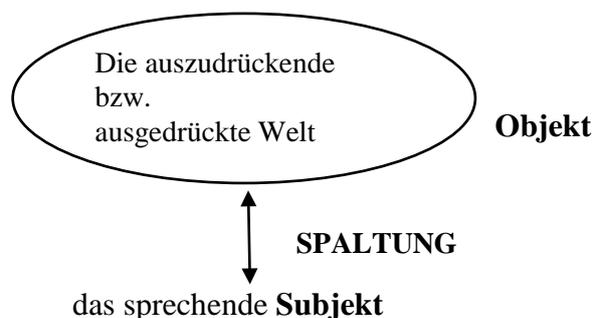


Abb. 11: Vorstellung von Subjekt-Objekt-Spaltung

3 Metaphorischer Zeichenprozess

3.1 Chomsky und seine Axiomatik

Bevor wir den Blick auf das, worauf es ankommt, verlieren, müssen wir an dieser Stelle jene Theorien, die *objektivistisch orientiert* sind, nennen. Die objektivistisch orientierte Sprachtheorie ist die Theorie, die das objektivistische Schema der Subjekt-Objekt-Spaltung

zwischen dem sprechenden Subjekt und der Welt – der Konstellation von Betrachter und betrachteter Welt – voraussetzt. Dies Schema stellt jedoch fast die Stütze der abendländischen Philosophie – das Ermitteln der Existenz der Welt und des Menschen – dar. Es wird besonders deutlich, wenn es um das Thema *Erkennen* geht. Ein Kapitel wird im Folgenden dem Thema gewidmet. Die Sprachwissenschaft stellt keine Ausnahme dar. Auch in den Sprachtheorien, die in den indogermanischen Sprachen entworfen sind, wie etwa in den Sprachtheorien in Chomskys Tradition, liegt das objektivistische Schema der Konstellation von Betrachter und betrachteter Welt – der cartesianische Dualismus – zu Grunde. Es ist bekannt, dass Noam Chomsky, der einer der bekanntesten US-amerikanischen Sprachwissenschaftler der Gegenwart ist, sich als Cartesian bezeichnet hat und seine Theorie darauf basiert. *Cartesian linguistics* (Chomsky), in dem er sich explizit auf Descartes bezieht, lässt sich als seine erkenntnistheoretische Stellungnahme verstehen. Er hat seine Epistemologie von *structural linguistics* zum cartesianischen Dualismus umgedreht. Er hat mit seinem Modell der generativen Grammatik den bis dahin vorherrschenden US-amerikanischen behavioristischen Strukturalismus verändert und versucht, mit dem Begriff der *Kompetenz*, der im Gegensatz zur *Performanz* steht, die Aspekte der Sprache, die menschliches Verstehen in irgendeiner Form beinhalten, außerhalb der *Grammatik* zu betrachten. Grammatik sei eine rein formal-logische Frage und unabhängig von Bedeutung oder menschlichem Verstehen.

Grammar is best formulated as a self-contained study independent of semantics. In particular, the notion of grammaticalness cannot be identified with meaningfulness nor does it have any special relation. Even approximate, to the notion of statistical order of approximation (Chomsky 2002: summary).

Wir müssen jedoch auf Folgendes achten: Seine Auffassung, dass in der Sprachforschung die Semantik und Syntax unabhängig voneinander betrachtet werden können, ist keine Schlussfolgerung aus und nach seiner wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Sprachen, sondern eine methodische EntschlieÙung *vor* der Auseinandersetzung, wie er Sprachen *wissenschaftlich* untersuchen will. Es lohnt sich, dass wir den theoretischen Hintergrund bzw. die Axiomatik berücksichtigen, bevor wir mit der Analyse, unreflektiert mit der darauf basierenden Methodik der Parametersetzung, Sprache zu untersuchen anfangen. Jede Sprachtheorie könnte sonst auch auf Grund ihrer Epistemologie bzw. Axiomatik ein anderes Ziel anstreben. „Einer Frage entspricht immer eine Methode des Findens. Oder man könnte sagen: Eine Frage bezeichnet eine Methode des Suchens.“ (Wittgenstein 1953/2003: 77).

Wonach streben in diesem Rahmen die Sprachforschungen? Die generative Semantik und viele andere zeitgenössische und auch ältere Sprachforschungen in unterschiedlichen sprachtheoretischen Rahmen haben oft ein Ziel gemeinsam: Sie versuchen, den Mechanismus der *creative aspect of language (use)* zu klären. Den Mechanismus, der vom Behavioristen als *Black Box* betrachtet wurde und somit damals nicht in Frage gestellt werden konnte, hat Chomsky in die Mitte der Sprachwissenschaft gestellt. Aber abhängig von seiner eigenen Axiomatik versteht man unter der *Kreativität der Sprache* möglicherweise Unterschiedliches. Es könnten jeweils andere Aspekte der Kreativität der Sprache fokussiert werden. Der kreative Aspekt der Sprache, der für Chomsky eines der distinktiven Charakteristiken für menschliche Sprache darstellt, ist für ihn, dass die Sprache uns mit endlich vielen Mitteln in der Regel unendlich viele solche Sätze bilden lässt, die wir sogar noch nicht gehört oder geäußert haben.

[A]n essential property of language that it provides the means for expressing indefinitely many thoughts and for reacting appropriately in an indefinite range of new situations (Chomsky 2002: 6).

Lakoff und Johnson (1980) beschreiben die Grammatik Chomskys beispielsweise wie folgt:

Da sprachliche Ausdrücke Objekte sind, bestehen sie aus einzelnen Teilen, d. h., sie setzen sich aus Bausteinen zusammen: [...] innerhalb einer Sprache können die einzelnen Teile in unterschiedlichen Beziehungen zueinanderstehen [sic!]; die Art dieser Beziehungen hängt von der Baueinheitsstruktur der Teile und ihren inhärenten Eigenschaften ab. Die Beschreibung der Baueinheitsstruktur, der inhärenten Eigenschaften der einzelnen Objektteile sowie die Beziehungen dieser Teile zueinander wird seit jeher als Grammatik bezeichnet (Lakoff and Johnson 1980: Deutsche Übersetzung von Hildenbrand 2014: 230) .

Die endlich vielen Mittel, die unendlich viele Sätze erzeugen, werden somit in diesem theoretischen Rahmen grammatische Mittel genannt, die etwa als Wortarten oder damit verbundene größere Einheiten, wie Nominalphrasen, verstanden werden können. Es gibt sozusagen syntaktische Kombinationspatterns, die aus diesen Einheiten zusammengesetzt werden. Die Gesamtheit der Patterns ist die Grammatik. Die Grammatik gewährleistet den kreativen Aspekt der Sprache. Die Opposition von Aktiv – Passiv wird in diesem theoretischen Rahmen im Grunde in Bezug auf die syntaktisch-formale Seite als ein Gegensatz zwischen der sogenannten transitiven Satzstruktur [Subjekt + Verb + Objekt] und

der Struktur, die das als Objekt realisierte Argument der transitiven Struktur zum Subjekt umfunktioniert, aufgefasst. Das Passiv ist die bekannteste Diathese in den indogermanischen Sprachen und auch im Deutschen. Die transitiven Verben, die ein Akkusativ-Objekt verlangen, bieten die Möglichkeit, ein Passiv zu bilden.

18. Der Löwe frisst mich.

19. Ich werde vom Löwen gefressen.

Diese Diathese wird im Deutschen morphologisch durch periphrastische Konstruktionen realisiert, wie zum Beispiel: (18) *Der Löwe frisst mich.* → (19) *Ich wurde von Löwen gefressen.* Das Aktiv ist die Grundform des Verbs, die oft eine aktive Handlung beschreibt (hier: fressen). Das Passiv stellt die Form des Verbs dar, bei der das Objekt der Handlung zum Subjekt wird (hier: gefressen werden). Der Unterschied der Opposition von Aktiv – Passiv ist hier der des ausgewählten zu thematisierenden Arguments. Ikegami (2000) formuliert beispielsweise die Umschreibung der Diathese im Englischen und auch im Deutschen wie folgt: Sie führt eine Thematisierung mit einhergehender Subjektivierung herbei.

Aktiv:

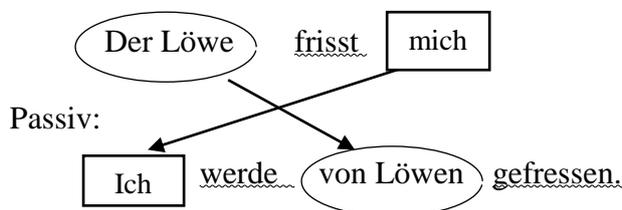


Abb. 12: Morphologisch-syntaktische Umsetzung der Diathese Passiv – Aktiv

Die Passiv- und Aktivsätze entsprechen sich insofern, als sie in Bezug auf eine gleiche Außenwelt in einer solchen Wechselbeziehung, die sich durch eine Regel generieren lässt, stehen. Diese syntaktische Regel zählt zu dem, was die Generative Semantik unter dem Namen „der kreative Aspekt der Sprache“ zu erreichen versucht. Chomsky erwähnt, wie wir schon oben gesehen haben, deutlich, was der kreative Aspekt der Sprache, den die Sprachwissenschaft behandeln muss, umfasst. Es ist nicht die Kreativität, die „Rule-changing“ ist, sondern die „Rule-governed creativity“ (Chomsky). Somit können wir besser die Auffassung der Unabhängigkeit der Semantik und Syntax in dieser Sprachtheorie verstehen. Die Passiv- und Aktivsätze weisen die gleiche *truth condition* auf, somit referieren

sie auf dieselbe Wirklichkeit. Die Wirklichkeit ist für die Sprachtheorie die Bedeutung. Sie zeigen jedoch unterschiedliche syntaktische Strukturen bzw. grammatische Patterns. Die Grammatik, also die syntaktische Struktur, ist somit in dieser Sprachtheorie unabhängig von der Semantik, von der Bedeutung des Satzes, die nach der Sprachtheorie die truth condition bzw. die außersprachliche Welt bildet. So lässt sich die Denklogik hinter dem Motto dieser Sprachtheorie als *die Abhängigkeit der Semantik und Syntax* in Bezug auf seine Axiomatik interpretieren. Die Auffassung dieser Sprachtheorie ist eine Konsequenz der zugrundeliegenden Überzeugung über die Funktion der Sprache, dass die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens die außersprachliche Welt und somit die Sprache ein Ausdrucksmittel des Gedankens sei. Die Regel der *Desubjektivierung*, die die morphologischen und syntaktischen Verhältnisse der Diathese beschreibt, trifft meines Erachtens wunderbar auf den Sinn der Umschreibung des Genus-Verbi-Ausdrucks im Deutschen zu. Es ist ohne Zweifel eine wichtige Seite der Kreativität der menschlichen Sprache und zugleich eine relevante Aufgabe der Sprachwissenschaft, solche formalen Regeln, mit denen man mit endlichen grammatischen Mittel unendlich viele *grammatisch richtige* Sätze produziert, zu ermitteln. Jedoch setzt die Desubjektivierung die Überzeugung der Entsprechung der Aktiv- und Passivsätze und eine bestimmte Überzeugung über die Funktion der Sprache sowie zugleich eine bestimmte epistemologische Überzeugung darüber, *was Sprache repräsentiert* (Leiss 2009), wie wir gerade gesehen haben, voraus. Da Chomsky sich bezüglich der Epistemologie auf Descartes bezieht, liegt in seiner Sprachtheorie die Überzeugung, Sprache drücke menschliche Gedanken aus, der Mensch sei in seinem Prozess des Sprechens als derjenige inkorporiert, der die von sich unabhängig existierende Welt betrachtet. Auf diese Art und Weise gelingt es einem, in diesem sprachtheoretischen Rahmen den Faktor *des kategorisierenden Subjekts* aus dem sprachlichen Zeichenprozess zu tilgen. Da kann die Differenzierung zwischen Bedeutung und Bezeichnung nicht vorgenommen werden.

3.2 Langacker und seine Axiomatik

In dem Sinne stellt die Analyse des Genus Verbi einen Prüfstein dafür dar, zu erfahren, was für eine sprachphilosophische Voraussetzung derjenige Forscher bzw. seine Theorie dabei vorweist. In der Tat war die Überlegung darüber, ob ein Passivsatz und ein Aktivsatz die gleiche Bedeutung haben, oder anders gesagt, ob die außersprachliche Situation gleich der Bedeutung der sprachlichen Ausdrücke ist, auch eine Pointe, warum Ronald W. Langacker, der Begründer der *Kognitiven Grammatik*, aus der Generative Semantik die Kognitive

Grammatik entwickelt hat. In der Generativen Semantik variieren die Methodik der Analyse über das Passiv und das Aktiv in unterschiedlichen Zeitpunkten. Die Annahme bleibt jedoch gleich, ein Passivsatz entspreche einem Aktivsatz in dem Sinne, dass sie sich auf die gleiche Wirklichkeit beziehen. In manchen Sprachen entspricht ein Passivsatz einem Aktivsatz gut. Dadurch werden die beiden Sätze oft als gleichbedeutend erachtet. Somit scheint die objektivistische Auffassung der Generativen Semantik und vieler grammatischer Theorien, die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke sei die Wirklichkeit und die Konsequenz dieser Auffassung, die sprachlichen Ausdrücke ließen sich unabhängig davon, wie Menschen diese verstehen, analysieren, auch gültig zu sein. Beobachtungen des Japanischen liefern jedoch Zweifel daran. Sie führen uns meines Erachtens zu dem, was Langacker dabei vorhatte: Die zwei Sätze, ein Aktivsatz und der entsprechende Passivsatz, weisen die gleiche truth condition auf, somit beziehen sie sich auf dieselbe Wirklichkeit, sie haben jedoch nicht die gleiche Bedeutung. Die Wirklichkeit, auf die der Satz referiert und die Bedeutung (in der vorliegenden Arbeit *Bezeichnung*), die der Satz herstellt, sind zweierlei. Wir können diese Gedanken weiterentwickeln. Das verstehen wir als einen Versuch der Differenzierung zwischen Bedeutung und Bezeichnung – den Versuch einer Sprachtheorie, in der die Differenzierung zwischen Bedeutung und Bezeichnung vorgenommen werden kann. Diese Differenzierung von Bedeutung und Bezeichnung ging nach Leiss (2012) im Laufe der Jahrhunderte (13. – 20. Jahrhundert) verloren und wurde wieder durch Charles S. Peirce und Gottlob Frege reaktiviert. Konkret gesagt, die mentalen Repräsentationen, die im menschlichen Kopf gespeichert sind (sowohl als Lexikon als auch als grammatische Struktur) und unterschiedlich sprachlich realisiert werden, werden verlangt. Die Welt darf nicht unmittelbar mit dem menschlichen Gedanken verbunden werden. Sie dürfen nicht gleichgesetzt werden. Wie wir gleich sehen, verlangt auch die Verwendung des japanischen deiktischen Verbpaars *kuru – iku* (*de*: „kommen – gehen“), nach der Überlegung der vorliegenden Arbeit, die gleiche Differenzierung, um sie erklären zu können. Denn die Sätze mit dem japanischen deiktischen Verbpaar *kuru – iku* („kommen – gehen“) weisen die gleiche truth condition auf. Sie beziehen sich auf dieselbe Wirklichkeit. Sie bezeichnen jedoch nicht Dasselbe. Mit unterschiedlichen sprachlichen Ausdrücken wird auf die dieselbe Wirklichkeit referiert – wie es bei der Verwendung der Personalpronomen *ich* und *du* im Deutschen genauso der Fall ist. Charles S. Peirce zeigt einen Mechanismus, der so einen Zeichenprozess wie auch die Verwendung der Personalpronomen *ich* und *du* im Deutschen und somit gleichfalls die Verwendung des japanischen deiktischen Verbpaars *kuru – iku* („kommen – gehen“) angemessen erklärt, und zwar als *Semiose* – sein Ausdruck für den Zeichenprozess,

in dem etwas als Zeichen fungiert. Dies wird in seiner Zeichentheorie ausführlich erläutert. Bevor wir seine Theorie angreifen, müssen wir uns vorbereiten.

3.3 Speicherung der Bedeutung in Form von Merkmalen

Wir Menschen verfügen über einen begrenzten Speicherplatz. Dies könnte auch ein Grund dafür sein, warum wir Objekte in Form von Kategorien, möglicherweise in Form von Merkmalen, im Kopf speichern. Die Anzahl und Varianten der Objekte, die wir sprachlich repräsentieren möchten, sind potentiell unendlich. Objekte sind nicht immer mit einem früher erkannten Objekt identisch. Wenn wir uns nicht alle Namen der unendlich vielen Objekte merken können, müssen wir eine andere Methodik zur Verfügung haben, um auf diese unendlich vielen Objekte sprachlich zu verweisen. Wie wir schon erkannt haben, leistet dies die sprachliche Kategorisierung. Wir sehen einen Gegenstand als einen einer bekannten Klasse an. Diese Speicherform, die einen Gegenstand verallgemeinert und in Form von Merkmalen speichert, ermöglicht es uns, unendlich viele ähnliche Gegenstände in einer Kategorie zusammenzufassen und auf sie variabel in unterschiedlichen Abstraktionsgraden zuzugreifen. Denn Kategorien, die in Form von Merkmalen gespeichert wurden, bezeichnen wir als mentales Lexikon – diese sind nicht ein für allemal festgelegt. Deshalb lassen sie sich in Bezug auf unterschiedliche Kontexte anpassen. Bei einer Kategorisierung finden eine *metaphorische* Zusammenfassung der von dem Sprecher für *ähnlich* gehaltenen Gegenstände und eine Ausfilterung der für die Sprache *irrelevanten* Merkmale des Gegenstandes statt. Die *Bedeutung* ist etwas, was wir gar nicht im Schema *Reiz und Reaktion* erfassen können. *Bedeutung* lässt sich – vor allem die Bedeutung eines Satzes (Bezeichnung) – ohne die Begriffe *Kategorisierung* und *Metapher*, die ihrerseits das wahrnehmende Subjekt notwendigerweise benötigen, nicht erklären. Wenn der Mensch instinktiv die Welt folgendermaßen kategorisieren würde, etwa *zu einen bestimmten Reiz a kommt immer die Reaktion A*, würden wir ja diese instinktive feste Verbindung von Reiz und Reaktion nicht vergessen. Dafür ergibt sich jedoch dort in der Regel keine neue Herstellung einer Analogie zwischen einem Objekt in der Welt und einer sprachlichen Kategorie bzw. zwischen einem Sachverhalt in der Welt und einem sprachlichen grammatischen Muster. Wir sind somit nicht imstand, solange wir nicht über einen unendlichen Speicherplatz verfügen, die variablen Gegenstände in der Welt bzw. die sich ständig ändernden Sachverhalte sprachlich zu erfassen. „Menschen leben in derselben Welt wie Tiere und zusätzlich in einer anderen Welt“ (s. Brandt). Wir Menschen leben in der Welt, deren Bestandteile sich mit dem Schema *Reiz und*

Reaktion kategorisieren lassen, und zusätzlich auch in einer *subjektiv kategorisierten* Welt. Die Kategorisierung in dieser zusätzlichen Welt ist nicht fest. Sie wird jedes Mal in der gegebenen konkreten Situation unserem Zweck gemäß neu eingeordnet. Diese Welt wird stets mithilfe der bekannten sprachlichen Kategorie – sowohl einem Gegenstand als auch einem Sachverhalt – metaphorisch (in dem neu definierten Sinne) kategorisiert und erkannt. Nach der *alten* Definition von Metapher wird eine relativ ungewöhnliche Verbindung zwischen einem Gegenstand und einer Klasse *metaphorisch* genannt, die konventionelle Verbindung hingegen *wortwörtlich*. In der vorliegenden Arbeit betrachten wir die Kategorisierung nach der neuen Definition: Alle sprachlichen Kategorisierungen sind mehr oder weniger metaphorisch. Jede Beschreibung fokussiert einen bestimmten Aspekt des betreffenden Objekts bzw. des Sachverhaltes. Der fokussierte Aspekt ist der vom sprechenden Subjekt in der gegebenen aktuellen Situation des betreffenden Wortes bzw. der grammatischen Struktur als ähnlich angesehene Aspekt des Gegenstandes bzw. des Sachverhaltes. Unser Zweck bei der Kategorisierung liegt somit darin, dass wir dadurch eine Analogie zwischen der sprachlichen Kategorie und der Welt herstellen. Wir können in der Darlegung des Zeichenprozesses zwei verschiedene Qualitäten des Zeichens unterscheiden; eine „Rule-governed“-Qualität und einen „Rule-changing“-Mechanismus. Wir müssen uns auch bei einer gewagten metaphorischen Verwendung eines Wortes notwendigerweise auf die feste Rule-governed-Verbindung von (prototypischen) Merkmalen als Maßstab berufen. Chomsky hat die Sprachforschung auf den Aspekt der Sprache von Rule-governed gelegt. Der Zeichenprozess, den Peirce vorgeschlagen hat, versucht dagegen – das lässt sich so interpretieren –, den Rule-changing-Mechanismus, in dem der Teil von Rule-governed und der Teil von Rule-changing ineinandergreifen, darzulegen.

3.4 Architektonik des mentalen Lexikons: Der Mechanismus des Zugriffes auf den variablen Abstraktionsgrad der Kategorie

Was wir noch bezüglich des metaphorischen Zeichenprozesses berücksichtigen müssen, ist der bereits erwähnte Mechanismus, der den Zugriff auf den variablen Abstraktionsgrad der Kategorie ermöglicht. Mit dem Mechanismus, den das mentale Lexikon uns anbietet, können wir uns sprachlich besser an den veränderlichen Kontext anpassen. Dies ermöglicht die

Architektur der Merkmalstruktur des mentalen Lexikons (Leiss 2014 VL¹¹). Die Architektur der Merkmalstruktur ermöglicht uns, aus dem Reiz-Reaktion-Schema, aus dem „kategorialen Gefängnis“, herauszuspringen, indem sie uns in Bezug auf den Abstraktionsgrad eine variable Verweisungsmöglichkeit auf Objekte in der realen Welt bereitstellt. Die Architektur der Merkmalstruktur ist die „Teil-Ganz-Relation“ (Leiss 2014 VL). Sie bietet uns die freie Wählbarkeit der Gegenstände, die in Bezug auf den Abstraktionsgrad in einer Makro-Mikro-Selektionsbeziehung stehen. Mit anderen Worten: Die Architektur stellt uns die Auswahlmöglichkeit der Gegenstände zur Verfügung, die zueinander in einer so genannten Oberbegriff-Unterbegriff-Relation (Hyperonym-Hyponym- bzw. hierarchische Inklusionsrelation) stehen. Wie ermöglicht sie das? Um uns eine konkrete Vorstellung über die Verweisungsmöglichkeit auf den Gegenstand in verschiedenen Abstraktionsgraden zu verschaffen, schauen wir uns ein Beispiel von Leiss (2009, 2014 VL) an. Wird gesagt, „wir speichern die Bedeutung eines Wortes in Form von Merkmalen“, bedeutet das, dass wir ein Konzept der Kategorie (z. B. Hund) im Kopf speichern. Diese Konzepte setzen sich aus den intersubjektiven semantischen Merkmalen wie [+Lebewesen] [+Tier] [+Säugetier] zusammen. Ein Konzept besteht aus der Ausdrucks- und der Inhaltsseite, die intersubjektive semantische Merkmale umfassen. Die Verbindung von der Inhalts- und der Ausdrucksseite eines Konzeptes an sich ist eine mehr oder weniger feste Verbindung, während die Anwendung der Kategorie in der konkreten Situation metaphorisch erfolgt.

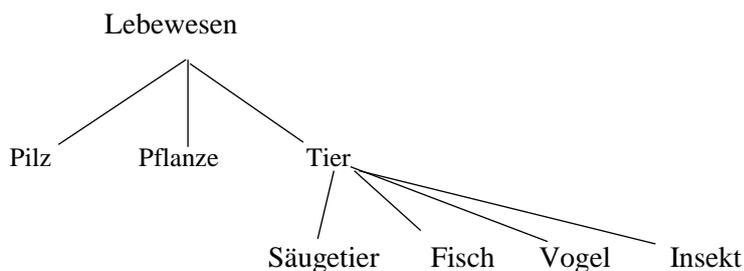


Abb. 13: Nach Leiss 2014 VL: Rekursive Bildung von Oberbegriffen (Hyperonymen) und Unterbegriffen (Hyponymen)

Die Konzepte im Kopf haben einen unterschiedlichen Umfang. Wenn ein Konzept ein Hyperonym zu einem anderen Konzept ist, sind „Hyperonyme [...] mit dem Inhalt eines ganzen Wortfelds identisch + Neutralisation der differenzierenden Merkmale“ (Leiss 2014 VL). Beim Hinzufügen eines Merkmals entsteht eine Unterklasse, also ein Hyponym. *Tulpe*

¹¹ Professor Elisabeth Leiss Vorlesung *Humanspezifische Kognition und Sprache* im Jahr 2014 (WiSe) an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Für die Vorlesung steht hier und im Folgenden die Abkürzung VL.

ist ein Hyponym von *Blume*. Die Klasse der Tulpen stellt eine Teilmenge der Klasse der Blumen dar.

Umgekehrt bilden die Merkmale der Blumen eine Teilmenge der Merkmale der Tulpen. Die extensionale Bedeutung von Lexemen steht in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis zu ihrer intensionalen Bedeutung. Je größer die Extension, desto geringer die Intension, und umgekehrt (Leiss 2014 VL).

Sowohl bei der extensionalen als auch bei der intensionalen Definition von Bedeutung liegt eine Inklusionsrelation (Teil-Ganzes-Relation) zu Grunde. Bedeutungen sind dadurch charakterisiert, dass Merkmale subtrahiert und addiert werden können:

[3]

Subtraktion von Merkmalen: Hyperonym
Addition von Merkmalen: Hyponym

Die Gesamtheit der Konzepte im Kopf ist das mentale Lexikon. Und dieses mentale Lexikon weist die Architektonik der Merkmalstruktur auf. Die Architektonik des mentalen Lexikons, die eine Inklusionsrelation bzw. eine Teil-Ganzes-Relation darstellt und sich somit mereologisch gut beschreiben lässt, ermöglicht es uns dadurch, eine alternative Perspektivierungsmöglichkeit zu erhalten und durch die Wortwahl einen beliebig unterschiedlichen Abstraktionsgrad aus der Architektonik auswählen zu können. Die Bildung von Über- und Unterbegriffen ist bei Bedeutungen (durch Hinzufügen und Abnehmen des Merkmals) immer möglich. Wenn man Tauben (Distributivplural) im Gegensatz zu einem Taubenschwarm (Kollektivplural) verwendet, liegt dort eine unterschiedliche Perspektive in Bezug auf den Abstraktionsgrad vor (Leiss 2014 VL). Die Lexeme Tauben und Taubenschwarm richten sich auf dieselbe außersprachliche Realität. „Der Unterschied, der hier signalisiert wird, bezieht sich somit nicht auf die Darstellung der Realität, sondern auf die Darstellung des jeweiligen Betrachtungsmodus.“ (Leiss 2009: 63) Die Wirklichkeit selbst ist nicht perspektivisch. Sie kann jedoch durch die Wortwahl aus verschiedenen Perspektiven dargestellt werden. „Scheinbar widersprüchliche grammatische Inhalte widersprechen sich in (der) Wirklichkeit nicht. So fassen wir beispielsweise Singular und Plural als Gegensätze auf. Es handelt sich jedoch nur um Perspektiven auf einen Gegenstand, die die Realität selbst nicht verändern: Tier, Tiere, Vieh.“ (Leiss 2009: 67) Wir haben somit die unterschiedliche Verweisungsmöglichkeit durch Sprache mithilfe der Architektonik des mentalen Lexikons.

Diese Verweisungsmöglichkeit entsteht also durch die Analytizität von Bedeutungen. „Die analytische Merkmalsstruktur führt dazu, dass wir aus einem instinktgeleiteten Reiz-Reaktion-Schema ausbrechen können und in jedem Augenblick in einer Umwelt von Handlungsalternativen leben“ (Leiss 2014 VL., vgl. auch Bickerton 2014). Die analytische Struktur des mentalen Lexikons, in dem Kategorien/Konzepte/Bedeutungen in Form von Merkmalen gespeichert worden sind, setzt die Verweisungsmöglichkeit voraus. Welche Stufe der Relation man wählt, ist, wie wir schon gesehen haben, die Entscheidung des metaphorisierenden Subjekts. Und die Entscheidung hängt in der jeweiligen konkreten Situation von seiner Intention/seinem Zweck ab, wie er das Objekt sprachlich anbieten will. Dabei findet der Metaphorisierungsprozess statt, d. h. etwas als etwas anzusehen und anzubieten. Zemb (1978) hat die Bündel von relevanten, semantischen Merkmalen, die noch unperspektivisch sind (vgl. Leiss 2000: 251 ff.), *Archilexem* genannt. Relevant sind die Merkmale, die sozial verbindlich sind. Semantische Merkmale stellen intersubjektiv geteilte Merkmale dar, die in einem erfolgreichen Spracherwerb gewonnen werden. Wichtig in der vorliegenden Arbeit ist, dass das Ganze nicht nur für die unterschiedlichen Konzepte in einer Sprache, sondern auch für die Konzepte zwischen verschiedenen Sprachen gilt.

3.5 Archilexem und metaphorischer Zeichenprozess

Machen wir es anschaulicher: Der Zeichenprozess, in dem man auf einen Gegenstand bzw. auf einen Sachverhalt verweist, besteht aus zwei Zeichenbestandteilen – aus dem abstrakten Archilexem, der festen Verbindung der mentalen Repräsentation und der Ausdruckseite, die allein nicht imstande ist, auf einen konkreten Gegenstand der Welt zu verweisen, sowie aus der Perspektivierung, also der metaphorischen Kategorisierung. Metaphorische Kategorisierung heißt, in Bezug auf die Verweisung auf einen Gegenstand, die Wahl des Abstraktionsgrades, die uns die Architektonik des mentalen Lexikons ermöglicht.

[4]

Ein im Satz realisiertes Lexem besteht aus:

Archilexem

(feste Verbindung der mentalen Repräsentation und der Ausdruckseite)

+

Perspektivierung

(metaphorische Kategorisierung) Wahl des Abstraktionsgrads

Das nicht referenzfähige Archilexem, die Einheit von einer festen Verbindung von abstrakter Bedeutung und Ausdruck, ist eine Instanz, die von *Zeit und Raum unabhängig konstant* und intersubjektiv ist. Sie stellt gleichzeitig die Komponente eines Sachverhaltes dar, auf den in einem Satz referiert wird. Die Wahl des Abstraktionsgrades ist uns dank der Architektonik des mentalen Lexikons freigestellt, und somit können wir einen Gegenstand in jeder konkreten gegebenen Situation beliebig in verschiedenen Abstraktionsgraden perspektivieren. Die Verbindung der Inhalts- und Ausdrucksseite selbst ist uns jedoch nicht freigestellt. Sie ist eine intersubjektive, von Zeit und Raum unabhängig konstante Instanz. Dass ein Zeichenprozess eine von Zeit und Raum unabhängig Instanz enthält, ist auch ein wichtiger Punkt für den Zeichenprozess als *Semiose*, wie wir anschließend sehen. Das Gesamtsystem des mentalen Lexikons und der metaphorischen Kategorisierung – der *mentalen Grammar* –, macht es uns möglich, dass wir die unterschiedlichen Gegenstände und Sachverhalte sprachlich erfassen.

3.6 Zwischenfazit: Metaphorischer Zeichenprozess

Die Inhaltsseite eines Wortes ist somit nach dieser Auffassung der Funktion der Sprache nicht mit einem Gegenstand bzw. einem Sachverhalt in der Wirklichkeit gleichzusetzen. Jedes realisierte Archilexem ist zwangsläufig das Resultat einer Reduktion möglicher Varianten, gleichzeitig die Ausfilterung irrelevanter Merkmale und Selektion der relevanten Perspektive, die das sprechende Subjekt in der gegebenen Situation seinem Zweck gemäß ausgewählt hat. In der Mitte des Zeichenprozesses stehen (1) das metaphorisierende/sprechende Subjekt, das eine Brücke zwischen der sprachlichen Kategorie/abstrakten semantischen Merkmalen im Kopf und einem Objekt in der realen Welt mithilfe der Architektonik herstellt, und (2) die konstante Instanz, die intersubjektive feste Verbindung, die von Zeit und Raum unabhängig ist. „Ziel jeder Äußerung ist es, eine Brücke zu schaffen zwischen den abstrakten, nichtreferentiellen semantischen Merkmalen von Lexemen und der nichtsprachlichen, konkreten, nichtabstrakten Realität“ (Leiss 1992:127). (3) Die Grammatik fügt die Perspektive hinzu und somit stellt sie die Brücke dar.

Legen wir an dieser Stelle noch einmal fest, von welcher sprachphilosophischen Axiomatik aus wir Sprache untersuchen können. Es geht um die vorausgesetzten Konfigurationen des Zeichenprozesses zwischen sprachlichen Repräsentationen, mentalen Repräsentationen und der Welt. Überzeugungen über die Funktion der Sprache, die der Sprachforscher hat,

bestimmen die vorausgesetzte Konfiguration zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit, und diese vorausgesetzte Konfiguration determiniert ausschlaggebend die Denklogik und die Fragestellung der Untersuchung – was man fragt. Die Einführung der Differenzierung zwischen Bedeutung und Bezeichnung – die mentale Repräsentation der Realität und der Realität an sich – und die Einführung des Begriffes des sprechenden (zugleich kategorisierenden und metaphorisierenden) Subjekts in den Zeichenprozess stellt den Angelpunkt der axiomatischen Voraussetzung bei der Sprachforschung dar. Die Sprachforscher, die diese Begriffe einführen, sind funktionalistische und strukturalistische Semiotiker. Sie gehen davon aus, dass die Sprache uns ein System aufweist, das die Sprache mithilfe der Architektonik des mentalen Lexikons von der kategorialen Repräsentation befreien kann. Die analytische Merkmalstruktur führt dazu, dass wir aus einem instinktgeleiteten Reiz-Reaktions-Schema ausbrechen können. Wir können dank der Architektonik auf unterschiedlich abstrakte Gegenstände in Form eines Satzes verweisen. Uns bleibt noch zu klären, wie wir mit dieser Technik auf die sich ständig ändernde Welt, also auf einen Sachverhalt, sprachlich verweisen können.

4 Personalpronomen und Demonstrativum

4.1 Japanisch und seine Personeneinschränkung: deiktische Inszenierung

Versuchen wir noch einmal an dieser Stelle zu beantworten, was wir genau in Bezug auf die Versprachlichung der Ortsveränderung im Japanischen im Rahmen der anderen Sprachtheorie nicht erklären können. In Zusammenhang mit dem Genus Verbi habe ich kurz erwähnt, dass Beobachtungen des Japanischen Zweifel an dieser sprachtheoretischen Voraussetzung der Unmittelbarkeit der Gedanken und der Welt und somit der Konsequenz dieser Auffassung, die sprachlichen Ausdrücke lassen sich unabhängig davon, wie Menschen diese verstehen, analysieren, erwecken. Sollten die sprachlichen Ausdrücke mit der Welt – unabhängig von einer Person, die diese Ausdrücke benutzt oder versteht – unmittelbar verbunden sein und somit der Mensch als derjenige, der Metaphern nutzt, nicht in den Zeichenprozess integriert sein, hat dies zur Folge, dass man nicht verschiedene Perspektiven, die auf ein und dieselbe Wirklichkeit zutreffen – wie *Hase* und *Ente* oder wie die Personalpronomen *ich* und *du* im Deutschen – als zwei verschiedene *Bezeichnungen*, die auf ein und dieselbe Wirklichkeit zutreffen und die der Sprecher in der aktuellen Situation durch Hinzufügung seiner Perspektive jedes Mal herstellt, verstehen kann. Oder besser gesagt, man kann (und in so

einem sprachtheoretischen Rahmen muss man auch) dies nicht in Frage stellen. Die beiden Perspektiven – *ich* und *du* – weisen in so einem theoretischen Rahmen lediglich die gleiche truth condition auf, weil die Differenzierung von Bedeutung und Bezeichnung nicht vorgenommen wird und die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens gleich die Welt selbst ist. Ob Ente oder Hase, beide Perspektiven des Kippbildes beziehen sich auf die gleiche Wirklichkeit. Ob „Morgenstern“ oder „Abendstern“, wie in dem Beispiel von Gottlob Frege, beide Perspektiven ein und desselben Planeten Venus sind in der Wirklichkeit gleich. Kann jedoch ein und dieselbe Situation nicht je nach dem Blickwinkel des sprechenden Subjekts sowohl eine Klemme als auch eine gute Gelegenheit genannt werden? Bleibt die *Wahrheit* – die außersprachliche Welt – unabhängig von der Sprecherperspektive, die vom sprechenden Subjekt versprachlicht wird, gleich? Ist *das* nicht *die* Wahrheit? Was ist mit dem Genus Verbi Passiv und Aktiv? Was ist mit dem Verbpaar *geben* – *nehmen*? Was ist mit den ersten und zweiten Personalpronomina *Ich* – *Du*? Sie sind die Bezeichnungen: Nur eine der beiden Bezeichnungen (entweder *ich* oder *du*) ist für das sprechende Subjekt in einer konkreten gegebenen Situation richtig, um auf eine Wirklichkeit, den Sprecher (bspw. Peter) zu referieren. Peter kann auf sich selbst mit *ich* referieren und nicht mit *du*. Nur *ich* ist für das sprechende Subjekt (hier Peter) richtig, um auf *diese* Wirklichkeit (Peter) zu referieren. Mit dem Sprecherwechsel wechselt jedoch auch die Referenz/die Wirklichkeit, auf die mit *ich* bzw. mit *du* referiert wird. *Ich* bezieht sich immer auf den Sprecher *in der aktuellen Sprechsituation* und *du* bezieht sich immer auf den Angesprochenen. Was ist mit dem Verbpaar *kommen* – *gehen*? Das Verwendungsprinzip des japanischen deiktischen Verbpaars *kuru* – *iku* („kommen – gehen“), das wir in der vorliegenden Arbeit geschlussfolgert haben, zeigt die gleiche Regelmäßigkeit wie die Personalpronomen *ich* und *du* im Deutschen und ist auch hinter der Verwendung des deiktischen Verbpaars *kuru* – *iku* („kommen – gehen“) im Japanischen zu sehen. Im Deutschen gilt das Prinzip bei der Verwendung des ersten und zweiten Personalpronomens *ich* und *du* jedoch nicht für das deiktische Verbpaar (*kommen* – *gehen*). Im Japanischen, in dem im Unterschied zum Deutschen in der Regel oder sogar fast obligatorisch bezüglich der Versprachlichung der Ortsveränderung im Dialog regelmäßig das erste und das zweite Personalpronomen ausgelassen werden, müssen die deiktischen Elemente *kuru* – *iku* („kommen – gehen“) immer mitbenannt werden. Wenn man auf den morphologischen Unterschied, also mit welchen grammatischen Mitteln es realisiert wird, keinen großen Wert legt, findet man in den beiden Sprachen den gleichen Sinn, der einerseits mit dem ersten und zweiten Personalpronomen und andererseits mit der Angabe der deiktischen

Elemente in der aktuellen Sprechsituation ausgedrückt wird. Sie realisieren die Bezogenheit der verbalen Handlung auf die beiden aktuellen Gesprächsteilnehmer.

Die Begriffe selbst, derer wir uns hier bedienen, *ich* und *du*, sind nicht als Figuren aufzufassen, sondern als sprachliche Formen, welche die >>Person<< anzeigen. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache [...], daß unter den Zeichen einer Sprache jedes beliebigen Typs, jeder beliebigen Epoche oder Gegend niemals die >>Personalpronomen<< fehlen. Eine Sprache ohne Ausdruck der Person ist unvorstellbar. (Benveniste 1966: Deutsche Übersetzung von Wilhelm Bolle 1974: 290 – 291)

In allen Sprachen, die ein Verb besitzen, klassifiziert man die Konjugationsformen nach ihrem Verweis auf die Person. (Ebd.: 251)

Dies ist die These der Arbeit. Um für die These zu argumentieren, ist es zunächst nötig, klarzumachen, dass die Versprachlichung der beiden Gesprächsteilnehmer durch das erste und zweite Personalpronomen sprachspezifisch ist.

4.2 Das erste und das zweite Personalpronomen im Deutschen und seine Referenz

Das Beispiel der deiktischen Elemente wie der deutschen 1. und 2. Personalpronomina *ich* – *du* macht unsere Vorstellung über die These der Arbeit bildhaft. Bei der Verwendung dieser deiktischen Elemente (*ich* und *du*) ist immer nur eine der beiden Bezeichnungen, also lediglich eine einzige Perspektive der Wirklichkeit für das sprechende Subjekt in einer konkreten gegebenen Situation richtig, während die andere falsch ist. Für den Gesprächspartner gilt das Gleiche.

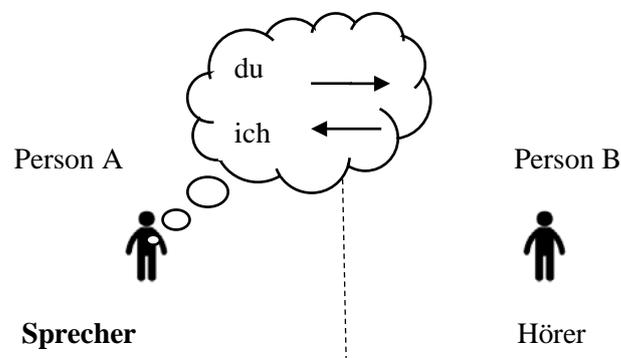


Abb. 14a: Das 1. und das 2. Personalpronomen und seine Referenz: Sprecher ist Person A

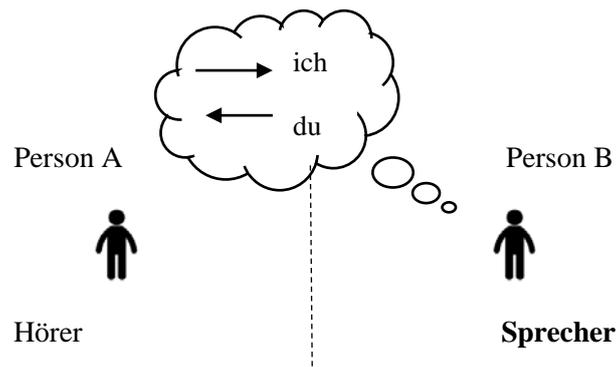


Abb. 14b: Das 1. und das 2. Personalpronomen und seine Referenz: Sprecherwechsel: Sprecher ist Person B

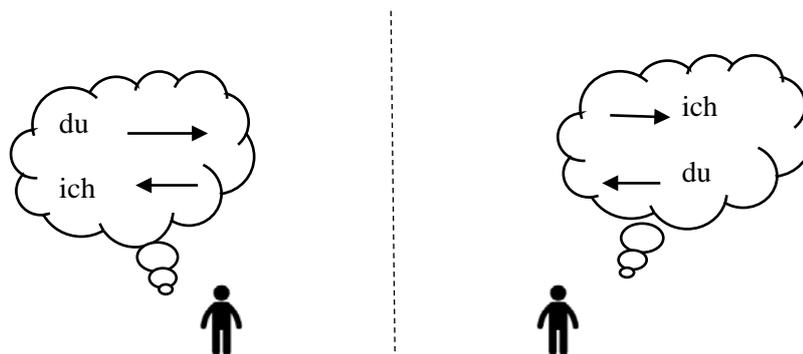


Abb. 14c: Das 1. und das 2. Personalpronomen und seine Referenz: zusammengefasst

Überprüfen Sie kurz Ihr muttersprachliches Sprachgefühl auf Deutsch: Wie werden der Sprecher und der Hörer versprachlicht? Seien Sie bitte nicht mit der Antwort *durch das erste und das zweite Personalpronomen* zufrieden. Hinterfragen Sie bitte, wie der Sprecher und der Hörer dabei konzipiert werden, um sie zu erkennen, bzw. sprachlich zu erfassen. So ist zu sehen, dass eine Regel, die ich in dieser vorliegenden Arbeit *Personeneinschränkung* nenne, wirksam ist. Es besteht das Verbot, dass die beiden Gesprächsteilnehmer das gleiche deiktische Element in Bezug auf ein und dieselbe Wirklichkeit im Dialog benutzen, wie es bei der Verwendung des ersten und zweiten Personalpronomens im Deutschen auch der Fall ist. Der Sprecher und der Hörer werden durch das erste und das zweite Personalpronomen in die sprachliche Welt hineingebracht. Alles andere erfolgt durch das dritte Personalpronomen. Dies erklärt uns zunächst in Bezug auf die dahintersteckende sprachliche Konzipierung über den Sprecher und den Hörer nichts. Meines Erachtens ist bei der Verwendung der beiden deutschen ersten Personalpronomen *die Personeneinschränkung* entscheidend. Was sind überhaupt *ich* und *du* sprachtechnisch? Sie werden nach der folgenden Regel verwendet. Wie bei den anderen deiktischen Elementen muss die Sprechsituation berücksichtigt werden, um verstanden zu werden. Auf wen das *Du* im Satz verweist, versteht man in Bezug auf die Sprechsituation, wer zu wem das sagt.

20a. A: Du bist schön.

b. B: Du bist schön.

Du von A verweist auf B, *du* von B auf A. Die zwei Sätze drücken zwei verschiedene Propositionen aus. Damit die beiden Gesprächsteilnehmer auf dieselbe Situation der Wirklichkeit verweisen (können), darf dasselbe deiktische Element der ersten und der zweiten Personalpronomina von den beiden Gesprächsteilnehmern nicht verwendet werden. Wenn sie auf dieselbe Situation mit einem deiktischen Element, das die Personeneinschränkung aufzeigt, verweisen wollen, müssen sie wie folgt ausgedrückt werden:

21a. A: Du bist schön.

b. B: Ich bin schön.

Die Personeneinschränkung – das Verbot, dass die beiden Gesprächsteilnehmer das gleiche deiktische Element in Bezug auf ein und dieselbe Wirklichkeit im Dialog benutzen – ist in diesem Zusammenhang konkret gesagt die Technik, dass man ein anderes deiktisches Element verwendet, je nachdem, ob der Gegenstand, auf den man sprachlich referieren will, auf mich oder dich bezogen ist. Ich nenne diese Technik, die auf einen Gegenstand dadurch referiert, dass die Bezogenheit auf mich oder dich mit dem grammatischen Mittel signalisiert wird, *deiktische Inszenierung* eines Gegenstandes in der sprachlich rekonstruierten Welt. Um diese deiktische Referenztechnik angemessen zu erklären, muss der konzeptionell gegenüberstehende Gesprächsteilnehmer bzw. müssen die konzeptionell gegenüberstehenden Bereiche, die mit den Gesprächsteilnehmern verbunden sind, einbezogen werden, wie wir gleich anhand der Beispiele von Demonstrativum im Japanischen konkret sehen werden. Wir relativieren zugleich so einen konzeptionellen Bereich – wie etwa *Mental Space* von Gilles Fauconnier (1994), der von den beiden Gesprächsteilnehmern getrennt und gleichermaßen distanziert ist. Um die deiktische Inszenierung, oder sogar generell, den Mechanismus der Verwendung der deiktischen Elemente zu erklären, ist das nicht besonders geeignet.

4.3 Demonstrativum im Japanischen und seine Referenz

Wir sehen ein konkretes Beispiel für die deiktische Inszenierung eines Gegenstandes und die für diese Inszenierung vorausgesetzten konzeptionell gegenüberstehenden

Gesprächsteilnehmer bzw. die konzeptionell gegenüberstehenden Bereiche, die mit den Gesprächsteilnehmern verbunden sind. So ein Beispiel liefert das Demonstrativsystem des Japanischen. Das japanische Demonstrativsystem ist ein sprachliches Faktum, aus dem ich ein oben genanntes Konzept des Raums erschlossen habe. Dieser Raum stellt meines Erachtens die Basis dar, auf der die sprachliche Rekonstruktion der Ortsveränderung des Japanischen erfolgt.

Überfliegen wir kurz die herkömmliche Beschreibung über das Paradigma der japanischen Demonstrativa. Japanisch wird oft für eine Sprache gehalten, bei der sich ihr Demonstrativum nach drei Entfernungsgraden – *bei mir/ bei dir/ weder bei mir noch bei dir* – erklären lässt.

Kore, sore, and are are pronouns, differentiated by the perceived distance from the speaker: near the speaker, near the listener, or far from both. English doesn't distinguish between the last two, so both *sore* and *are* are translated as 'that'. Multiple objects in the area might qualify as *kore*, and likewise for *sore* and *are*. In this case, it's necessary for the speaker to point to the one they mean. (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 600)

Ein Demonstrativ wird ausgewählt, um auf einen Gegenstand zu verweisen. Das Paradigma der japanischen Demonstrativa entspricht drei Bereichen in diesem Raum – entweder bei mir- (*ko-*) oder bei dir- (*so-*) oder weder bei mir noch bei dir-Bereich (*a-*).

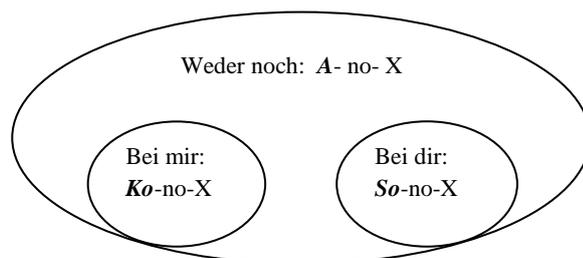


Abb. 15: Eine herkömmliche Beschreibung des Demonstrativsystems im Japanischen

Wenn man diesen Unterschied, der sich durch die Verwendung der Demonstrativa ergibt, auf Deutsch wörtlich wiederzugeben versucht, könnte *mit lokalen Adverbien* Ähnliches wiedergegeben werden. Die lokalen Adverbien im Deutschen wie *hier* und *da* drücken jedoch nicht unbedingt den Unterschied des Bereiches – *das hier* = bei Sprecher, *das da* = bei Hörer – aus, wie die beiden japanischen Demonstrativa *ko* und *so* es kodieren. Diese Gegenüberstellung könnte trotzdem den Deutschmuttersprachlern helfen, sich eine grobe

Vorstellung darüber zu verschaffen, was die Demonstrativa im Japanischen mit *ko-* und *so-* ungefähr kodieren.

[5]

Ko- dies hier bei mir, near the speaker
So- das da bei dir, near the listener
A- das, jenes/dort (weder bei mir noch bei dir), far from both

Nach dieser Beschreibung wird ein Demonstrativum von den drei Bereichen, die mit den beiden ersten Personen verbunden sind, vom Sprecher gewählt, je nach seiner Intention, in welchem der drei Bereiche er ein Objekt sprachlich lokalisieren will.

[6]

$$\left(\begin{array}{l} ko- \quad /so- \quad /a- \quad (DEM)\text{-no-X} \\ \text{Bei mir/bei dir/weder noch (DEM)\text{-}(GEN)\text{-X} \end{array} \right)$$

ko-no-Platz (この席) = der Platz im *mir*-Bereich
so-no-Platz (その席) = der Platz im *dir*-Bereich
a-no-Platz (あの席) = der Platz im *nicht-uns*-Bereich

Wenn der Sprecher A ein Buch in seiner Hand hält, referiert er das Buch mit *ko-no-Buch*, wobei B das Buch in As Hand mit *so-no-Buch* referieren muss. Wenn man *ko-no-Buch* sagt, liegt das Buch näher beim Sprecher als beim Hörer. Das mit *so-no-Buch* referierte Buch liegt dagegen näher beim Hörer. Dies ist die Grundregel der Verwendung der japanischen Demonstrativa *ko-* und *so-* mit dem Entfernungsgrad-Kriterium. Die Verwendung des Demonstrativums *so-* kann in dieser Hinsicht als ein Signal verstanden werden, das darauf hinweist, dass sich dieser Gegenstand im Bereich *bei dir* befindet, im Gegensatz dazu *ko-* im Bereich *bei mir*. Was die Definition, die das erste und das zweite Personalpronomen in sich einschließt, konsequenterweise mit sich bringt, ist, wenn etwas bei *mir* liegt, kann es nicht bei *dir* liegen, solange der Sprecher und der Gesprächspartner sich nicht als *wir* imaginär betrachten und das andere Paradigma *ko-a-* in Funktion tritt. Ein Objekt, auf das der Sprecher mit der Markierung „hier = bei mir = *ko-*“ verweisen kann, liegt für den anderen Gesprächsteilnehmer nicht bei „hier = bei mir“, und er kann somit darauf nicht mit dem *ko-* Demonstrativum verweisen. Dies ist das Prinzip der Anweisung der japanischen Demonstrativa des Paradigmas *ko-* und *so-*, der deiktischen Mittel, um sprachlich etwas im Dialog zu lokalisieren. Wenn A ein Objekt mit *ko-* sprachlich anbietet, ist es für seinen Gesprächspartner etwas, das *bei dir* liegt, so dass er darauf mit *so-* verweisen muss. Und

genauso umgekehrt; Wenn B ein Objekt mit *ko-* sprachlich anbietet, ist es für seinen Gesprächspartner etwas, das *bei dir* liegt, so dass er darauf mit *so-* verweisen muss. Bei einem solchen Satz (22) von Takubo (2010: 225) sind *Watashi* (*de:* „eine Bezeichnung für die erste Person“), *kyou* (*de:* „heute“) und *ko-no-Seki* (*de:* „diesen Platz“) die deiktischen Elemente.

22.

私は	今日	この席で	食事を	した
Watashi-wa	kyou	ko-no-seki-de	syokuji-	shi-ta.
Ich-TOP	Heute	<i>ko</i> -GEN(PART)-Platz-DAT	essen-tun-	PERF

„Ich habe heute an diesem Platz hier gegessen.“

Sie lässt sich verstehen, wenn wir ermitteln können, wer wann wo die Äußerung gemacht hat. Sie werden daher für deiktische Elemente gehalten. Der Vorgang der Ermittlung verläuft wie folgt: *watashi* (*de:* „die erste Personalbezeichnung“) → Sprecher des Satzes, *kyou* (*de:* „heute“) → Tag, an dem die Äußerung gemacht wurde usw. Diese Berechnung der deiktischen Elemente gilt für beide Sprachen, Deutsch und Japanisch, gleichermaßen. Jedoch die Parallelen beider Sprachen kommen durcheinander, wenn wir die lokalen deiktischen Mittel (*ko-*) beider Sprachen miteinander vergleichen. Denn das Demonstrativum *ko-*, das in Bezug auf das *Hier* in der Sprechsituation, in der sich üblicherweise der Sprecher und der Hörer gemeinsam befinden, verstanden wird und somit mit wie etwa *dies- hier* im Deutschen möglicherweise vergleichbar zu sein scheint (Satz 22), kann im japanischen Dialog – aufgrund der Personeneinschränkung – nicht von den beiden Gesprächsteilnehmern verwendet werden, um auf denselben Gegenstand bzw. Sachverhalt zu verweisen. Es ist in dieser Sprache nicht möglich, dass die beiden Gesprächsteilnehmer bezüglich desselben Gegenstandes das *ko-* („dies- hier“) verwenden. Eine außersprachliche Situation muss, die mit dem Satz (23, wiederholt von Satz 22) wiedergegeben wird, von dem Gesprächspartner wie Satz (24) mit dem *so*-Demonstrativum wiedergegeben werden, solange sich *ich und du* nicht imaginär als *wir* betrachten (Satz 25 und 26).

23. (wiederholt von Satz 22) ($\approx ko =$ bei mir)

A:	私は	今日	この席で	食事した
	Watashi-wa	kyou	ko-no-seki-de	syokuji-shi-ta.
	Ich-TOP	Heute	<i>ko</i> -GEN(PART)-Platz-DAT	essen-tun-PERF

„Ich habe heute an diesem Platz hier gegessen.“

24. (\approx *so* = bei dir)

B: あなたは 今日 その席で 食事した
 Anata-wa kyou so-no-seki-de syokuji-shi-ta.
 Ich-TOP Heute *so*-GEN(PART)-Platz-DAT essen-tun-PERF
 „Du hast heute an dem Platz da gegessen.“

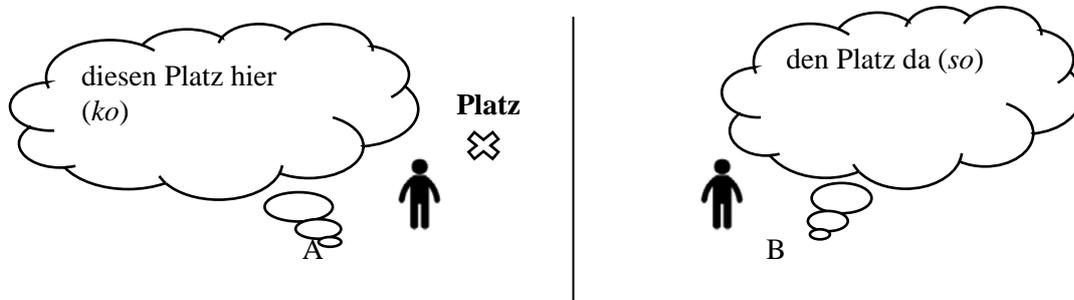


Abb. 16: *Deiktische Inszenierung* eines Objekts im Dialog

4.3.1 Selektion vom *ko-a*-Demonstrativ-Paradigma

Wie erwähnt, wenn sich die beiden Gesprächsteilnehmer als *wir* betrachten, tritt das *ko-a*-Demonstrativ-Paradigma (statt *ko-so*-Demonstrativ-Paradigma) in Funktion. Die Selektion zwischen den Demonstrativa *ko-* und *a-* hängt, nach der gängigen Erklärung, vom Entfernungsgrad – entweder von *mir* im Selbstgespräch oder von *uns* (*mir* und *dir*) gesehen –, zum sprachlich zu lokalisierenden Objekt ab (vgl. Takubo 2010: 227). Mit dem *a-*-Demonstrativum wird auf einen Gegenstand verwiesen, der entfernter liegt und mit *ko-* näher. Im Selbstgespräch tritt, abgesehen von manchen Idiomen (*so-no-atari*: wörtlich „bei dir“ + „Nähe“), in der Regel kein *so*-Demonstrativ bezüglich der nicht anaphorischen Verwendung im Gespräch auf.

[7]

Ko- nah [+Proximal]
A- entfernt [-Proximal]

In dem Fall können die beiden Gesprächsteilnehmer im Unterschied zum *ko-so*-Paradigma mit *demselben* Demonstrativum nach dem Entfernungsgrad, physikalisch oder metaphorisch, auf dasselbe Objekt verweisen.

25. ($\approx ko$ = bei mir/uns)

A und B:

私達は	今日	この席で	食事した	ね
Watashi-tachi-wa	kyou	ko-no-seki-de	syokuji-shi-ta	ne ¹²
Ich-PL-TOP	Heute	ko -GEN(PART)-Platz-DAT	essen-tun-PERF	PART

„Wir haben heute an diesem Platz hier gegessen.“

26. ($\approx a$ = far from both)

A und B:

違う	よ	私達が	今日	
Chigau	yo ¹³	Watashi-tachi-ga	kyou	
falsch	PART	Ich-PL-TOP	Heute	

食事したのは	あの席	だ	よ
syokuji-shi-ta-no-wa	a-no-seki	da ¹⁴	yo
essen-tun-PERF-GEN(PART)-TOP	a -GEN(PART)-Platz	Kopula	PART

„Nein, wir haben heute an dem Platz dort gegessen.“

Die Entscheidung, ob ein Gegenstand von uns entfernt liegt oder nicht, ist sogar eine mehr oder weniger subjektive Perspektive. Denn ein Objekt, das sich objektiv am selben Ort befindet, kann von Fall zu Fall dahingehend unterschiedlich bewertet und sprachlich angeboten werden, ob es nah bei *mir* bzw. bei *uns* liegt oder nicht. Denn, der Sprecher (A und B) kann, je nach seiner Intention, auf denselben Stuhl sowohl mit *ko*- als auch mit *a*-Demonstrativa mit demselben Demonstrativum verweisen.

27. ($\approx ko$ = bei mir/uns)

A und B:

この椅子は	確か	日本で	買った
ko-no-isu-ha	tashika	nihon-de	ka-tta.
ko -GEN(PART)-Stuhl-TOP	ich-glaube	Japan-DAT	kaufen-PERF

„Ich glaube, ich habe diesen Stuhl hier in Japan gekauft.“

¹² English tag question (such as isn't it?; don't you?; do you?); you know. (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 286)

¹³ *yo* = a sentence-final particle that indicates the speaker's (fairly) strong conviction or assertion about s.t. that is assumed to be known only to him. I tell you; I'm telling you; you know; contrary to what you think. (Ebd.: 543)

¹⁴ *-wa -da* = someone or something is / was someone or something or is / was in some state, or will do / does / did something. (A dictionary of basic Japanese grammar: The Japan Times 2002: 521)
A wa B da is probably the most basic sentence structure in Japanese. The very basic meaning of this construction is *A is B*. (Ebd: 521).

28. ($\approx a$ = far from both)

A und B:

あの椅子は	確か	日本で	買った
a-no-isu-ha	tashika	nihon-de	ka-tta.
a-GEN(PART)-Stuhl-TOP	ich-glaube	Japan-DAT	kaufen-PERF

„Ich glaube, ich habe den Stuhl dort in Japan gekauft.“

Auf diese Art und Weise wird ein Objekt durch das hinzugefügte Demonstrativum in dieser Sprache determiniert. Das *ko*-Demonstrativum (*bei mir/uns*) und das *a*-Demonstrativum (weder *bei mir* noch *bei dir*) richten sich beide auf denselben Stuhl in der Wirklichkeit. Der Unterschied, der durch das hinzugefügte Demonstrativum zum Ausdruck gebracht wird, bezieht sich nicht auf die Darstellung der Wirklichkeit, sondern „auf die Darstellung des jeweiligen Betrachtungsmodus“ (Leiss 2009: 63). Das hinzugefügte Demonstrativum in den Fall des *ko-a*-Paradigmas kodiert die Sprecherperspektive auf die Wirklichkeit. Diese Lokalisierung eines Gegenstandes in zwei Bereiche, die jeweils mit *Ko-a*- bzw. *Ko-so*-Paradigma in Funktion treten und mit den Gesprächsteilnehmern in der aktuellen Sprechsituation verbunden sind, ist die Referenztechnik der Sprache. Dies – etwas, als ob das *bei mir/dir/uns* läge, sprachlich markieren – ist die Anweisung für den Hörer, die das grammatische Mittel in dieser Sprache leistet, und die Strategie der Sprache, in der das Nomen an sich bis auf das durch die *no*-Genitivpartikel verbundene Demonstrativum auch in einem finiten Satz weder mit Numerus noch Artikel noch Genus in der Regel versehen ist. Mit dem ausgewählten Demonstrativum signalisiert der Sprecher dem Hörer, dass die Extension der Kategorie des Stuhls auf einen bestimmten Stuhl, und zwar den in der aktuellen konkreten Sprechsituation, der *bei mir/bei dir/bei uns* oder *nicht bei uns* liegt, zurückgeführt werden kann.

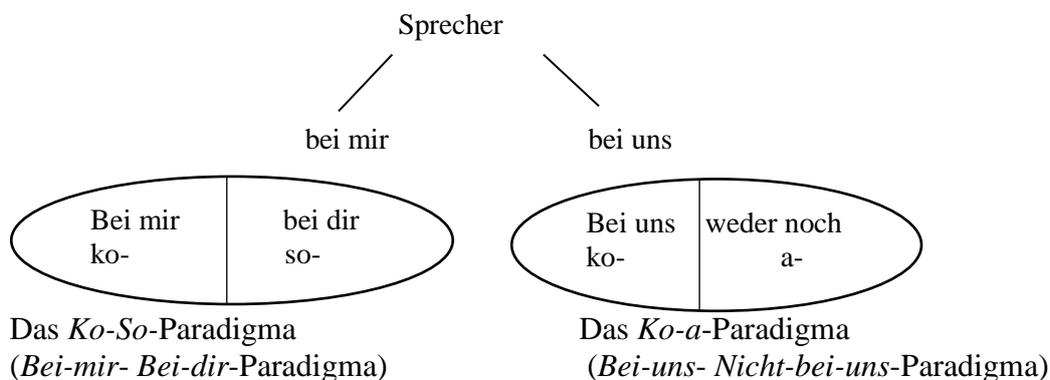


Abb. 17: Demonstrativsystem im japanischen Dialog

Die Motivation, warum der Sprecher einen Gegenstand für *entfernt* hält oder für *nah* bzw. etwas in meiner Sphäre oder in deiner usw., kann ohne Ende variieren. Die Motivation lässt

sich trotzdem möglicherweise unter bestimmten Kriterien systematisieren. Satz 27 und 28 könnten möglicherweise erklären, warum der Sprecher den Stuhl mit *ko* (nah bei mir/uns) markiert und lokalisiert, weil der Stuhl wie etwa *vertraut – nicht vertraut* etc. anzusehen ist. Die Suche nach solchen möglichen Kriterien liegt jedoch in der vorliegenden Arbeit nicht im Hauptinteresse. In dem Zusammenhang kann die Überlegung über die Motivation erst einmal außer Acht bleiben. Denn das wesentliche Prinzip ändert sich nicht: Auf einen Gegenstand wird dadurch referiert, indem das Demonstrativum den Ort, wo sich derjenige Gegenstand befindet, ganz egal aus welchem Grund entweder bei *mir/uns* oder *nicht bei mir/uns*, sprachlich signalisiert. Was jedoch nicht außer Acht bleiben darf, ist, dass wir bei der Selektion des Demonstrativa-Paradigmas *ko-so* (entweder *bei mir* oder *bei dir*) im Gegensatz zur Wahl vom Demonstrativ-Paradigma *ko-a* (*Bei-uns-*, *Nicht-bei-uns-*Paradigma) für die Wahlfreiheit – ob man einen Gegenstand als *entfernt* (*a*) oder als *nah* (*ko*) sprachlich anbieten – nicht verfügen.

4.3.2 Selektion vom *ko-so*-Demonstrativ-Paradigma

Auf den gleichen Stuhl in Satz (27) und (28), auf den man im Monolog oder im Dialog aus der Perspektive *wir* sowohl mit dem *ko*-Demonstrativum als auch mit dem *a*-Demonstrativum verweisen kann und der sich nach wie vor am gleichen Ort befindet, darf der Sprecher A *nur* mit dem *so*-Demonstrativum verweisen, sobald beispielsweise jemand auf dem Stuhl sitzt (Satz 29). Derjenige Sprecher B, der auf dem Stuhl sitzt, verweist auf den Stuhl mit dem Demonstrativum *ko*.

29. A:

*あ/ こ/ *その椅子は	確か	日本で	買った	んだ
*a-/ ko-/ so-no-isu-ha	tashika	nihon-de	ka-tta	n-da ¹⁵
a -GEN(PART)-Stuhl-TOP	ich-glaube	Japan-DAT	kaufen-PERF	kopula

„Ich glaube, ich habe den Stuhl *dort / hier/ *da in Japan gekauft.“

¹⁵ *n da* = In conversation, *no da / desu* often becomes *n da /desu*. [...] Basically, sentence *no da* ist used when the speaker is explaining or asking for an explanation about information shared with the hearer. The information is often what the speaker and the hearer have observed or heard. (A dictionary of basic japanese grammar: The Japan Times 2002: 326)

[A] sentence ending which indicates that the speaker is explaining or asking for an explanation about some information shared with the hearer, or is talking about something emotively, as if it were of common interest to the speaker and the hearer. The explanation is that; The reason is that; The fact is that; It is that. (A dictionary of basic japanese grammar: The Japan Times 2002: 325)

29. B:

知っているよ

shi-tteiru-yo

(ich) weiß-Verlaufsform(AUX)-PART

*あ/こ/ *その椅子を	あなたが	日本で	買った	の ¹⁶
*a-/ ko-/ *so-no-isu-o	anata-ga	nihon-de	ka-tta	nominalizer
a -GEN(PART)-Stuhl-AKK	du-NOM	Japan-DAT	kaufen-PERF	

„Ja, ich weiß, dass du den Stuhl *dort / hier/ *da in Japan gekauft.“

Zu jemandem – also dem Gesprächspartner –, der gerade auf dem Stuhl sitzt, kann bezüglich des Stuhls nicht das *a*- Demonstrativum verwendet werden, umso weniger mit dem *ko*- Demonstrativum. In so einem Fall besteht keine Freiheit der Wahl, auf einen Gegenstand zu referieren, ob man auf ihn mit *ko*- referieren kann oder *so*-. Der andere muss das *so*-Demonstrativum, das *bei dir* signalisiert, verwenden. Der Stuhl kann nur dadurch erfolgreich determiniert werden, indem das hinzugefügte Demonstrativum *so*- den Hörer anweist, dass gerade von dem Stuhl *bei dir* = im *so*-Bereich die Rede ist. Es tritt das *ko-so*-Paradigma zwangsläufig in Gang, wenn die beiden Gesprächsteilnehmer nicht fiktiv den gemeinsamen Betrachtungspunkt als *wir* einnehmen und gemeinsam der zu versprachlichenden Welt gegenüberstehen, sondern sich die beiden Gesprächsteilnehmer gegenüberstehen (vgl. Abb. 18a und b.). Über die Motivation, warum und wann der Sprecher sich selbst mit dem Hörer zusammen als *wir* betrachtet, sprechen wir aus dem gleichen Grund wie oben ein andres Mal. Entscheidend ist nur, dass man in so einem Fall wie in Satz (29) nur mit dem *so*-Demonstrativum auf den gleichen Stuhl wie in Satz (27 und 28) verweisen kann.

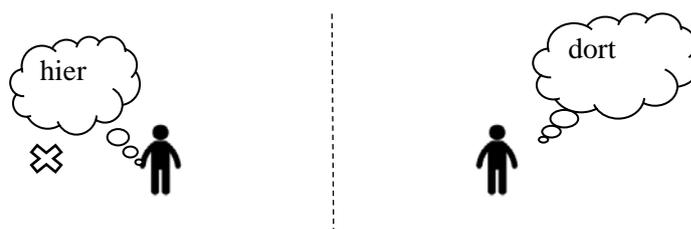


Abb. 18a: Lokaladverbien und ihre Referenz: hier und dort

¹⁶ *no* = [A] nominalizer which is used when the nominalized sentence expresses a directly perceptible event. That: to do something; doing something. [...] *No* makes a noun equivalent from a sentence. (A dictionary of basic Japanese grammar: 2002: 318 - 319)

In conversation, *no da / desu* often becomes *n da / desu*. [...] Basically, sentence *no da* ist used when the speaker is explaining or asking for an explanation about information shared with the hearer. The information is often what the speaker and the hearer have observed or heard. (Ebd.: 319)

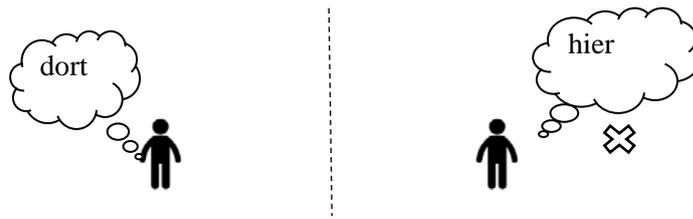


Abb. 18b: Lokaladverbien und ihre Referenz: hier und dort, Sprecherwechsel

Das *so*-Demonstrativum in diesem Gebrauch (Satz 29) lässt sich nicht erklären, ohne den Begriff *Hörer* zu erwähnen. Dieser Begriff scheint im herkömmlichen Sinne nicht der Grammatik, sondern eher der Pragmatik angehörig zu sein. Er wird jedoch verlangt, wie es bei der Erklärung der anderen deiktischen Verwendung – wie etwa *ich* und *du* – mehr oder weniger auch der Fall ist. Aus der Beobachtung der Personeneinschränkung – des Verbots, dass die beiden Gesprächsteilnehmer das gleiche deiktische Element in Bezug auf ein und dieselbe Wirklichkeit im Dialog benutzen – lässt sich offenbar nicht bestreiten, dass für die Erläuterung der Verwendung dieser deiktischen Elemente der Begriff *Hörer* unentbehrlich ist. Aus der Beobachtung des japanischen Demonstrativums erschießbar ist, dass das Japanische dabei eine Welt im Unterschied zur Textweltkonzeptionell voraussetzt, die aus den zwei Bereichen – *bei mir* und *bei dir* – besteht und in der die beiden Gesprächsteilnehmer jeweils dort als *hier* setzen, wo sie sind. Außer das *Hier* für den Sprecher A und für seinen Gesprächspartner B fällt nicht zusammen. In diesem konzeptionellen Raum ist dort nicht *mein Hier*, wo sich der Gesprächspartner befindet. Aus der Beobachtung der Verwendung dieser deiktischen Elemente lässt sich der vorausgesetzte Raum, in dem die Gesprächsteilnehmer bzw. die Bereiche, die mit den Gesprächsteilnehmern verbunden sind, konzeptionell sich gegenüberstehen, erschließen. Diese vorausgesetzte Raumkonzeption ist das, was ich versucht habe, mit den Begriffen *Personeneinschränkung* oder *deiktische Inszenierung* zu erfassen (Abb. 14c).

Um es vorweg zu sagen, es wird der Unterschied der Verwendung der deiktischen Mittel wie *kommen – gehen / kuru – iku* in der vorliegenden Arbeit am Ende auf die unterschiedlichen Raumkonzeptionen beider Sprachen zurückgeführt. Im Dialog wird im Japanischen bei der Verwendung der deiktischen Elemente – auch *iku – kuru* (*de*: „gehen – kommen“) – in der Regel der Raum vorausgesetzt, wobei sie die Personeneinschränkung aufweisen. Das ist meines Erachtens die gleiche Einschränkung der Verwendung vom ersten und zweiten Personalpronomen im Deutschen. Abgesehen von der indirekten Rede, wobei mit Absicht gegen diese Personeneinschränkung – das Verbot, dass die beiden Gesprächsteilnehmer das gleiche deiktische Element in Bezug auf ein und dieselbe Wirklichkeit im Dialog benutzen – verstoßen wird und der Sprecher sich selbst eventuell mit

du verweisen kann, lässt sich bei der Verwendung sowohl von *ich* und *du* als auch von *ko-* und *so-*, ganz gleich unter welchen Bedingungen, ohne Absicht nicht gegen die Regel der Personeneinschränkung verstoßen. Wenn der Sprecher den Hörer *ich* nennt, ist es falsch. Der Hörer muss auch als Sprecher von seinem eigenen Standpunkt aus bestimmen, wer *ich* (= Sprecher) und wer *du* (= Hörer) ist. Es wird immer sozusagen *sprecherorientiert* bestimmt. Einen Konsens über diese Sprecherorientiertheit müssen die beiden Gesprächsteilnehmer oder sogar alle Benutzer der Sprache finden. Die Sprecherorientiertheit ist nichts Anderes, als dass die Gesprächsteilnehmer bei der Verwendung der deiktischen Elemente den Raum wie in Abb. 14c voraussetzen. Dass die beiden Gesprächsteilnehmer im Dialog nicht das gleiche deiktische Wort verwenden können, bedeutet zugleich, dass die Sektion des deiktischen Elements in der jeweiligen aktuellen Sprechsituation die Gesprächsteilnehmer mitkodiert. Das alleinige Erwähnen des deiktischen Elements in der aktuellen Sprechsituation drückt somit in dieser Sprache zugleich *Mein* und *Dein* aus.

4.4 Das dritte Personalpronomen im Japanischen: Die aufgelöste *Person*

Es könnte auch die These der im japanischen Dialog vorausgesetzten Raumkonzeption bekräftigen, dass auf einen Gegenstand, der schon im Text eingeführt bzw. der im Gespräch bereits erwähnt worden ist, im Unterschied zum Deutschen nicht mit dem Pronomen, sondern durch die Einteilung in die Bereiche, die die aktuellen Gesprächsteilnehmer mitkodieren, referiert wird. Es ist sogar oft die Rede davon, dass im Japanischen die *grammatischen Mittel*, die die grammatische Kategorie der Person ausdrücken, fehlen.

One of the peculiarities of Japanese personal pronouns is that there is more than one pronoun for the first and second person and that traditionally there have been not third person pronouns. (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 28)

Ein vorerwähntes Element – das *bekannte* Element – kann im Deutschen mit dem dritten Pronomen wiederaufgenommen werden. Das deutsche dritte Personalpronomen ist in der Regel anaphorisch, wobei das erste und das zweite Personalpronomen keinen anaphorischen Bezug herstellen und immer ihre Referenz – den Sprecher und den Hörer –, wie wir gesehen haben, deiktisch inszenieren. Ob das Element *im Text bekannt* ist, ist die Bedingung der Verwendung des dritten Personalpronomen in dieser Sprache. Die Kohäsionskette der Elemente im Text wird im Kontrast zum Japanischen in einer vom Sprecher und Hörer unabhängigen Welt – der sogenannten Textwelt – gebildet. Auch die Elemente, die zuerst in

Bezug auf die beiden Gesprächsteilnehmer – wie etwa *dein-, mein-* etc. – in den Text eingeführt und bei denen ihre Extensionen determiniert wurden, können mit dem dritten Personalpronomen wiederaufgenommen werden, wenn schon im Text erwähnt. So eine Textwelt, die konzeptionell von sprechenden Gesprächsteilnehmern getrennt und unabhängig existiert, wurde in der westlichen Tradition der Grammatik häufig thematisiert und modelliert (z. B. *Mental Space* von Gilles Fauconnier (1994), das *Organon-Modell* von Karl Bühler (1934)). Der Psychologie Karl Bühler hat in seiner *Sprachtheorie* (1934) das am häufigsten erwähnte Sprachmodell – das Organon-Modell – aufgestellt. Er betrachtet die Sprache als ein *organum* (griech¹⁷: *órganon* „Werkzeug“) – die Idee stammt aus *Kratylos* von Plato –, mittels dessen dem *anderen* etwas *über die Dinge* mitgeteilt werden kann. *Der eine* und *der andere* – der Sprecher und der Hörer – werden durch das erste und das zweite Personalpronomen versprachlicht, alles andere durch das dritte.

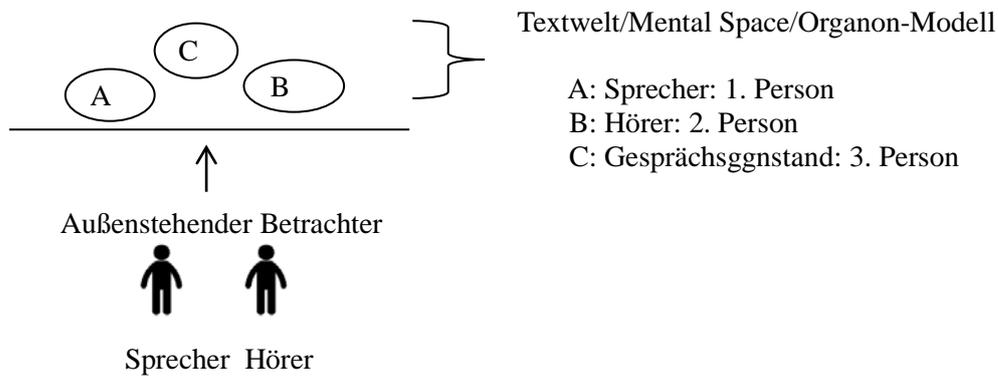


Abb. 19: Vorstellung des Sprachmodells

Mit diesem *Drei-Personen-System* lassen sich die sprachlich zu schildernden Sachverhalte im Deutschen gut darstellen. Oder betrachten wir die Sache umgekehrt: Um so eine Sprache mit dem drei-Personen-System angemessen zu beschreiben, wurden derartige Modelle entwickelt. Dies stellt jedoch den Mechanismus der Referenz eines Zwei-Personen-Systems, das eine deiktische Inszenierung aufweist, nicht gut dar. Überprüfen Sie bitte selbst. Denn, das trifft eigentlich meines Erachtens auch auf die deiktische Inszenierung der ersten und der zweiten Person im Deutschen zu. Sie sind in der Sprechsituation verankert und man muss notwendigerweise die Sprechsituation bzw. den Sprecher und den Hörer heranziehen, um sie zu erklären. *Der eine* und *der andere* – der Sprecher und der Hörer – werden durch das erste und zweite Personalpronomen versprachlicht, alles andere durch das dritte. Das gehört nicht

¹⁷ Für Griechisch steht hier und im Folgenden die Abkürzung *griech.*

unbedingt zur Binsenwahrheit der Sprachen der Welt. Wie funktioniert dann ein Zwei-Personen-Systems konkret?

4.5 Das dritte Personalpronomen im Deutschen und Japanischen: Im Text bekannt oder mir bekannt.

Wie erwähnt, ein vorerwähntes Element kann im Deutschen mit dem dritten Pronomen wiederaufgenommen werden. Sollte diese phorische Funktion das distinktive Merkmal für das dritte Personalpronomen sein, gibt es im Japanischen kein vergleichbares drittes Personalpronomen. *Kare* (de: „er“) und *Kanojo* (de: „sie“), wird in den meisten japanischen Lehrwerken für das dritte Personalpronomen jeweils Maskulinum Singular und Feminin Singular im Japanischen herangezogen. Funktional gesehen, ist die japanische dritte Person kein Pronomen. Sowohl mit *Kare* (de: „er“) als auch mit *Kanojo* (de: „sie“) ist eine Wiederaufnahme nicht möglich.

30. A:

田中さんが	昨日	来た	よ
Tanaka-san-ga	kinou	ki-ta	yo
Tanaka-Herr/Frau-NOM	gestern	kommen-PERF	PART

“Herr/Frau¹⁸ Tanaka kam gestern hierher/zu mir.”

30. B:

彼は	誰
* kare -ha	dare
* er -TOP	wer

„Wer ist **er**?“

Sie werden lediglich in der Übersetzung für die dritte *Person* – jedoch nicht einmal für einen Gegenstand – aus den meistens indogermanischen Sprachen verwendet. Das scheinbare japanische dritte Personalpronomen und das deutsche dritte Personalpronomen sind nicht funktionale Verwandte, sondern sie beziehen sich gegebenenfalls nur auf ein und dieselbe Person in der Wirklichkeit. Eine Wiederaufnahme eines Elements im japanischen Dialog ist beispielsweise durch die Beifügung eines passenden Demonstrativums möglich. Jedoch, wie erwähnt, erfolgt dies durch die Einteilung in den Bereichen, die die aktuellen Gesprächsteilnehmer mitkodieren. Unabhängig vom Sprecher und Hörer bzw. von den

¹⁸ Im Folgenden nenne ich aus Gründen der Bequemlichkeit nur *Herr* für- *san*, das eigentlich ohne Geschlechtsunterschied verwendet wird.

Bereichen, die mit ihnen verbunden sind, kann nicht auf ein Element im japanischen Dialog verwiesen werden. Nicht nur bei der Einführung des Elements, sondern das ganze Gespräch hindurch muss das Element mit der Markierung des angehörigen Bereichs – *bei mir* oder *bei dir* – versehen sein. Es gibt jedoch einen Ausnahmefall, in dem ein Element von der Markierung des Bereichs befreit wird. Diese Ausnahme stellt die indirekte Rede dar. Richtig ist in den Fall beispielsweise:

31. A: “Herr Tanaka kam gestern hierher/zu mir.” (Wiederaufnahme von 30. A)

31.B:

そ/ *こ/ *あの 人は	誰
So-/ *ko-/ *a-no-hito-ha	dare
So- ko- a-(DEM)-GEN(PART)-Person-TOP	wer
„Wer ist der/er?“	

Diese Bereiche werden in der japanischen Sprachwissenschaft vor allem unter dem Namen „Informationsterritorium“ (Kamio 1989, 1991, 2002) und auch unter vielen anderen Bezeichnungen thematisiert (Kinsui 1989, Takubo 1989 usw.). Nach Kamio (1989, 1991, 2002) befindet sich die Information in Bezug auf das japanische Demonstrativsystem im Dialog entweder innerhalb der Sprecherdomäne oder der Adressatendomäne oder außerhalb beider. Das trifft meines Erachtens zu. Um auf einen Gegenstand bzw. auf eine dritte Person zu referieren, muss man auch dies entweder als *bei mir* (*ko-*) oder als *bei dir* (*so-*) (genauer: als ob *bei mir* oder als ob *bei dir*) kategorisieren, weil es mit einem Demonstrativum, das mit den aktuellen Gesprächsteilnehmern verbunden ist, versehen sein muss. Wie wir schon gesehen haben, kann ein Gegenstand nicht für die beiden Gesprächsteilnehmer gleichermaßen ein Gegenstand sein, der sich im *Bei-mir*-Bereich befindet. Dies haben wir aus der Personeneinschränkung, die der Gebrauch des Demonstrativums aufweist, geschlossen. Die beiden Gesprächsteilnehmer können nicht das gleiche Demonstrativum verwenden. Sie wählen jeweils einen Bereich, in dem sich das zu versprachlichende Element befindet, aus ihrem eigenen Standpunkt aus (= sprecherorientiert). Es ist meines Erachtens das entscheidende Charakteristikum für das deutsche Referenzprinzip, dass es eine vom aktuellen Sprecher und dem Hörer unabhängige Textwelt gibt (Abb. 19), während es für das Japanische charakteristisch ist, dass ein Demonstrativum (*so-*) vorhanden ist, das im Dialog ausschließlich den Bereich *bei dir* kodiert (Abb. 20).

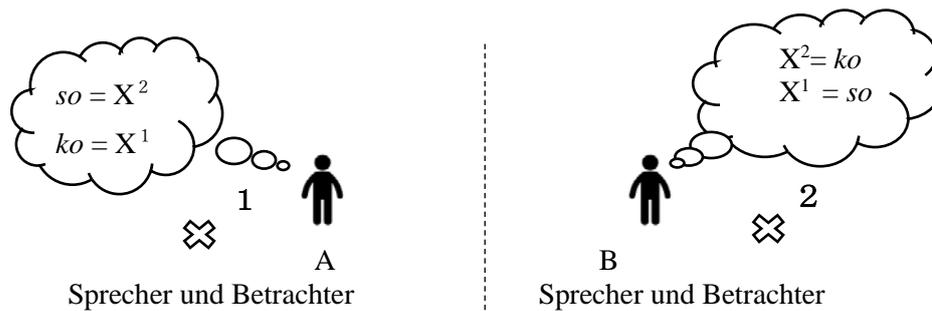


Abb. 20: *Deiktische Inszenierung* eines Objekts im Dialog (vgl. auch Abb. 18a.b und Abb. 19)

Welche sprachlichen Fakten sprechen für diese These? Ich werde im Folgenden zeigen, aufgrund welcher Beobachtungen ich zu dieser Behauptung gekommen bin. Worauf dabei vor allem diejenigen, deren Muttersprache ein Drei-Personen-System aufweist, achten müssen, ist Folgendes: Die Gegenstände und Personen werden in dieser Sprache mit dem Drei-Personen-System mit Hilfe des dritten Personalpronomens, unabhängig vom aktuellen Sprecher und Hörer, versprachlicht. Wie selbstverständlich dies auch scheinen mag, es ist nicht selbstverständlich für alle Sprachen der Welt. Wie ungewöhnlich es wirken sollte, der Verweis auf diese Gegenstände und Personen, auf die in der Sprache mit einem Drei-Personen-System mit dem dritten Personalpronomen verwiesen wird und die somit unabhängig vom Sprechenden und zugleich kategorisierenden Subjekt zu existieren scheinen, für eine andere Sprache mit einem Zwei-Personen-System ist jedes Mal eine neue Kategorisierung in die aktuelle *Mein-* oder *Dein-*Kategorie durch das Sprechende Subjekt erforderlich. Diese Kategorisierung erfolgt, wie wir bisher gesehen haben, jedes Mal neu in Bezug auf die aktuellen Gesprächsteilnehmer. Die Gewohnheit macht uns leicht empfindungslos für unser Dogma (*altgr.*¹⁹ δόγμα, *dógma*, „Lehrsatz“) – eine feststehende grundlegende Lehraussage, deren Wahrheitsanspruch nicht in Frage gestellt wird. Die Überprüfung des Wahrheitsanspruchs wird diesbezüglich regelmäßig übersehen. Solange man nur das Deutsche und seine verwandten Sprachen betrachtet, nimmt man (und muss man auch nicht) schwer die Notwendigkeit der Relativierung der dominanten und vorausgesetzten Konzipierung wahr. Wir haben jedoch nun die Gelegenheit, das Dogma einmal näher zu betrachten.

4.6 Eigenname

¹⁹ Für Altgriechisch steht hier und im Folgenden die Abkürzung *altgr.*

Die These der Existenz des Zwei-Personen-Systems im Japanischen bekräftigt möglicherweise das Beispiel des Eigennamens. Wie wird ein Eigenname in dieser Sprache verwendet? Wie wir gesehen haben, kann im Deutschen ein Element im Satz mit dem dritten Personalpronomen wiederaufgenommen werden, wenn es schon im Text bekannt ist, während im Japanischen das Element, auch wenn es bereits im Text bekannt ist, entweder als *bei mir* (*ko-*) oder als *bei dir* (*so-*) zugeordnet werden muss, um auf es zu verweisen. Das Gleiche gilt im Japanischen auch für den Verweis mit einem Eigennamen. Was in Bezug auf Satz (32) für uns Japanischmuttersprachler auffällt, ist, dass der Sprecher B auf das Element *tanaka-san* („Herr Tanaka“) im Deutschen durch Wiederholung des Eigennamens (*tanaka-san*), den der Gesprächspartner A verwendet hat, verweisen kann, obwohl der Sprecher B diejenige Person mit diesem Eigennamen *tanaka-san* („Herr Tanaka“) im Satz „Wer ist Herr Tanaka?“ nicht persönlich kennt. Das ist im Japanischen nicht möglich. Dies halte ich für eine konkrete Konsequenz des unterschiedlichen Referenzsystems mit einem Zwei- oder Drei-Personen-System.

32. A: (Wiederaufnahme von Satz 30. A)

田中さんが	昨日	来た	よ
Tanaka-san-ga	kinou	ki-ta	yo
Tanaka-Herr-NOM	gestern	kommen-PERF	PART

“Herr Tanaka kam gestern hierher/zu mir.”

32. B:

*田中さん は	誰
Tanaka-san-ha	dare
*Tanaka-Herr-TOP	wer

„Wer ist Herr Tanaka?“

Entscheidend ist: Wenn man im Japanischen den nackten Eigennamen verwenden will, muss man den *tanaka-san* persönlich kennen. Es geht dabei um das Wissen des aktuellen Sprechers über die Inhaltsseite des sprachlichen Zeichens und nicht um die Textwelt. Im Gegensatz dazu muss bei der Verwendung des dritten Personalpronomens und vermutlich auch des Eigennamens des Deutschen nicht unbedingt auf die Sprechsituation bzw. das Wissen des Sprechers Bezug genommen werden, sondern auf den erwähnten Text. Die Inhaltsseite des dritten Personalpronomens – wenn man dies überhaupt *Inhalt* nennen darf – lässt sich wie etwa *er* = *ein vorerwähntes Element im Maskulin Singular* verstehen. Sie sind auch daher *Pro-Nomen*, weil sie unbegrenzt viele Nomen, die sich beispielsweise mit *er* wiederaufnehmen lassen, mit der begrenzten Anzahl der Pronomina (*er, sie usw.*) hinsichtlich

der sprachlichen Genera und Numeri vertreten. Sie kategorisieren unzählige Nomen unter begrenzte Gruppen wie *Maskulin Singular* und sie vertreten die Funktion des Nomens, um zu signalisieren, welche syntaktische Rolle (Kasus) sie im Satz spielen. (*er, ihm, ihn...*) So funktioniert ein Drei-Personen-System. Ein Zwei-Personen-System, in dem keine anaphorisch funktionierenden Pronomen vorhanden sind, muss jedes Mal auf die aktuelle Sprechsituation bzw. das Wissen des aktuellen Sprechers Bezug nehmen. Denn es kann im Japanischen ein nackter Eigenname ohne zusätzlichen Verweis auf die Sprechsituation – *bei mir* oder *bei dir* bzw. *mein* oder *dein* – nicht verwendet werden. Wenn das Element (*tanaka-san*) von Sprecher A in den Text eingeführt wurde (Satz 32), kann A mit dem *ko*-Demonstrativum (*bei-mir*) auf ihn verweisen und der Gesprächspartner B mit dem *so*-Demonstrativum (*bei-dir*). Dies haben wir bisher gesehen. Außerdem kann B nicht das pseudo-dritte Personal-*pro*-nomen *kare* („er“) verwenden. (s. a. Satz 30) Dazu ist weiterhin eigenartig am Japanischen, wie erwähnt, dass der Sprecher B auch nicht den nackten Eigennamen (*tanaka-san*) ohne Demonstrativum verwenden kann, wenn er diese Person mit diesem Eigennamen (*tanaka-san*) nicht persönlich kennt. Obwohl viele Sprachen das dritte Personalpronomen oder so eine sprachliche Formel: *Wer / Was ist der Eigenname / das Nomen* (Wer ist Herr Tanaka oder Was ist ein Apfel? etc.) zur Verfügung stellen, um ein unbekanntes Element, das der Gesprächspartner eingeführt hat, unabhängig von der aktuellen Sprechsituation, wiederaufzunehmen – d. h. auf das Element im Text zu verweisen –, bietet das Japanische die Möglichkeit nicht an. Man kann zum Beispiel im Japanischen nicht wie folgt fragen: *Wer ist der Eigenname (Wer ist Herr Tanaka)? oder Was ist das Nomen (Was ist ein Apfel?)*, was wie Satz (32) ungrammatisch ist. Es kann im Deutschen ein Element mit dem dritten Personalpronomen und auch durch Wiederholung des Eigennamens (*tanaka-san*) in der Regel wiederaufgenommen werden, wenn es schon im Text bekannt ist. Der Eigenname wird in dieser Sprache an sich für referenzfähig gehalten, weil er nicht einmal in Bezug auf die Sprechsituation in die Textwelt eingeführt werden muss. Es steht in Bezug auf dieses Referenzsystem außer Frage, ob der Sprecher denjenigen unmittelbar kennt oder nicht, um auf ihn zu verweisen. So wird im Deutschen die Kohäsionskette hauptsächlich in der Textwelt gebildet. Auch wenn man die Inhaltsseite (das Bündel der distinktiven Merkmale) und die Referenz (in dem Fall den *Tanaka*) eines sprachlichen Zeichens nicht kennt, wenn man seine Ausdrucksseite – den Namen – kennt, kann man in der Sprache mit einem Drei-Personen-System auf das Element verweisen, weil die Inhaltsseite eines Pronomens – im Gegensatz zum normalen Nomen – nicht ein Gegenstand bzw. eine Person der realen Welt ist. Pronomen bezieht sich auf die Textwelt. Im Gegensatz dazu kann man im Japanischen ein Element, sogar auch einen Eigennamen wie

Tanaka (Satz 32), nicht nur deshalb mit dem dritten Personalpronomen oder durch Wiederholung des Eigennamens (*tanaka-san*) wiederaufnehmen, weil es im Text bekannt ist. Man kann ein Element mit dem pseudo-dritten Personalpronomen (*kare* „er“, *kanojo* „sie“) oder durch Wiederholung des Eigennamens (hier: *tanaka-san*) wiederaufnehmen, wenn der Sprecher das Element, z. B. *Tanaka-san*, kennt – wenn es *mir* (dem Sprecher) bekannt ist. Eine andere Möglichkeit wäre: Man kann auch auf das Element mit einer Partikel *-tte* – der sogenannte „a colloquial topic-introducer“ (A dictionary of basic Japanese grammar: 2002: 507), mit der Bedeutung „speaking of“ (*ibd.*) – markieren und verweisen. (Satz 33, s. a. Satz 32. B)

33.

田中さんって	誰
Tanaka-san-tte	dare
Tanaka-Herr-quot ²⁰ (PART)	wer
„Wer ist „Herr Tanaka?“	

Diese Art Verweis auf ein Element lässt sich in Zusammenhang mit der bisherigen Beobachtung der vorliegenden Arbeit meines Erachtens als eine vorläufige Aufhebung der Markierung der aktuellen Bereiche – *bei mir* oder *bei dir* – verstehen. Das Element ist durch die „a colloquial topic-introducer“ (A dictionary of basic Japanese grammar: 2002: 507) – die quotative Partikel – sozusagen als *referenzunnötig* markiert. Abgesehen von der zusätzlichen Markierung der quotativen Partikel *-tte* und des Demonstrativums kann man den Eigennamen nur verwenden, wenn der Sprecher B (Satz 32), der vor dem Gespräch den *Tanaka* nicht persönlich kannte, diesen beim Gespräch vor Ort kennenlernt. Ein Element wie *Tanaka* (Satz 32) lässt sich im Japanischen zusammenfassen (1) durch das hinzugefügte Demonstrativum, das mit den aktuellen Gesprächsteilnehmern mitkodiert wird (2), oder mit der Markierung der quotativen Partikel *-tte* (3) oder durch das unmittelbare Wissen. Erinnern wir noch einmal an den Satz (29):

34. (Wiederaufnahme von Satz 29a)

*あ/ こ/ *その椅子は	確か	日本で	買った	んだ
*a-/ ko-/ so-no-isu-ha	tashika	nihon-de	ka-tta	n-da
a -GEN(PART)-Stuhl-TOP	ich-glaube	Japan-DAT	kaufen-PERF	kopula
„Ich glaube, ich habe den Stuhl *dort / hier/ *da in Japan gekauft.“				

²⁰ Quot steht für die quotative Partikel = a colloquial topic-introducer (A dictionary of basic Japanese grammar: 2002: 507).

Was wir dabei gesehen haben, war: Zu jemandem, der gerade auf dem Stuhl sitzt, muss bezüglich des Stuhls das *so*-Demonstrativum, das *bei dir* signalisiert, verwendet werden. Es tritt das *ko-so*-Paradigma zwangsläufig in Erscheinung. Dabei sind die konzeptionell gegenüberstehenden Gesprächsteilnehmer bzw. die mit ihnen verbundenen Bereiche vorausgesetzt (Abb. 14c). In dieser Hinsicht ist die *semantische* Beschreibung über das Demonstrativsystem des Japanischen von Kuroda (1979) interessant. Denn seine Auffassung über das Demonstrativsystem des Japanischen, zu der er nach langen ausführlichen Auseinandersetzungen gelangt ist, lässt sich so verstehen: Bei der Selektion zwischen *ko-* (*bei mir*) und *so-* (*bei dir*) im japanischen Dialog geht es um die Kodierung des unterschiedlichen Grades der Unmittelbarkeit zum Wissen über den betroffenen Gegenstand (Kuroda 1979: 58 – 59). Nach seiner Auffassung markiert das *so*-Demonstrativ (*bei dir*) im Gegensatz zum *ko*-Demonstrativum (*bei mir*) sein hinzugefügtes Element als *das unmittelbare Wissen des Anderen* im Vergleich zu meinem unmittelbaren Wissen.

[8]

Ko-	mein unmittelbares Wissen
So-	dein unmittelbares Wissen

Zumindest in Bezug auf das japanische Demonstrativsystem des Paradigmas *ko-so* lässt sich in einer Hinsicht behaupten, *ein Element sei bekannt*, bedeutet, nicht im Text, sondern *mir bekannt* – dass ich das durch direkte Erfahrung kenne (Vgl. Kuroda 1979: 50, auch Kuno 1973: 186 – 187). Denn, mit der Verwendung des Demonstrativums *so-* (*bei dir*) im Dialog wie in Satz (34), wobei zwangsläufig das *ko-so*-Paradigma in Funktion tritt, wird angedeutet, dass der Gesprächsteilnehmer eine günstigere Position als ich/der Sprecher hält, denjenigen Gegenstand zu *erkennen*. (vgl. Kuroda 1979: 58). Es geht dabei nicht um eine vom Sprecher und vom Hörer unabhängige Textwelt, ob das schon erwähnt ist oder nicht. Auf ein Element wird im Japanischen *deiktisch* – in dem von mir festgestellten Sinne in Bezug auf die aktuelle Sprechsituation – verwiesen (Abb. 33). Dies steht möglicherweise mit der Abwesenheit des dritten Personalpronomens, das phorisch auf einen Gegenstand zu verweisen ermöglicht, in dieser Hinsicht in Wechselbeziehung.

4.7 Zwischenfazit

Fassen wir zusammen: Das Demonstrativum (*ko*) signalisiert also, dass ein Tisch im *Bei mir* Bereich zu finden ist. Es signalisiert dem Hörer, dass die Extension der Kategorie des Tisches,

der abgesehen vom Demonstrativum auch in einem finiten Satz weder mit Numerus noch Artikel noch Genus, jedoch mit der Markierung des Bereichs *bei mir* oder *bei dir* bzw. der Markierung der Aufhebung der Entscheidung des Bereichs versehen ist, auf den Tisch, der sich *bei mir* in der aktuellen konkreten Sprechsituation befindet, zurückgeführt werden kann. Ein Gegenstand wird in dieser Sprache durch das hinzugefügte Demonstrativum determiniert. Das Demonstrativum ist mit den beiden Gesprächsteilnehmern verbunden. Wir haben zusätzlich das Beispiel mit dem Verweis des Eigennamens gesehen. Da im Japanischen nicht einmal ein Eigenname möglich ist, ohne Bezugnahme auf die aktuelle Sprechsituation, ohne auf etwas zu referieren, haben wir die Hypothese aufgestellt, dass dort ein anderes Referenzsystem vorhanden ist, und zwar die Existenz des Zwei-Personen-Systems, das eine deiktische Inszenierung aufweist. Wird gesagt, dass das Japanische keine Pronomina hat oder das japanische Pronomen ein bloßes Nomen ist (z. B. Felix (2003), Takubo (1997), Tanaka (2011) und viele Anderen), wird meines Erachtens davon gesprochen, ob die Prozedur der Referenz im Text unabhängig von der aktuellen Sprechsituation erfolgt. Das ist der entscheidende Unterschied zwischen dem deutschen und dem japanischen Referenzsystem, dass ich jeweils Drei- und Zwei-Personen-Systeme bezeichne.

5 Sprachmodell für das Japanische: Tokieda (1950)

Die Sprache gehört zur Natur des Menschen, der sie nicht hergestellt hat. [...] Wir werden den Menschen niemals getrennt von der Sprache erreichen, und wir sehen ihn niemals die Sprache erfinden. Wir werden niemals den Menschen erreichen, der auf sich selbst beschränkt ist und sich bemüht, die Existenz des anderen zu begreifen. Wir finden in der Welt einen sprechenden Menschen, einen Menschen, der mit einem anderen Menschen spricht, und die Sprache lehrt die Definition des Menschen schlechthin. (Benveniste 1966: Deutsche Übersetzung von Wilhelm Bolle 1974: 287 – 288)

So ein Sachverhalt, der mit einem Zwei-Personen-System erfasst wird, lässt sich gut mit dem von Tokieda (1950) vorgeschlagenen Sprachmodell darstellen (Abb. 21a und b). Die Beobachtung ist hier auch möglicherweise umgekehrt: Das Tokieda-Modell ist – so wie bei dem Bühlerschen Sprachmodell – das Resultat der Analyse der gegebenen Sprache. Die beiden Modelle stellen den typischen Fall der jeweiligen Sprache – Japanisch und Deutsch – dar.

Abb. 21a: Sprachmodell von dem Vorderdeckel des Tokieda (1950)

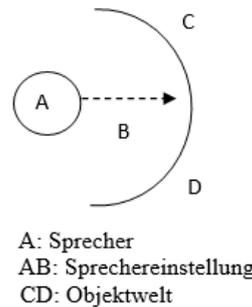
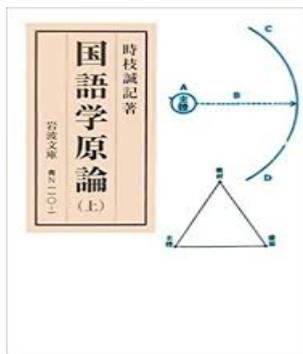


Abb. 21b: das Sprachmodell Tokiedas (1950)

Tokieda Motoki ist ein japanischer Sprachwissenschaftler, der für seine kritische Auseinandersetzung mit der Sprachtheorie von Ferdinand de Saussure und seine aktive Aufnahme der de Saussure'schen Sprachtheorie in seiner Sprachtheorie *Process Theory of Language* (Tokieda 1950) in Japan bekannt ist. Seine Absicht bei der Aufstellung seiner Sprachtheorie bestand meines Erachtens darin, aufgrund des Bedarfs einer Erläuterung des Japanischen ein Modell zu entwickeln, das nicht nur den Referenzprozess mit dem Drei-Personen-System, sondern auch den Referenzprozess mit einem Zwei-Personen-System, das eine deiktische Inszenierung aufweist, adäquat darstellt. Die Sprachwissenschaftler, die in ihren Überlegungen über den Zeichenprozess der Sprache den Dialog bzw. die Wechselrede in das Zentrum stellen – wie etwa W. v. Humboldt, Emile Benveniste, Ludwig Wittgenstein, Charles S. Peirce, Martin Heidegger, Aristoteles usw. –, verfolgen meines Erachtens mehr oder weniger die gleiche Absicht. Tokieda (1950) hat ein Modell aufgestellt, um den sprachlichen Prozess im Japanischen, der in der Sprechsituation abspielt, zu veranschaulichen (vgl. Tanaka 2011: 38f.), so Tanaka über das Sprachmodell Tokiedas. In Tokiedas Sprachmodell (Abb. 21b) findet sich nur ein Sprecher. Ein Sprecher A wird in seiner Umgebung dargestellt. B, C, D machen die Objektwelt aus, die von A wahrgenommen wird. Der Sprecher A nimmt seine Umgebung wahr und versprachlicht diese. Diesen Prozess wollte Tokieda in seinem Schema modellieren. Das ist meines Erachtens ein Modell für den Referenzprozess mit einem Zwei-Personen-System. Worauf man dabei achten muss, ist Folgendes: Im Gegensatz zu dem Modell mit einem außenstehenden Betrachter (Abb. 19) befindet sich der Sprecher A als das sprechende Subjekt und zugleich als *innenstehender* Betrachter in diesem Schema. A ist nicht als derjenige konzipiert, der vom Betrachter betrachtet wird. Die Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem sprechenden Subjekt und der zu versprachlichenden Welt ist in Tokiedas Schema nicht zu sehen. A ist vom Konzept her der

Sprecher und zugleich der Betrachter. Der Betrachtungspunkt, von wo aus der Sprecher die Szene betrachtet, und das *Hier* des aktuellen Sprechers in der Sprechsituation fallen in diesem Schema zusammen. Denn, solche Ausdrücke sind immer wieder zu beobachten, in denen der Sprecher die zu versprachlichende Szene derart wiedergibt, als ob sie sich vor ihm abspielt. Das wird vor allem deutlich, wenn wir die aufgelöste dritte Person, deren konkretes Beispiel wir später sehen werden, bedenken. Die Gegenstände und Personen, auf die im Drei-Personen-System mit dem dritten Personalpronomen verwiesen wird, müssen immer auf den aktuellen Sprecher und Hörer Bezug nehmen. A sieht sich selbst in dem Schema nicht in der zu versprachlichenden Szene. Sollte er etwas sehen, ist das dann nicht die gegenüberstehende Welt, die von ihm erkannt und versprachlicht wird (Abb. 19), sondern der gegenüberstehende Gesprächspartner (Abb. 22). Die *Umgebung* in seinem Schema, die B, C und D darstellen, lässt sich somit gegebenenfalls – wenn beispielsweise von der Verwendung des *ko-so*-Paradigmas oder anders gesagt vom Mechanismus der Personeneinschränkung die Rede ist – als *Bei-dir*-Bereich interpretieren (Abb. 22). Die *Umgebung* kann anderenfalls statt als ein *Bei-dir*-Bereich als ein *Nicht-bei-mir*-Bereich verstanden werden. Das Japanische und auch das deutsche *Ich* und *Du*, wenn sie Personeneinschränkungen aufweisen, kodieren die zwei deiktischen Elemente wie zum Beispiel *Ich* und *Du* oder *ko-* und *so-* kodieren, einmal den Sachverhalt bzw. den Gegenstand, auf den in dem Bereich *bei-mir* verwiesen wird, und einmal den Sachverhalt bzw. den Gegenstand, auf den in dem Bereich *bei-dir* verwiesen wird.

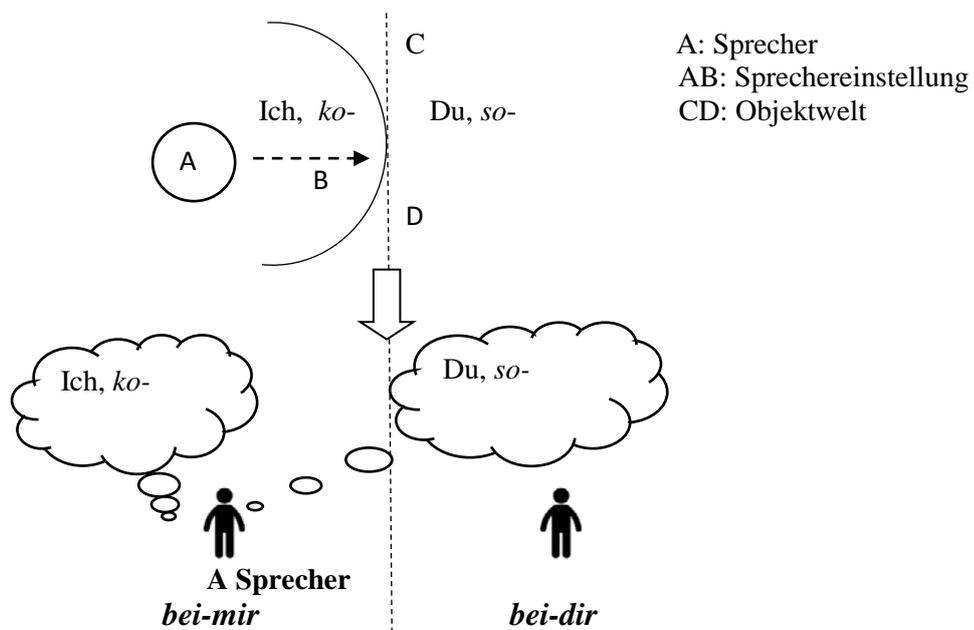


Abb. 22: (Wiederaufnahme von 14c und 21b) Konzipierungsschema des Referenzsystems für das Japanische/die deiktische Inszenierung zusammengefasst

Wenn man es bedenkt, dass sich der Sprecher als das sprechende Subjekt und zugleich als Betrachter der Szene im Schema befindet und somit das Schema eigentlich nicht die Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem sprechenden Subjekt und der zu versprachlichenden Welt aufzeigen sollte, sind die Abbildungen mit dem Männlein wie in Abb. 22 etwas irreführend. Eine bildliche Darstellung von sich selbst weist immer mehr oder weniger eine Objektivität – eine Spaltung zwischen dem *Ich* als Betrachter und dem *Ich* als das im Bild dargestellte *Ich* – auf. Das sollte jeder für sich selbst korrigieren: Für die Abbildung 22 braucht man keinen außenstehenden Betrachter wie bei Abb. 22. A ist das sprechende Subjekt und zugleich der Betrachter.

Die eigene Korrektur wird als Dogma betrachtet, dessen Überprüfung des Wahrheitsanspruchs nicht gerne näher betrachtet wird. Die Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem sprechenden Subjekt und der zu versprachlichenden Welt – der cartesianische Dualismus – scheint in der Tat die Grundlage der Sprachtheorien, die in den indogermanischen Sprachen entworfen wurden, zu sein. Aus den sprachlichen Fakten, auf die wir später näher eingehen, lässt sich sogar meines Erachtens bestätigen, dass der cartesianische Dualismus den – beispielsweise deutschen – Ausdrücken zu Grunde liegt. Das Ziel vorliegender Arbeit besteht jedoch nicht darin, zu urteilen, ob wir Menschen aus einem außenstehenden Betrachtungspunkt die Welt erkennen und versprachlichen. Wir sind eigentlich deswegen zu diesem Thema gekommen, weil wir wissen wollten, was wir genau in Bezug auf die Versprachlichung der Ortsveränderung im Japanischen im Rahmen der objektivistisch orientierten Semantik nicht erklären können. Was wir in Zusammenhang mit dem Genus Verbi gesehen haben, war, dass Beobachtungen des Japanischen Zweifel an dieser sprachtheoretischen Voraussetzung, der Unmittelbarkeit der Gedanken und der Welt und somit der Konsequenz dieser Auffassung die sprachlichen Ausdrücke lassen sich unabhängig davon, wie Menschen diese verstehen, analysieren, erwecken. Was wir gerade aus den Beobachtungen des Japanischen und eventuell auch des deutschen ersten und zweiten Personalpronomens, das die deiktische Inszenierung bzw. die Personeneinschränkung – das Verbot, dass die beiden Gesprächsteilnehmer das gleiche deiktische Element in Bezug auf ein und dieselbe Wirklichkeit im Dialog benutzen – aufweist, festgestellt haben, ist, dass wir hinterfragen müssen, ob der außenstehende Betrachter wirklich eine Voraussetzung aller finiten Sätze der Sprache der Welt ist, ob ein innenstehender Betrachter nicht zu akzeptieren ist. Diese Fragestellung der unterschiedlichen Perspektivierungsmöglichkeiten des sprechenden Subjekts ist nur unter den Umständen möglich, dass man nicht davon überzeugt ist, Sprache sei ein Ausdrucksinstrument des menschlichen Gedankens, und wenn man davon

überzeugt ist, dass derjenige, der gerade in der aktuellen Sprechsituation spricht (= Realität), und derjenige, der versprachlicht worden ist, nicht dasselbe ist. Der versprachlichte Sprecher, der beispielsweise mit dem ersten Personalpronomen *ich* versprachlicht wurde, ist ein durch einen sprachlichen Referenzprozess hergestellter sprachspezifischer Sprecher. Das referiert nicht direkt auf mich, der gerade denkt oder spricht, sondern der Sprecher *sieht* sich selbst in der aktuellen Sprechsituation jedes Mal *als ich*.

Unsere Sprache ist notwendigerweise perspektivisch: Wenn jemand die Rückenansicht eines Gegenstands beschreibt, andere wiederum die Seitenansicht oder die Vorderansicht, so kann keiner von ihnen behaupten, seine Beschreibung des Gegenstands sei richtiger. (Leiss 2009: 182)

Die bisherige Beobachtung verlangt eine Theorie, nach der wir ein Konzipierungsschema nicht für das einzig mögliche Schema halten, sondern unterschiedliche Schemata der Perspektive auf die Wirklichkeit für zwei gleich zu gewichtende Perspektiven halten können. Sie sind unterschiedliche Ausschnitte derselben Wirklichkeit. Sie sind die Wirklichkeit, die durch den einzelsprachlichen Referenzprozess zu Tage tritt. Das Modell Tokiedas kann auch ein Modell für einen *grammatischen* Referenzprozess sein? Darf in seinem Schema der Sprecher zugleich der Betrachter sein, der die zu versprachlichende Welt beobachtet? Dies ist die Frage, der ich in der vorliegenden kleinen Arbeit nachgehe. Den Sprecher zugleich als den Betrachter – ohne Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem *Ich* als Sprecher und dem als Betrachter und somit wiederum ohne Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem *Ich* als Betrachter und dem als das im Bild dargestellte *Ich* – zu sehen, das ist meines Erachtens die Absicht, die die oben genannten Sprachwissenschaftler mit der Einführung des Begriffs *Dialog* in ihre Sprachtheorie verfolgt haben. Mit anderen Worten: Das ist die Überwindung der dogmatischen Voraussetzung der objektivistisch bedingten Subjekt-Objekt-Spaltung, die in der abendländischen Philosophie oder gar Wissenschaft eine dominante Stellung einnimmt. Zahlreiche Philosophen sowie Sprachwissenschaftler, die vor allem aus dem nicht indogermanischen Sprachraum kommen, aber auch die, die aus dem indogermanischen Sprachraum kommen, namentlich genannt W. v. Humboldt, Emile Benveniste, Ludwig Wittgenstein, Charles S. Peirce, Martin Heidegger, haben versucht, aus unterschiedlichen Perspektiven diese Voraussetzung zu relativieren. Sie haben sich alle auf ihre Art und Weise mit der eigentlichen Funktion der Sprache, konkreter, mit der Frage, was die Sprache repräsentiert (vgl. Leiss 2009), auseinandergesetzt.

5.1 Zustand einer Synthese von Subjekt und Objekt: Innen- oder Außenperspektive des verbalen Ereignisses

Ikegami (1981: 219) zeigt im Gegensatz zum Modell (Abb. 19, 23) eine Konstellation wie in dem Tokieda-Modell (Abb. 22, 24), in der sich das erkennende Subjekt nicht außerhalb der vom erkennenden Subjekt unabhängigen Welt (ohne Subjekt-Objekt-Spaltung) befindet, als eine *Synthese von Subjekt und Objekt* (Ikegami 1981: 224) bezeichnet.

Die (vom erkennenden Subjekt zu versprachlichende unabhängige) Welt

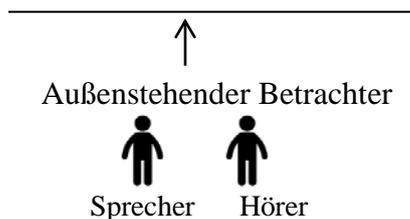


Abb. 23: Vorstellung über ein Modell mit einer Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem *Ich* als Sprecher und dem als Betrachter

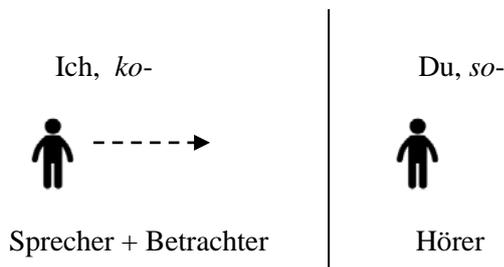


Abb. 24: Vorstellung über ein Modell (modifiziertes Tokieda-Modell) ohne eine Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem *Ich* als Sprecher und dem als Betrachter

Er hat versucht mit dem Schema (Abb. 24) die vorausgesetzte Konzipierung der japanischen Ausdrücke zu erklären, indem er das mit einem Konzipierungsschema der Subjekt-Objekt-Spaltung (Abb. 23) kontrastiviert. Seine Beispiele, die auch Tanaka (2011) bezüglich seiner Gegenüberstellung des „anaphorischen und deiktischen“ Grundmodus, der jeweils den deutschen und japanischen Ausdrücken typischerweise zu Grunde liegt, angeführt hat, machen den Unterschied der beiden Konzipierungsschemata mit einem außenstehenden und innenstehenden Betrachter anschaulich. Nehmen wir Beispiele von Tanaka (2011: 1 – 2). Der Satz des Originaltexts lautetet (Satz 35):

35.

国境の

長いトンネルを

抜けると

雪国であった。

kokkyo-no	nagai-tunnel-wo	nukeru-to	yukiguni-de-atta
Grenze-GEN	lang-Tunnel-AKK	durchfahren-wenn	Schneeland-kopula-PERF

Deutsche Übersetzungen sind folgende (Satz 36, 37):

36.

Als der Zug aus dem langen Grenztunnel herauskroch, lag das >> Schneeland<< vor ihm weit ausgebreitet. (übersetzt von Oscar Benl (1957))

37.

Jenseits des Tunnels erschien das Schneeland. (übersetzt von Tobias Cheung (2004))

Der Satz (35) beschreibt eine Szene, in der ein Zug aus einem Tunnel herauskommt und sich vor dem Zug eine Schneelandschaft ausbreitet. (vgl. Tanaka 2011: 1) Die beiden deutschen Übersetzungsmöglichkeiten (Satz 36, 37) machen uns deutlich, dass eine Szene sogar in *einer* Sprache unterschiedlich – aus den unterschiedlichen Betrachtungspunkten entweder inner- oder außerhalb der Szene – perspektiviert und versprachlicht werden kann. Die Perspektiven sind nämlich bei den beiden Sätzen sogar innerhalb eines Satzes nicht einheitlich. Bezüglich des Satzes (36) heißt es: „im ersten Satzteil legt das Suffix des Prädikats *heraus* nahe, dass sich der Beobachtende außerhalb des Tunnels befindet, während der hintere Satzteil eine Wahrnehmung des Erzählers suggeriert, dass er mit im Zug aus dem Tunnel *hinaus* kriecht.“ (Tanaka 2011: 2) Bezüglich des Satzes (37) gilt: „Der Erzähler befindet sich (zusammen mit dem Protagonisten) im Zug und beobachtet den gleichen Szenenfluss.“ (Tanaka 2011: 2) Der Satz (37) wird aus der gleichen Perspektive – und zwar innenperspektivisch – mit dem japanischen Originalsatz geschildert. Eine Umformulierung aus der außenstehenden Betrachtungsposition klingt im Japanischen nicht mehr japanisch. Im japanischen Satz (35) „wird nirgendwo explizit erwähnt, wo sich der Erzählende befindet und von wo aus die Szene betrachtet wird. [...] Der Erzählende sitzt im Zug, und sowie der Zug aus dem Tunnel kommt, sieht der Erzählende vor sich eine weit ausgebreitete Schneelandschaft“ (Tanaka 2011: 1). Die Beobachtungsposition außerhalb der Szene wie bei dem ersten Satzteil des Satzes (36) (*als der Zug aus dem langen Grenztunnel herauskroch*) wurde von Tanaka (2011: 1 – 2) als „Vogelperspektive“ bezeichnet, wobei „die breite Schneelandschaft von außen, etwa von einer überschaubaren Anhöhe aus betrachtet“ (Tanaka 2011: 1 – 2) wird. „Um den Zug als Objekt konzeptualisieren zu können, müsste der Protagonist im Zug sozusagen eine weitere Identität von sich erstellen, und dieses zweite Ich außerhalb des Zuges – an einem Ort, von dem aus man den Zug betrachten kann – positionieren. Dieses zweite Ich müsste dann den Zug, der das darin verbliebene erste Ich

befördert, von außen sehen“ (Ikegami 1981: 224). Das erlebende Subjekt wird objektiviert und versprachlicht, während in Satz (35) in der Konzipierung der Vereinigung von Subjekt und Objekt das erlebende Subjekt nicht objektiviert und somit als Nullform realisiert wird. Die Position, die das sprechende Ich als Betrachter einnimmt – entweder außerhalb oder innerhalb der Szene – wird thematisiert.

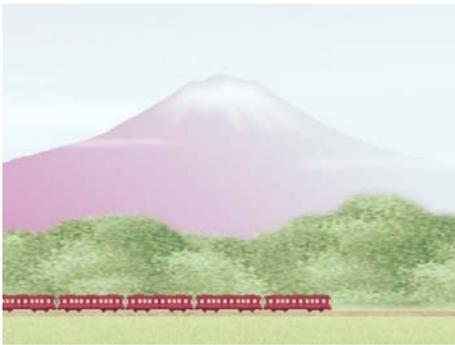


Abb. 25: Vorstellungsbild von der außenperspektivischen Perspektive des Betrachters



Abb. 26: Vorstellungsbild von der innenperspektivischen Perspektive des Betrachters

Der oben erwähnte Satz, dessen Übersetzungen gegenübergestellt wurden (Satz 35 – 37), stammt von *Yukiguni* (de: „Schneeland“) von Kawabata Yasunari, der im Jahr 1964 den Literaturnobelpreis erhalten hat. Er erläutert selbst an einer anderen Stelle die Perspektivierungsmöglichkeiten über die Welt, die den Schriftstellern zur Verfügung stehen, folgendermaßen:

Es gibt nur drei Arten, diese Lilie zu sehen, [...] Bin ich im Innern der Lilie? Ist die Lilie im Innern des Ich? Oder existieren Lilie und Ich unabhängig voneinander? [...] Die Lilie und das Ich so zu beschreiben, als existierten sie unabhängig voneinander, verweist auf einen naturalistischen Schreibstil. Er stellt das alte Prinzip der Objektivität dar. [...] Ich bin im Innen [sic!] der Lilie. Die Lilie ist im Innern von mir. Diese beiden Sätze unterscheiden sich letztlich nicht. Es ist das grundsätzliche Anliegen des neusubjektivistischen Ansatzes, die Dinge durch solche Gefühle auszudrücken. Das bemerkenswerteste Beispiel für diesen Ansatz stellt der

deutsche Expressionismus dar. (Kawabata 1937: aus dem Japanischen übersetzt von Tobias Cheung 2004: 178 im Nachwort)

5.2 Langacker (1990) *Subjectification* des sprechenden Subjekts

Die zwei Möglichkeiten der Perspektive der Versprachlichung der Welt habe ich vorhin als Konzipierung der gegenüberstehenden Gesprächsteilnehmer bzw. gegenüberstehenden Bereiche, die mit den Gesprächsteilnehmern verbunden sind, die die deiktische Inszenierung voraussetzt (Abb. 22), und die (Konzipierung) der gegenüberstehenden Welt und des außenstehenden Betrachters (Abb. 19) bezeichnet. Dies hat meines Erachtens Langacker (1990) unter dem Begriff *Subjectification* als die Versprachlichung eines Sachverhaltes mit und ohne *Subjectification* des sprechenden Subjekts thematisiert. Langacker (1990: 328) erwähnt mit den folgenden Beispielen einen kognitiven Prozess, der in der Kognitiven Linguistik „Subjectification“ genannt wird. Seine folgenden Beispiele mögen den deutschen Muttersprachlern ein verständliches Bild über die zwei unterschiedlichen Perspektivierungen über den Sprecher selbst – Ab- und Anwesenheit der außenstehenden Betrachter in der sprachlichen Konzipierung –, die ich hier behandle, verschaffen.

38a. Vanessa is sitting across the table from me.
„Anna sitzt mir am Tisch gegenüber.“

b. Vanessa is sitting across the table.
„Anna sitzt am Tisch gegenüber.“

Er führt den Unterschied der beiden Sätze auf diese zwei kognitiven Strategien der Referenz zurück. Nach Langacker (1990) sind in der Sprache zwei kognitive Strategie der Referenz zu finden – einmal mit und einmal ohne *Subjectification* des sprechenden Subjekts. Diesen kognitiven Unterschied erkennt man daran, ob der Sprecher sich selbst sprachlich darstellt (38a) oder nicht.

I have argued elsewhere (1985) that the formal distinction between overt and covert reference to the ground (as in from me vs. zero) iconically reflects its being construed with a greater or lesser degree of objectivity. (Langacker 1990: 328)

In den beiden Sätzen geht es um die gleiche Raumrelation: Vanessa sitzt von mir aus gesehen auf der anderen Seite des Tisches. Die beiden Sätze unterscheiden sich lediglich

morphologisch darin, ob das Wort, das sich auf den Sprecher selbst bezieht, *from me*, angegeben wird oder nicht. Bei der Hinzufügung des ersten Pronomens findet bei der Versprachlichung zugleich mit der Konzipierung der Szene eine Objektivierung statt. Objektivierung heißt also eine Versetzung des Sprechers in die neutrale Beobachtungsposition. Oder anders gesagt, Objektivierung bedeutet eine kognitive Aufspaltung des Sprechers in die neutrale, außenstehende Beobachtungsposition außerhalb der versprachlichten Welt. In Satz (38a) sieht der Sprecher sich selbst im Vorstellungsbild. Das heißt, er betrachtet die Szene außerhalb von sich selbst, vom Betrachter-Standpunkt aus. Er referiert dabei auf sich selbst mit einem Pronomen. In Satz (39b) sieht man den Sprecher nicht im Vorstellungsbild. Der Sprecher wird nicht versprachlicht. Wenn man den Satz richtig verstehen will, muss man vorausgesetzt haben, dass die Szene vom Sprecher-Standpunkt aus versprachlicht worden ist. Der Sprecher bei Satz (38b) wird im Kontrast zu dem Betrachter in Satz (38a), der die neutrale außenstehende Betrachtungsposition einnimmt, als „Reference Point“ (Langacker 1990: 328) vorausgesetzt. Aus morphologischer Sicht betrachtet, gibt der Satz (38a) die Szene so wieder, wie der Sprecher sie tatsächlich sieht. So kombiniert er aus der Beobachtung des sprachlichen Faktums die Wechselbeziehung zwischen der morphologischen Realisierung und der dabei vorausgesetzten kognitiven Konzeptualisierung der Szene: Wenn der Sprecher in der Konzeptualisierung der Szene als *Reference Point* wirksam ist, wird er sprachlich nicht realisiert.

As for (9b²¹), we will only concern ourselves with the default-case interpretation, where it too takes the speaker as reference point. [...] Thus (9a) suggests a detached outlook in which the speaker treats his own participation as being on a par with anybody else's, where (9b) comes closer to describing the scene as the speaker actually sees it. (Langacker 1990: 328)

Der Unterschied der beiden Sätze liegt darin, ob sich der Sprecher selbst außerhalb von sich selbst (= vom außenstehenden Betrachter-Standpunkt bzw. von der Vogelposition aus) betrachtet [+ außenstehender Betrachter] oder ob er als Reference Point wirksam [- außenstehender Betrachter = + innenstehender Betrachter] ist. Er argumentiert mit folgendem Beispiel, warum der Unterschied der zwei Konzeptualisierungen hinter den beiden Sätzen als Differenz des Grades der Objektivität anzunehmen ist, und zwar, weil (39a) deutlich natürlicher als (39b) ist (Langacker 1990: 328).

²¹ In der vorliegenden Arbeit 9b → 38b, 9a → 38a.

- 39a. Look! My picture's in the paper! And Vanessa is sitting across the table from me!
b.? Look! My picture's in the paper! And Vanessa is sitting across the table!

„Examining a picture of oneself involves self-construal that has a high degree of objectivity, for it literally implies an external vantage point”, so Langacker (1990: 328). Er bezeichnet die versprachlichte Welt, die eine Konzipierung mit einer *external vantage point* – einem außenstehenden Betrachtungspunkt – voraussetzt, als „onstage” (Langacker 1990: 329).

This is consistent with the objectivity conveyed by the speaker's explicit self-reference in the final clause of (10a²²), but inconsistent with the subjectivity signalled by the lack of such reference in (10b). [...] Through explicit self-reference (*from me*), the speaker puts himself onstage as an objectively construed participant (R). (Langacker 1990: 329)

Wird von dieser *Onstage* gesprochen, ist eine Welt gemeint, auf die von einer außenstehenden Betrachtungsposition aus referiert wird, und zugleich die Welt der cartesianischen Subjekt-Objekt-Spaltung. Das ist also der Unterschied der Position des Sprechers als Betrachter, ob er sich außerhalb oder innerhalb der Szene befindet, und somit der Unterschied, ob eine zu versprachlichende Szene entweder *aus der Außenperspektive oder Innenperspektive* betrachtet, versprachlicht und erkannt wird. Die zwei Modelle (Abb. 23, 24) versuchen diesen Unterschied darzustellen.

5.3 Innen- und Außenperspektive im Deutschen: subjektive und objektive Ambienz (Ogawa 2005)

Diese zwei Konzipierungsmöglichkeiten wurden mit verschiedenen Terminologien immer wieder in der Sprachwissenschaft thematisiert, von Hinds (1986), Ikegami (1981), Langacker (1985), Lyons (1982), Nakamura (2004), Tanaka (2011) und Weinrich (1971) etc. Was Ogawa (2005) mit dem Begriffspaar von „der subjektiven und objektiven Ambienz“ thematisiert hat, umfasst auch meines Erachtens die gleichen Umstellungsmöglichkeiten der Perspektiven, die sich in dem Grad der Objektivierung des Sprechers unterscheiden. Das Deutsche verfügt nach ihm über die sprachlichen Mittel, mittels derer der Sprecher einen Sachverhalt als eine subjektive und als eine objektive Ambienz versprachlichen kann. In der Konzipierung der objektiven Ambienz sollte ein Sachverhalt von

²² In der vorliegenden Arbeit 10a → 39a, 10b → 39b

einem Situierungspunkt aus, der morphologisch angegeben wird, geschildert werden, während in der Konzipierung der subjektiven Ambienz das sprechende Subjekt seine *unmittelbare* Wahrnehmung sprachlich so darstellt, wie es das erlebt. (Ogawa 2005, auch Tanaka 2011) Ogawa (2005) sieht eine Wechselbeziehung zwischen der objektiven Ambienz und dem obligatorisch eingesetzten dritten Personalpronomen *es* im Deutschen wie in Satz (40) von Ogawa (2005: 99). Er interpretiert den Einsatz des *es* als Signalisierung der Einführung der objektiven Ambienz, also als Signalisierung für den Hörer, unter welchem Perspektivierungsmodus, in dem Fall unter dem objektiven Modus, also aus der Außenperspektive, er sich die versprachlichte Welt vorstellen soll.

40a. Mir ist (es) kalt.

40b. In Moskau ist *(es) kalt.

Das dritte Personalpronomen *es* ist eins von den Mitteln. Das obligatorische *Es* in Satz (3-9b²³) dient damit zur Schaffung einer objektiven Ambienz dadurch, dass es einen Situierungspunkt anbietet, von dem aus ein Sachverhalt geschildert wird, während es sich bei der subjektiven Ambienz um die Darstellung der direkten Wahrnehmung des Sprechers handelt. In Satz (3-9a²⁴) geht es um ein konkretes Befinden des Sprechers, auf das nur der Sprecher Zugriff hat. Nun nennen wir die objektive Ambienz, die mit Hilfe eines Pronomens geschaffen wird, nach Bühler (1934) ein Symbolfeld, auf dem sich die anaphorische Prozedur abspielt. (Tanaka 2011: 44f.)

5.4 Innerhalb oder außerhalb der Szene

Leiss (1992) hat unter dem Schwerpunkt der grammatischen Kategorie *Aspekt* – ob ein verbales Ereignis abgeschlossen ist oder nicht – *die Außenperspektive oder Innenperspektive* ausführlich behandelt. Ein Verbalgeschehen kann nach ihr grundsätzlich auf zwei unterschiedliche Arten betrachtet werden, einmal von innen, einmal vom außen bezogen auf die Szene. Es ist ein Unterschied, ob sich der Sprecher außerhalb des verbalen Geschehens befindet und somit das verbale Geschehen mit einem Totalitätsbezug betrachten kann (Außenperspektive) oder selber Teil des Verbalgeschehens ist und somit keine Eingrenzungen des verbalen Geschehens sichtbar (Innenperspektive) sind. Die Verlaufsform des Englischen (*be + Partizip*), die üblicherweise als Konstruktion von *sein + lokale Präposition + Infinitiv*

²³ 40b in der vorliegenden Arbeit

²⁴ 40a in der vorliegenden Arbeit

(so etwa „ich bin beim Lesen“) im Deutschen wiedergegeben wird, stellt typischerweise eine innenperspektivische Darstellung des Verbalereignisses dar. Der Sprecher, genauer gesagt der Betrachter, kann also auch nach dieser Auffassung fiktiv den Standort zwischen dem Innen und Außen einer Verbalhandlung wechseln. Der Sprecher kann sich kognitiv objektivieren. Der Standpunkt des Betrachters, entweder inner- oder außerhalb einer Verbalhandlung, sollte die grammatische Grundlage darstellen, auf die die weiteren grammatischen Kategorien aufgebaut werden. In der Tat lässt sich aus dem außenperspektivischen Standpunkt des Sprechers die deutsche Grammatik gut beschreiben. Denn, wie wir in Folgenden sehen werden, die deutschen grammatischen Mittel, die einen Satz finit machen, scheinen in der Tat den Hörer anzuweisen, die Szene aus der Außenperspektive zu rekonstruieren. Die grammatische Kategorien Tempus und Numerus spielen die entscheidende Rolle, um einen deutschen Satz finit zu machen. Aus welchen grammatischen Kategorien besteht ein deutscher finiter Satz? Er setzt sich beispielsweise aus Tempus, Modus und Person und der damit eng verbundenen Kategorie Numerus zusammen. Es gehören auch natürlich Modalität und Determiniertheit usw. dazu, die in der vorliegenden Arbeit nicht berücksichtigt werden können. Wir möchten die außenperspektivische Betrachtungsposition als die Grundlage der deutschen Grammatik zunächst anhand seines Tempussystems und anschließend seines Numerussystems bestätigen.

6 Außen- und Innenperspektive und grammatische Mittel

6.1 Zeit und sprachliche Relativitätstheorie

Von der Zeit, die sprachlich strukturiert wird, ist oft im Zusammenhang mit der sprachlichen Relativität die Rede. Seit langem wird in der Sprachwissenschaft über das Verhältnis zwischen Universalität und Relativität in der Sprache diskutiert. In der sprachlichen Relativitätstheorie geht es darum, ob Sprache das Denken formt. Die Sapir-Whorf-Hypothese ist die bekannteste Variante der sprachlichen Relativitätstheorie, der Name stammt von zwei Wissenschaftlern – Edward Sapir und Benjamin Lee Whorf. Die These besagt, dass die Struktur der Einzelsprache unsere Sicht der Welt beeinflusst. Jede Sprache kann unterschiedliche Strukturen aufweisen. Die Strukturen sind mit der Weltsicht der Einzelsprache verbunden. Diese einzelspezifische Struktur formt somit unser Denken. Historisch gesehen, war in der Blüte des Strukturalismus in der Sprachwissenschaft die Tendenz zur Relativität groß und mit dem Aufstieg der generativen Transformationsgrammatik rückte die Tendenz zur Universalität in das Zentrum. Nun stellt

sich bei unserem jetzigen Wissensstand die Frage, welche Einstellung über das Verhältnis zwischen Universalität und Relativität in der Sprache wir für angemessen halten können. Es ist wohl die Frage nach dem Maß. Eine von zahlreichen Leistungen von Edward Sapir ist – die Stellungnahme über die sprachliche Relativität beiseite lassend – meines Erachtens, dass er behauptet hat, Zeit und Raum seien Konstruktionen, die sich erst durch rein einzelsprachliche Perspektiven vor uns präsentieren oder in unserem Bewusstsein auftauchen. Es ist sicherlich übertrieben, wenn man sagt, dass die Einzelsprache das Denken ihrer Benutzer bestimmt. Aber was ich betonen muss, ist, dass er die Sprachen der Welt mit der Überzeugung untersucht hat, dass alle Sprachen der Welt die gleiche Komplexität aufweisen. Dies deutet seine Sichtweise an: Man drückt nicht nur mit der Sprache den Gedanken aus, sondern die Sprache strukturiert die Zeit und den Raum. Zeit und Raum präsentieren sich nicht durch Vernunft oder durch einen angeborenen Kategorisierungsapparat oder Ähnliches, sondern zumindest die Struktur von Zeit und Raum präsentieren sich durch Sprache. Über die mögliche Einzelsprachlichkeit von Zeit und Raum nachzudenken ist in der vorliegenden Arbeit deshalb wichtig, weil wir dann nicht von der Parametersetzung einer bestimmten Sprache ausgehen müssen, wenn man über die Zeit und den Raum in einer anderen *Sprache* redet. Es geht in dieser Arbeit um die Zeit und den Raum, die bzw. der die Sprache strukturiert. Whorf (1956) hat beispielsweise mit dem Beispiel der sprachlichen Zeit versucht zu zeigen, dass den Sprachen, die nicht über ein auf den ersten Blick vergleichbares grammatisches Kodierungsmuster wie das der indogermanischen Sprachen verfügen, nichts fehlt, sondern sie weisen nur ein anderes grammatisches Kodierungsmuster auf als die besser bekannten meisten indogermanischen Sprachen. In seinem folgenden Zitat sieht man gut sein Motto bei der Sprachforschung: “*All modern Indo-European-speaking observers is not the same thing as all observers.*“ (Whorf 1956: 214) Wenn wir über die Zeit sprechen, dürfen wir nicht unreflektiert das *Eigentliche* oder das *Wesentliche* der Zeit annehmen. Zeit kann – wie schwer das auch fallen würde – in jeder Sprache völlig anders konzipiert werden. Und somit können die Sprecher ein unterschiedliches *Zeitgefühl* haben. Es gibt kein universales Verständnis über die eigentliche Zeit bzw. das Wesentliche der Zeit ist für alle Menschen vorhanden. Dass wir nicht von einer bestimmten Struktur der Zeit ausgehen müssen, lässt sich auch aus einer anderen Perspektive bekräftigen. Beispielsweise hat J. M. E. McTaggart, der Zeitphilosoph, 1927 bewiesen, dass die Zeit keinen ontologischen Status hat. Wenn keine ontologische Zeit existiert, wovon reden wir dann, wenn wir über die Zeit sprechen? Wir reden über die Zeit, die wir irgendwie aus der sozusagen *Common-sense*-Perspektive der *gewöhnlichen, gesunden* Person annehmen. Das *Common sense* über die Zeit – das *Zeitgefühl*

– ist jedoch mehr oder weniger sprachbedingt, von der Sprache gegeben. Zeit – zumindest Zeit in der Sprache – ist ein perspektivisches Konzept, das ohne das wahrnehmende Subjekt nicht existiert. Es ist wahrscheinlich naheliegend, dass die Wahrnehmung der Farbe oder der Temperaturen ohne das wahrnehmende Subjekt nicht vorstellbar ist. Wir gehen irgendwie davon aus, dass Zeit oder Raum unabhängig vom Sprechenden und Erkennenden Subjekt existiert. Ob Zeit und Raum ohne Menschen existiert, darüber kann ich nichts sagen. Wenn wir jedoch über einen Sachverhalt, den wir versprachlichen, reden, rekonstruieren wir ihn sprachlich in Zeit und Raum – in die sprachlich konzipierte Zeit und den Raum –. Wir erfassen bzw. erkennen sogar einen Sachverhalt nur in Form der sprachlich konzipierten Zeit und des Raums. Diese Zeit und dieser Raum existieren sicherlich ohne das Sprechende Subjekt oder besser gesagt die Sprache nicht. Das sind Zeit und Raum, die sich über die Sprache bzw. Einzelsprache verraten. Wie erkennen wir beispielsweise eine Ortsveränderung überhaupt? Wie sprechen wir oder denken wir über die Ortsveränderung? Sogar allein dafür brauchen wir diese einzelsprachlich konzipierte Zeit *und* den Raum. Es ist somit unsinnig, wenn wir das Versprachlichungsmuster der Ortsveränderung erforschen wollen, ohne zugleich die Struktur in Bezug auf die Zeit und Raum, die die Sprache bietet, zu bedenken, mittels derer wir es in Frage zu stellen vorgeben. Es geht in der vorliegenden Arbeit nicht um die Zeit an sich – wenn sie überhaupt ohne Sprache existiert –, sondern um die Perspektive auf die Zeit vom Sprechenden Subjekt in einer bestimmten Sprache – unser Zeitgefühl. Wenn ich den Satz von Leiss (2009), den sie in einem anderen Kontext erwähnt hat, heranziehen darf: Die grammatischen Kategorien „[...] geben Aufschluß über den Blick auf die Welt und nicht über die angeblickten Gegenstände selbst.“ (Leiss 2009: 215)

6.2 Außenperspektive und das Tempussystem Reichenbachs (1947)

Wie könnte dann das Zeitgefühl gekennzeichnet werden, das die grammatischen Mittel möglicherweise ausmacht? Das verbreitetste und bekannteste einzelsprachliche Modell der Zeitbezüge ist wohl das indogermanische. In diesem Modell wird mittels der grammatischen Kategorie Tempus kodiert, „in welchem zeitlichen Raum ein singuläres verbales Ereignis mit seinem Totalitätsbezug verortet ist“ (Leiss 1992: 252 – 253), oder auch, “according to the traditional view, tenses localize events in time” (Comrie 1985: 9). Im Deutschen wird über die grammatische Kategorie Tempus also signalisiert, *wo* auf der *Zeit-Achse* ein verbales Ereignis verortet ist. Dies demonstriert gut die Modellierung des Tempus von Reichenbach (1947), die er ursprünglich für das Tempussystem im Englischen entwickelt hat. Nach diesem Modell

lassen sich die Zeitbezüge mit folgenden drei Kriterien beschreiben: Sprechzeit (S) („the point of speech“), Ereigniszeit (E) („the point of event“) und Referenzzeit (R) („a reference point“) (Reichenbach 1947). Wie etwa: Satz (41) *Ich laufe* weist das Präsens auf. Bei dem Präsens fallen alle drei Zeitpunkte (E, R und S) in der aktuellen Sprechsituation zusammen.

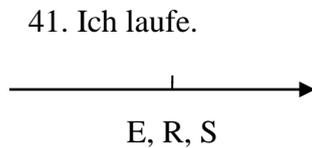


Abb. 27: Anordnung auf der Zeit-Achse nach Reichenbach (1947): Präsens

Satz (42) *Ich lief* ist Präteritum. Das heißt, das verbale Ereignis *laufen* findet auf der Zeit-Achse vor der Sprechzeit (S) statt.

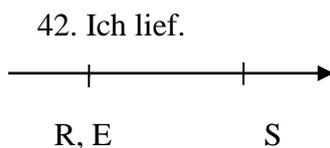


Abb. 28: Anordnung auf der Zeit-Achse nach Reichenbach (1947): Präteritum

43. Ich bin gelaufen.

Bei dem Präsens und dem Präteritum geht es um die Relation zwischen S und dem Zeitpunkt, in dem E und R zusammenfallen. Satz (43) *Ich bin gelaufen*. Dies ist ein deutscher Satz im Perfekt. Jedoch drückt das deutsche Perfekt im engeren Sinne – das heißt, wie Reichenbach (1947) für das Englische demonstriert hat – kein Perfekt aus. Also bezieht es sich nicht auf den gegenwärtigen Zustand der Vollendung des verbalen Ereignisses in der aktuellen Sprechzeit (*engl.*: „present perfect“: I have (just) washed my hair.). Die Perfekt-Konstruktion (Hilfsverb (haben/sein) + Partizip II) wird im Deutschen ähnlich wie das Präteritum für die Zugehörigkeit des verbalen Ereignisses zur Vergangenheit wie bei Satz (42) *vor der Sprechzeit* verwendet. Der Zeitbezug des *present perfect* lässt sich wie folgt darstellen:

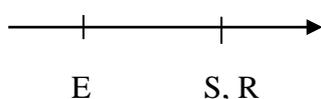


Abb. 29: Anordnung auf der Zeit-Achse nach Reichenbach (1947): Perfekt

Bei dem *present perfect* spielt die Position der R, von wo aus das Ereignis betrachtet wird, die entscheidende Rolle. Die Position der R unterscheidet das Perfekt vom Präteritum. Die genaue Anordnung auf der Zeit-Achse ist in der vorliegenden Arbeit nicht wichtig. Für uns ist Folgendes relevant: Die Zeit wird in diesen Sprachen – im Englischen und vermutlich auch im Deutschen – als Kombination der Relation dieser Zeitpunkte demonstriert: als die Relation zwischen Eventzeit (E) und Referenzzeit (R) und die Relation zwischen Referenzzeit (R) und Sprechzeit (S). Die Zeit wird in diesen Sprachen als die Relation zwischen der Zeit, in der sich *der Betrachter* auf der Zeit-Achse, vom aktuellen Sprecherstandpunkt – *jetzt* – aus gesehen (S), befindet (R), und der Zeit, in der auf der Zeit-Achse das Ereignis stattgefunden hat (E), beschrieben. Wo die Referenzzeit (R) festgesetzt wird, entscheiden die Zeitbezüge der Sprache. Das Charakteristikum für dieses Zeitmodell ist meines Erachtens das Vorhandensein der Referenzzeit (R) bzw. des Betrachters, der getrennt vom Sprecher auf die Zeit-Achse gesetzt wird. Der Begriff der Referenzzeit scheint auf den ersten Blick dafür eingeführt worden zu sein, den Unterschied zwischen dem Präteritum und Perfekt zu erklären, obwohl die Referenzzeit (R) nicht für alle Zeitbezüge (wie etwa Präsens) notwendig ist. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die Konzeptualisierung der Zeit als Zeit-Achse an sich setzt die Referenzzeit (R) bzw. den Betrachter, um genau zu sein, den Betrachter, der getrennt vom Sprecher auf die Zeit-Achse gesetzt wird, voraus. Das Konzept der Referenzzeit (R) bildet die Stütze des Modells der Konzipierung der Zeit. Denn, Begriffe des Betrachters bzw. der Referenzzeit sind notwendig, um die Zeit zu objektivieren bzw. um die Zeit *als* einen Raum *anzusehen* und somit mit ihr auf der Zeit-Achse operieren zu können. Das wird deutlich, wenn es mit einer anderen Konzipierungsmöglichkeit der Zeit, auf die wir später eingehen, verglichen wird.

Wenn nun aus der Zeit-Achse ein Zeit-Raum-Diagramm/Koordinatensystem gemacht wird, damit sich ein Sachverhalt, beispielsweise eine Ortsveränderung, in dieser Konzipierung der Zeit konkret vorgestellt werden kann, der nur als Kombinatorik von Zeit und Raum begreifbar ist, ergibt sich ein *cartesisches Koordinatensystem*. Es ist bekannt, dass sich mit dem Konzept des *cartesischen Koordinatensystems* alle geometrischen Ereignisse der Welt übersichtlich darstellen lassen, René Descartes hat dies in seinem *Discours de la méthode* (1637/2006) dargelegt. (Abb. 30) Dieses Koordinatensystem stellt die Ereignisse in der objektivistisch konzipierten Raumzeit dar, die aus der Perspektive des außenstehenden Betrachters wahrgenommen werden. Wenn unsere Welt, die aus den drei Raumdimensionen Länge, Breite und Höhe besteht, auf einen zweidimensionalen Raum reduziert wird, ergibt sich eine Landkarte. Wenn wir dieser zweidimensionalen Darstellung der Welt die Zeit-Achse

hinzufügen, ergibt sich ein cartesianisches Raumzeit-Diagramm (Abb. 30). Der zweidimensional dargestellte Raum wird hier auf einen eindimensionalen Raum reduziert. In dem Raumzeit-Diagramm (Abb. 30) stellt beispielsweise die waagerechte Achse den Raum bzw. die Distanz dar, die senkrechte Achse die Zeit:

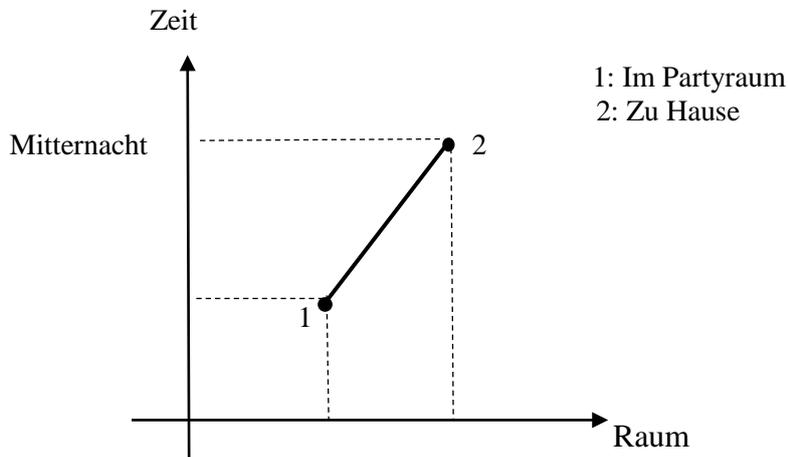


Abb. 30: Raumzeit-Diagramm, ein cartesisches Koordinatensystem

Wenn wir nun das verbale Ereignis bzw. die Ortsveränderung als Ausgangsbeispiel (Satz 1) in diesem Raumzeit-Diagramm darstellen wollen (Satz 44), bildet der erste Zeitpunkt (1) den Zeitpunkt, an dem der Sprecher den Partyraum verlassen hat. Der zweite Zeitpunkt (2) *mitternacht* ist der Zeitpunkt, zu dem der Sprecher nach Hause gekommen ist.

44. Ich kam gegen Mitternacht nach Hause. (Wiederaufnahme von Satz 1)

Die Linie zwischen den ersten und zweiten Zeitpunkten stellt die Bewegung des Sprechers sowie zwangsläufig den Zeitverlauf der Bewegung dar. Durch die Angabe des Zeitpunkts des Endes der Bewegung wie in Satz (44) und die Relation zu S und E wird, wie wir schon gesehen haben, eine Ortsveränderung in dieser Sprache als Veränderung des Ortes einer Person/eines Gegenstandes, in dem Diagramm dargestellt. Das Diagramm bzw. die Zeit-Achse gibt gut die Konzipierung der Ortsveränderung der Sprache wieder. Oder wiederum: Um so eine Konzipierung der objektivierten Raumzeit mit dem Betrachter, der sich außerhalb des Ergebnisses befindet, zu beschreiben, wurde sie entwickelt.

6.3 Funktion der Grammatik: Signalisierung der Abweichung von der Sprecher-Origo

Leiss (2009, 2013) charakterisiert die grammatische Kategorie Tempus wie folgt:

Tempus teilt den Sprecher in zwei Personen auf, die an unterschiedlichen Zeitpunkten lokalisiert sind: Der faktische Sprecher ist in der Sprechzeit verortet, der Betrachter in der Bezugszeit bzw. reference time. (Leiss 2013: VL))

Das Tempus lässt die Origo des Sprechers in zwei Personen aufspalten: in den aktuellen Sprecher und den Betrachter. Der aktuelle Sprecher ist mit der Sprechzeit kotemporal, während der Betrachter das propositionale Ereignis in der Referenzzeit sieht. Die Spaltung der Origo des Sprechers ist allein Teil der Grammatik, und nicht des Lexikons. (Leiss 2009: 45, 50)

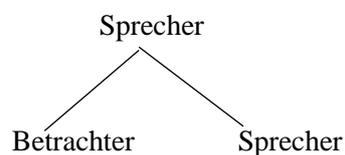


Abb. 31: Definierendes Merkmal der Grammatik: Aufspaltung des Sprechers/*double displacement* (Leiss 2013: VL)

An dieser Stelle denken wir einmal konkret über die Leistung der grammatischen Mittel im sprachlichen Prozess nach. Die Funktionen der sprachlichen Ausdrücke werden seit Bühler (1934: 102 f.) bis heute anhand des Begriffs *Origo* dargelegt. Nach ihm hat die *Origo*, wie erwähnt, drei Dimensionen, *hier* (die lokale Dimension), *jetzt* (die temporale) und *ich* (die personale). Das sprachliche Zeichen wird auf der Origo, der Gegenwart des Sprechakts – dem *hier*, *jetzt* und *ich* – aufgebaut. Von der *Realdeixis*, die sich auf die konkrete aktuelle Sprechsituation (*hier*, *jetzt* und *ich*) bezieht, unterscheidet sich die Funktion der Grammatik dadurch, dass diese sich nicht auf die reale Sprechsituation, die reale Welt, bezieht. Bei der Grammatik handelt es sich um eine fiktive Welt. Grammatische Mittel rekonstruieren eine fiktive Welt. (vgl. Bühler 1934: 133 ff., auch Diwald 1991: 112 ff). Die Signalisierung der Abweichung von der Origo in der realen Welt – *hier*, *jetzt* und *ich* – ist die Funktion der Grammatik. Grammatische Mittel weisen den Hörer an, wie er eine fiktive Welt rekonstruieren sollte. Die Struktur der zu rekonstruierenden fiktiven Welt stellt das fiktive *Hier*, *Jetzt* und *Ich*, die durch die grammatischen Mittel angegeben werden, dar. Das fiktive *Hier*, in dem sich der Betrachter befindet, ist die Grundlage der fiktiven Welt, die die grammatischen Mittel konstruieren. Sollte sich der Betrachter entweder außerhalb oder innerhalb der Szene positionieren – so war die Frage, der das Kapitel nachgeht –, lässt sich die Fragestellung des Kapitels wie folgt formulieren: Wo, also entweder außerhalb oder

innerhalb der Szene, lässt das grammatische Mittel uns das fiktive *Hier*, die Grundlage der fiktiven Welt, setzen? Das Besondere der Grammatik ist also die Unabhängigkeit vom *Hier*, *Jetzt* und gerade Sprechenden *Ich*, während sie die fiktive deiktische Welt rekonstruieren. „Die Funktion von Grammatik ist im Gegensatz zum Lexikon dabei nicht die variable Abbildung von Welt, sondern die Hinzufügung von Perspektiven zu lexikalischen Einheiten (Archilexemen)“ (Leiss 2011: 153). „Die universale Funktion des Lexikons besteht in der hochflexiblen, also variablen Selektion von Merkmalen aus unserer Umwelt“ (Leiss 2011: 152).

[9]

Funktion des Lexikons = Selektion von Merkmalen

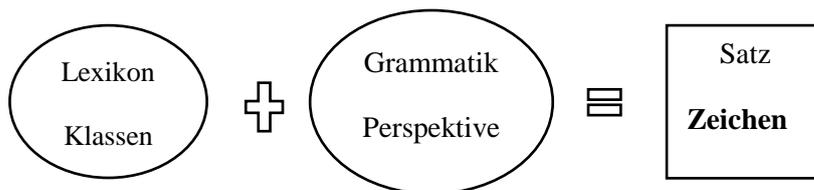
Funktion von Grammatik = Hinzufügung einer Perspektive zum Lexikon

Dies ist die Auffassung der nichtcartesianischen Sprachtheorie über die Leistung der Grammatik und des Lexikons. Grammatik fügt die Sprecherperspektive den Klassenbegriffen, die das Lexikon darstellt, hinzu. Klassenbegriffe sind Komponenten des Sachverhaltes. Die Klassenbegriffe werden mit Hilfe grammatischer Elemente, unabhängig vom *Hier*, *Jetzt* und dem gerade Sprechenden *Ich* in der aktuellen Sprechsituation, in der sprachlich zu rekonstruierenden fiktiven Welt lokalisiert. Wie wir schon im vorherigen Kapitel gesehen haben, verendlicht das Lexikon die Welt. Das geschieht durch den Aufbau von Lexemen. Die Grammatik hebt diese Verendlichtung dadurch sekundär auf, dass sie die intendierte Perspektive des Sprechers hinzufügt, also wie der Sprecher die Klassenbegriffe in der sprachlich zu rekonstruierenden fiktiven Welt lokalisieren will. Die grammatischen Mittel, die vom Sprecher verwendet werden, um einen Sachverhalt auszudrücken, sind somit die Anweisung für den Hörer, der seinerseits diese Anweisung der grammatischen Mittel wieder verrechnen muss. Grammatik kodiert die Perspektive des Sprechers auf die Welt. Diese nichtcartesianische Auffassung der Funktion der Sprache umfasst das folgende Zitat: „Ziel jeder Äußerung ist es, eine Brücke zu schaffen zwischen den abstrakten, nichtreferentiellen semantischen Merkmalen von Lexemen und der nichtsprachlichen, konkreten, nichtabstrakten Realität.“ (Leiss 1992: 127) Wie erwähnt, steht in der Mitte des Zeichenprozesses das metaphorisierende/sprechende Subjekt, das eine Brücke zwischen der sprachlichen Kategorie/den abstrakten semantischen Merkmalen im Kopf und einem Objekt in der realen Welt mithilfe der Architektonik herstellt. Diese sprachlichen Kategorien sind die konstante Instanz, die intersubjektiv feste Verbindung, die von Zeit und Raum unabhängig ist. Die Grammatik fügt die Sprecherperspektive diesen Kategorien hinzu. Die grammatischen Mittel

verweisen den Hörer darauf, wie er einen Sachverhalt, der Klassenbegriffe als Komponente einschließt, in der von der realen Welt abweichenden fiktiven Welt – in der fiktiven Zeit und dem fiktiven Raum – rekonstruieren soll. So wird eine Brücke hergestellt und mit einem Satz kann auf einen Sachverhalt referiert werden (vgl. Leiss 1992: 6 – 8).

[10]

Funktion des Lexikons = Verendlichung einer potentiell unendlichen Welt
 Funktion der Grammatik = Hinzufügung der Sprecherperspektive



Reduktion der Welt + Anweisung der Sprecherperspektive = Lokalisation in der sprachlichen Welt

Abb. 32: Funktional geteilter Bestandteil des Satzes: Lexikon und Grammatik. (vgl. Leiss 2013: VL)

Wenn ich an dieser Stelle noch einmal die Fragestellung der Arbeit zusammenfasse: Wir können das fiktive *Hier*, die Grundlage der fiktiven Welt, sowohl außerhalb des verbalen Geschehens (Außenperspektive) als auch innerhalb des verbalen Geschehens (Innenperspektive) mit Hilfe der grammatischen Mittel setzen. Dem Sprecher stehen zwei Möglichkeiten zur Verfügung, sein fiktives *Hier* entweder inner- oder außerhalb einer Verbalhandlung zu setzen. In den *beiden* Fällen spaltet sich der Sprecher in zwei Personen mit unterschiedlicher Lokalisation auf. Der Sprecher ist im *Hier* in der Sprechsituation verortet, der Betrachter jedoch inner- oder außerhalb des Ereignisses.

[11] (vgl. Leiss 2013: VL6: pdf. 11)

Person 1: Lokalisation: Origo des Sprechers in der Sprechsituation

Person 2: Lokalisation: inner- oder außerhalb des verbalen Ereignisses

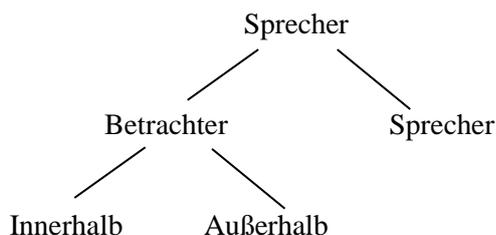


Abb. 33: Lokalisation des Betrachters inner- oder außerhalb des Ereignisses

6.4 Außen- und Innenperspektive der Raumzeit

Wie könnte es aussehen, wenn die grammatischen Mittel den Betrachter innerhalb des verbalen Ereignisses lokalisieren lassen? Wie kurz erwähnt, eine Konzipierung der Zeit mit der Zeit-Achse bzw. mit dem cartesianischen Koordinatensystem setzt einen außenperspektivischen Referenzpoint bzw. Betrachter voraus, der die Objektivierung der Raumzeit, die sich etwa als Zeit-Achse bzw. cartesianisches Koordinatensystem darstellen lässt, an sich ermöglicht. Hier ist die Konstellation der Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem Sprecher/Betrachter und dem ihm gegenüberstehenden zu versprechenden Zeitraum zu sehen. Deutlicher wird es, wenn der Vergleich mit einem anderen Zeit-Konzept vorgenommen wird, in dem das fiktive *Hier* vermutlich innerhalb des verbalen Ereignisses gesetzt wird. Um es vorweg zu sagen, wir sehen so eine Konzipierung der Zeit, in der das fiktive *Hier* – der Referenzpunkt – mit dem *Hier* der aktuellen Sprechsituation zusammenfällt, als eine Konzipierung der Zeit, in der der Betrachter innerhalb des verbalen Ereignisses positioniert. Dies lässt sich gut mit dem Modell Tokiedas (s. a. Abb. 34) darstellen. Wir möchten im Verlauf der Arbeit sehen, wie angekündigt, dass das Modell Tokiedas auch für einen *grammatischen* Referenzprozess gelten kann, in dem es – zwar auf die Sprechsituation bezogen – um eine sprachliche Rekonstruktion der fiktiven Welt geht.

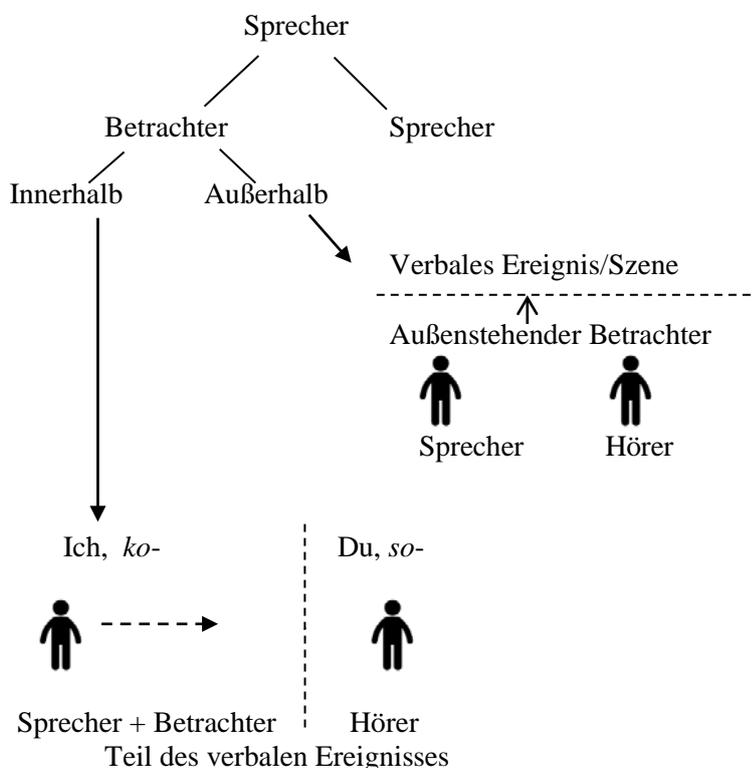


Abb. 34: Wiederaufnahme von Abb. 23, 24, 33: Überblick über die Modelle der Referenzschemata der Innen- und Außenperspektive

6.5 Einführung: Kodierung der Innenperspektive der Raumzeit (Mori 2005)

Um uns zuerst ein grobes Vorstellungsbild von den beiden Referenzschemata der Innen- und Außenperspektive zu verschaffen, führe ich ein Beispiel von Mori (2005) an. (s. auch Tanaka 2011: 199) Es geht bei dem Beispiel (Mori 2005: 70) meines Erachtens um die Kodierung des Wechsels der Innen- und Außenperspektive der sprachlich rekonstruierten fiktiven Raumzeit. Die Konzipierung der Zeit und des Raums getrennt zu thematisieren macht wahrscheinlich wenig Sinn, weil sie nicht getrennt im finiten Satz vorkommen. Das heißt, wir können uns nicht einen sprachlich dargestellten Sachverhalt vorstellen, indem wir Zeit und Raum getrennt konzipieren. Auch bei den folgenden Beispielen ist das kombinatorische Zusammenspiel der Konzipierung der Zeit und des Raumes zu sehen (Mori 2005: 70): Wenn man ein altes Foto betrachtend, wie in Satz (45), im Deutschen das Präsens benutzt, um auf die Person auf dem alten Foto zu verweisen, stellt dies einen markierten Fall dar.

45. Er ist noch jung!

46. Er war noch jung!

Satz (46) im Präteritum ist nach der Zeitlogik dieser Sprache unmarkiert, weil es sich dabei um Vergangenheit – ein altes Foto – handelt. Aber wenn das Pronomen wie in Satz (47) phonologisch besonders betont wird und insbesondere die aktuelle Sprechsituation als die Grundlage der fiktiven sprachlich zu rekonstruierenden Raumzeit dargestellt wird, ist das Präsens fällig:

47. ER / Der ist noch jung!

Im Japanischen wird in so einem Fall ohne weiteres das Präsens verwendet (Satz 48)

(Modifiziertes Beispiel von Mori 2005: 70)

Ein altes Foto betrachtend:

48a.

まだ 若いね

Mada wakai-ne

Noch jung-PERT

„(er) ist noch jung.“

48b.

?まだ 若かったね

?Mada waka-katta-ne

Noch jung-PERF-PERT

„(er) war noch jung.“

6.6 Innenperspektive der Raumzeit und ihre Zeitlogik: Japanisch

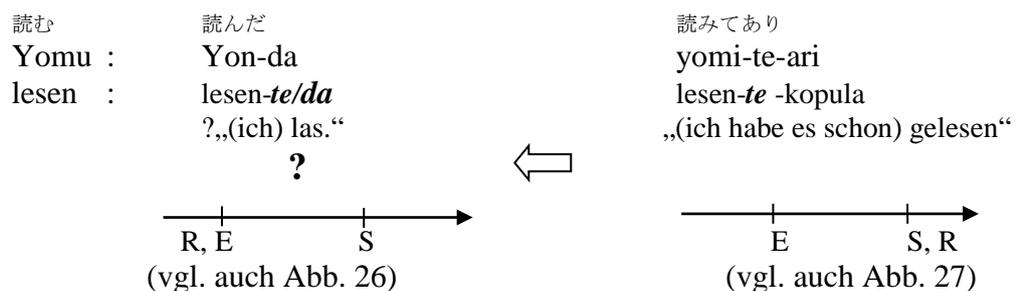
Ein wohlbekanntes Beispiel für die Vielfältigkeit der Strukturen der Zeit ist das der Zeitbezüge aus der Hopi-Sprache von Whorf (1956: 213), die über kein vergleichbares Kodierungssystem der Zeit wie die indogermanischen Sprachen verfügt. Das Zeitsystem der Hopi-Sprache wird mittlerweile für ein Aspektsystem gehalten. Whorf (1956: 213) führt Beispiele aus der Hopi-Sprache an, in denen ein betroffenes verbales Ereignis scheinbar, abweichend von der Zeitlogik Reichenbachs – wo es auf der Zeit-Achse stattfindet –, in die zeitliche Zugehörigkeit nach einer anderen Logik klassifiziert werden. Über das Kodierungssystem der Zeit bzw. die dahintersteckende Logik dieser Sprache kann ich nicht urteilen. Jedoch ist es nicht selten, dass in den Sprachen, die ein dem indogermanischen Modell vergleichbares Tempussystem nicht aufweisen, ein verbales Ereignis nicht danach klassifiziert wird, ob es zeitlich, von *hier* in der Sprechsituation aus gesehen, zur Zukunft, Gegenwart oder Vergangenheit gehört (= Konzept der Zeit-Achse), sondern, ob der Sprecher in der aktuellen Sprechsituation das betroffene verbale Ereignis für ein verifiziertes bzw. selbstsicheres Ereignis hält, das der Sprecher gegebenenfalls durch direkte Erfahrung kennt. (vgl. Ikegami 1981) Es mag vor allem für die Nutzer der indogermanischen Sprachen sehr abweichend und unerwartet klingen, dass kein morphologischer Unterschied zwischen einem Ereignis der Gegenwart (*Ich laufe.*) und einem der Vergangenheit (*Ich lief.*) vorgenommen wird. Ikegami (1981) weist jedoch darauf hin, dass das japanische Verbalsuffix *-ta* eine solche Eigenschaft als Markierung der Selbstsicherheit des Sprechers aufweist. Das Suffix *-ta* wird in den japanischen Lehrwerken oft für eine Vergangenheitsform gehalten. Es übersetzt zum Beispiel das englische Präteritum ins Japanische. Der Ansatz hinsichtlich der Selbstsicherheit des Sprechers in der aktuellen Sprechsituation erklärt die Gebrauchsweisen dieses Suffix *-ta*, die sich mit der Zeit-Achse-Logik nicht gut erklären ließen und somit als *unlogisch* bezeichnet wurden. Eine derartige Gebrauchsweise stellen folgende Beispiele, die Tanaka (2011) als „Perfekt der Entdeckung“ (Tanaka 2011) bezeichnet hat, dar. Die Verwendungen des japanischen Verbalsuffix *-ta*, die Tanaka (2011) *Perfekt der Entdeckung* nennt, lassen sich

meines Erachtens auch in Hinsicht mit den Verwendungen als Markierung der *Selbstsicherheit* gleichsetzen.

6.7 Das japanische Verbalsuffix *-ta* und sein vorausgesetztes Zeitkonzept: „Perfekt der Entdeckung“ (Tanaka 2011)

Eine Vermischung von synchronischer und diachronischer Betrachtung liefert keine gute Konsequenz für die Sprachforschung, wie alle wissen. Jedoch möchte ich bemerken, dass das japanische Verbalsuffix *-ta* ursprünglich möglicherweise als unter keinem Einfluss der Zeitlogik der indogermanischen Sprachen stehend, als die Markierung für *perfect presens* des Japanischen – den gegenwärtigen Zustand der Vollendung des verbalen Ereignisses in der aktuellen Sprechsituation – betrachtet wurde:

[12]



Schauen wir nun das Beispiel des Perfekts der Entdeckung von Tanaka (2011) an – das scheinbar die Konzipierung der fiktiven Raumzeit aus der Innenperspektive aufweist – und überlegen, was für eine Logik anhand der Beobachtungen dieser Beispiele zu erschließen ist: Ein typisches Beispiel für die Verwendung der *Vergangenheitsform* des Verbalsuffixes *-ta*, wobei das englische bzw. das deutsche Präteritum nicht verwendet wird, bietet zum Beispiel Satz (49): Wird endlich etwas gefunden, nach dem gesucht wurde, wird im Japanischen nur die *Vergangenheitsform* des Verbalsuffixes *-ta* (Satz 49) verwendet, wobei auf Englisch bzw. Deutsch das Präsens, das die Zugehörigkeit zur Gegenwart der Sprechsituation des Sachverhaltes kodiert, herangezogen wird (Satz 50a, b):

49.

あった
 A-tta
 Kopula-PERF²⁵
 „Da ist es“

²⁵ Hier und im Folgenden steht PERF für „Perfekt der Entdeckung“ (Tanaka 2011).

50a. Here it is.

b. Da ist es / Hier ist es ja.

Ein ähnliches Beispiel von Ikegami (1981) lautet: Kommt ein Bus, auf den man gewartet hat, endlich in Sicht, verwendet man auch in so einem Fall im Japanischen die *Vergangenheitsform* des Verbalsuffixes *-ta* (Satz 51), während im Englischen hier die *Präsensform* den unmarkierten Fall darstellt (Satz 52):

51.

バスが来た

Bus-ga ki-ta

Bus-NOM kommen-PERF

„Der Bus kommt. /Da kommt der Bus.“

Wörtlich: „Der Bus ist gekommen“

52a. There comes the bus.

b. Der Bus kommt. /Da kommt der Bus.

Mizutani (1985: 69 ff.) weist auf einen häufig vorkommenden Fehler Japanisch Lernender, derer Muttersprache Englisch ist, hin (Satz 53). Bei dem Fehler wird es auch darum gehen, dass der englische Muttersprachler unreflektiert seine muttersprachliche Zeitlogik verfolgt und sie auf das Japanische anwendet. Die Japanisch Lernenden nutzen in so einem Fall wie im Satz (53) *Präsens*, in dem nach der Zeitlogik des Japanischen das *Präteritum* verwendet werden muss. Ein solches Beispiel stellt eine Verwendung des Verbalsuffixes *-ta* in einem *konditionalen Nebensatz* mit der Partikel *-ra* wie in Satz (53) dar:

-ta-ra: engl: if; when : a subordinate conjunction which indicates that the action / state expressed by the main clause in a sentence takes place after the action / state expressed by the subordinate clause. (A dictionary of basic Japanese grammar: 2002: 452)

The meaning of $S_1 \text{ tara } S_2$ [...] S_1 always represents an antecedent and S_2 a subsequence. [...] In $S_1 \text{ tara } S_2$, it is often the case that S_1 represents a condition and S_2 an event which occurs under that condition. Therefore, the whole sentence basically means `when S_1 is satisfied, S_2 takes place` or ` S_1 brings about S_2 '. (Ebd.: 453)

53. (Modifiziertes Beispiel von Mizutani (1985: 69 ff.)

家に	帰ったら、	着替えます
Ie-ni	kae- <i>ta-ra</i>	kigae-masu
Huas-nach	zurückkommen- <i>ta</i> -wenn	umziehen-PERT (HON ²⁶)
„wenn ich nach Hause komme, ziehe ich mich um.“		
Wörtlich: ”wenn ich nach Hause gekommen bin/kam, ziehe ich mich um.”		

Es geht bei dem Satz (53) darum, dass der Sprecher sich erst dann umzieht, nachdem er die Aktion, die im konditionalen Nebensatz ausgedrückt wird (nach Hause kommen), hinter sich gebracht hat. Die Frage ist also: Warum Vergangenheit, wenn es bei dem betroffenen verbalen Ereignis um die Kondition des *Jetzt* in der Sprechsituation für ein zukünftiges Ereignis geht? Da darf man nicht (laut) sein intuitives Zeitgefühl oder die Zeitlogik seiner Muttersprache sprechen lassen. Wenn man mit der Zeit-Achse-Logik ein verbales Ereignis zu einer bestimmten Zeitzugehörigkeit zu klassifizieren versucht, ist es unlogisch, wenn ein Ereignis so wie in Satz (49), (51) und (53) zur Vergangenheit klassifiziert wird. Die Erklärung dafür, die von Tanaka (2011) aufgestellt wurde, lautet: „[D]er Sprecher findet den Sachverhalt erst vor, nachdem er dem Handlungsverlauf des Konditionalsatzes gefolgt ist.“ „[I]m Englischen wird dagegen die ganze Szene als ein Sachverhalt von außen betrachtet, was sich auch im Tempusgebrauch niederschlägt.“ (Tanaka 2011: 126f.) Eine mögliche erschließbare dahintersteckende Logik für diesen japanischen Gebrauch ist somit: Der Sprecher bewegt sich gleichzeitig mit dem Betrachter, der das fiktive *Hier* – die Grundlage der sprachlich zu rekonstruierenden Raumzeit – setzt, „im Handlungsverlauf virtuell mit“ (Ebd.). Somit betrachtet der Sprecher sozusagen als *Hier* die Stelle, an der er sich befindet. Er macht aus *Hier* in der aktuellen Sprechsituation ein fiktives *Hier* als die Grundlage der fiktiven Welt. Oder anders gesagt, es „fällt der Betrachterstandpunkt, wo von aus der Sprecher die Szene versprachlicht, im Default-Fall mit dem des Sprechers zusammen“ (Ebd.). Somit hat Tanaka die Verwendung des Verbsuffixes *-ta* der *Vergangenheit* als „Perfekt“ der Entdeckung gezeichnet. Diese japanische Konzipierung der Raumzeit hat Tanaka (2011) im Gegensatz zum deutschen „anaphorischen“ Tempusystem als ein *deiktisches* Tempusystem bezeichnet. Ob der Betrachter dabei seine aktuelle Sprechsituation, in der er sich gerade befindet, als ein fiktives *Hier* – die Grundlage der sprachlich zu rekonstruierenden Raumzeit – ansieht oder es eine andere Möglichkeit gibt, kann ich nicht beurteilen. Und das ist auch im Moment nicht entscheidend:

²⁶ HON steht hier und im Folgenden für die honorative Partikel.

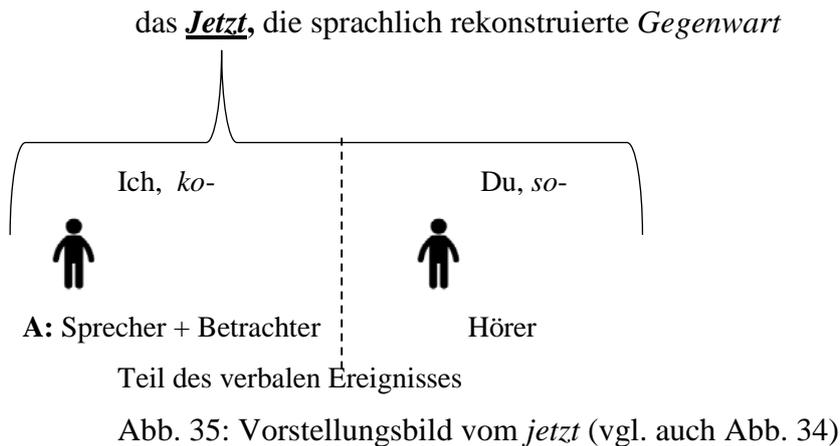
Es gibt nur drei Arten, diese Lilie zu sehen, [...] Bin ich im Innern der Lilie? Ist die Lilie im Innern des Ich? Oder existieren Lilie und Ich unabhängig voneinander? [...] Ich bin im Innen [sic!] der Lilie. Die Lilie ist im Innern von mir. Diese beiden Sätze unterscheiden sich letztlich nicht. (Kawabata 1937: aus dem Japanischen übersetzt von Tobias Cheung 2004: 178 im Nachwort)

Es ist an dieser Stelle auch nicht wichtig, zu entscheiden, ob das japanische Verbsuffix *-ta* lieber als Aspekt-Marker bezeichnet werden soll denn als Tempus-Marker. Relevant ist, dass auch in diesem japanischen Fall des „deiktischen“ (Tanaka 2011) Tempussystems (s. zum Beispiel Satz 53) die Abweichung von der Origo (*hier jetzt* und *ich*) vorhanden ist. Das fiktive *hier*, das im Satz (53) vom Sprecher gesetzt wurde, von wo aus der Betrachter die Zeitzugehörigkeit des betroffenen verbalen Ereignisses bestimmt, ist nicht das gleiche *Hier* in der aktuellen Sprechsituation, auch wenn sie (das faktische und fiktive Hier scheinbar) zusammenfallen. Der Betrachter sieht das *Hier* in der aktuellen Sprechsituation an, als ob es ein fiktives *Hier* wäre. Das heißt, die Aufspaltung des Sprechers in zwei Personen – der faktische Sprecher in der Sprechzeit und der Betrachter in der Bezugszeit – findet auch bei dem japanischen deiktischen Tempussystem statt. Darauf kommen wir später näher. Jedoch ist die Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem Sprecher/Betrachter und dem ihm gegenüberstehenden zu versprechenden Zeitraum zumindest in dem Fall nicht zu sehen. Wenn ich wählen müsste, ist das dann ein Zeitbezug, der von dem Inneren des verbalen Ereignisses angewiesen wurde. Wo sich der Sprecher und zugleich der Betrachter befinden – ob faktisch oder fiktiv –, ist das *Jetzt*, die sprachlich rekonstruierte *Gegenwart* der Zeitlogik der Sprache. Bei der Versprachlichung mit dieser Konzipierung der sprachlichen Raumzeit, findet keine Objektivierung statt. Die Objektivierung meint die Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem sprechenden Subjekt und der ihm gegenüberstehenden Welt-/Raumzeit, die es dem Sprecher ermöglicht, dass er sich selbst im Vorstellungsbild sieht. Das ist meines Erachtens der gleiche Fall, bei dem Langacker den Sprecher als „Reference Point“ (Langacker 1990: 328) bezeichnet hat. “Through explicit self-reference (*from me*), the speaker puts himself onstage as an objectively construed participant (R).“ (Langacker 1990: 329) In der Tat, wenn wir zum Beispiel den Satz (49), in dem vermutlich der Sprecher und der Betrachter zusammenfallen, mit dem Deutschen vergleichen – wenn vom Unterschied des gewählten Tempus abgesehen wird –, werden im japanischen Satz (49) „weder der Entdeckende, das Entdeckte noch der Entdeckungsort genannt, weil der Sprecher glaubt, dass solche Informationen nicht relevant sind“ (Tanaka 2011: 220). Dieses Phänomen wird in der traditionellen Forschung und Beschreibung der japanischen Grammatik oft als *Auslassung*

behandelt. In Satz (49) *fehlen* sowohl der Gegenstand (es) als auch die Ortsangabe (da). Und es wird nur ein Sachverhalt versprochen, dass sich der gesuchte Gegenstand in der *Vergangenheitsform* befindet. Wir suchen einen anderen Weg, den wir in der vorliegenden Arbeit einschlagen können, um dies andere als *Auslassen* zu erklären und die Setzung der *Vergangenheitsform* in dem Satz für *logisch* zu halten. In der vorliegenden Arbeit geht es nicht um die Welt/Raumzeit, die möglicherweise unabhängig von uns existiert, sondern, es handelt sich um die fiktive Raumzeit, die wir sprachlich rekonstruieren. Menschen sind immer da, wo eine Raumzeit ist. Das sprechende Subjekt ist immer da, wo eine sprachlich rekonstruierte Raumzeit ist. Ohne das *Hier*, das das sprechende Subjekt festsetzt, gibt es keine Raumzeit. Wenn Satz (49) richtig verstanden werden soll, was für eine Konzipierung der Raumzeit muss vorausgesetzt werden? Die Hypothese, die wir anhand der Beobachtung erschlossen haben, und die im Laufe der Arbeit festgestellt wird, ist also die Innenperspektive. „Von innen sieht man sich selbst, das *jetzt* und das *hier* nicht. Diese gelten dabei als Selbstverständlichkeit, die keiner Extra-Erwähnung bedürfen. Der Sprecher verspricht den Sachverhalt so, wie dieser sich vor ihm abspielt.“ (Tanaka 2011: 44f.)

Wird von seiner Schlussfolgerung – *zeitlos* – abgesehen, ist die Bemerkung von Whorf (1956) interessant, dass die Hopi-Sprache, die in einer Hinsicht eine mit dem Japanischen ähnliche Zeitlogik aufweist, weder Vergangenheit noch Zukunft kennt. Die Hopi(-Indianer) leben in einer *zeitlosen* Welt, die sich immer in einem Zustand des *Jetzt* befindet. (vgl. Whorf 1956) Zu dieser Schlussfolgerung kam er zum Beispiel anhand der Beobachtung, dass die Hopi-Indianer eine Zeiteinheit (*engl.*: „units of time“) wie Tag, Jahr, Frühling etc. nicht im Plural verwenden (He stayed for ten *days*), sondern stattdessen eine Ordinalzahl heranziehen (He left on *the tenth* day). Seine Schlussfolgerung ist vermutlich: Zeit kann in der Konzipierung dieser Sprache nicht als Ganzheit gezählt werden, sondern nur – banal ausgedrückt – gefühlt werden, und zwar als die Zeit, in der man sich befindet, als ob man selbst Teil der fließenden Zeit wäre. Die Zeit besteht in diesem Sinne – fiktiv, aber auch eventuell faktisch – aus *jetzt*. Malotki (1983), der sich auch mit dem Zeitkonzept der Hopi-Sprache auseinandergesetzt hat, erwähnt ebenfalls die Methodik, wie in dieser Sprache Zeit konzipiert und gezählt wird, im zweiten Kapitel in *Hopi Time*: “[T]he Hopi do count days, using compound words such as *payistala* ‘the third day (of a ceremony)’ composed of the morphemes *paayo* ‘three’, *s* ‘times’ and *taala* ‘day/light’, meaning literally ‘three-times-day’.“ (Malotki 1983: 246) Mit einem Wort: Sie zählen die Zeit nicht, als ob sie ein Gegenstand, versehen mit dem Totalitätsbezug, wäre, sondern sie konzipieren die Zeit als ein Ereignis, das von sich erfahren wurde (nicht betrachtet wurde). Somit kann eine Zeiteinheit

nicht im Plural verwendet werden, sondern als Reihenfolge – zum wievielten Male er das erfahren hat – mit der Ordinalzahl dargestellt. So wurde vermutlich anhand des Unterschieds des hinzugefügten Zahlworts – cardinal (*the quantity of something*) oder ordinal (*the order of things*) – die dahintersteckende Konzipierung der Zeit in dieser Sprache geschlussfolgert und von Whorf behauptet, dass die Hopi(-Indianer) in einer *zeitlosen* Welt leben, die sich immer in einem Zustand des *Jetzt* befindet. (vgl. Whorf 1956)



Vergleiche:

Wo ist die Referenzzeit (R) = *jetzt*, die sprachlich rekonstruierte *Gegenwart*?

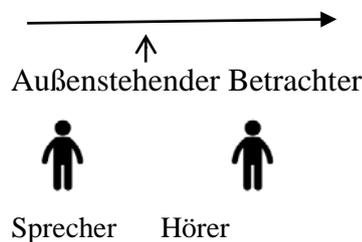


Abb. 36: Vorstellungsbild vom *jetzt* mit dem außenstehenden Betrachter (vgl. auch Abb. 34)

Folgende Konzipierungen der Zeit werden gegenübergestellt: einmal das Zeitkonzept, das aus dem Jetzt, das man gerade – faktisch und fiktiv – erlebt, besteht (Abb. 35), und dann das Zeitkonzept, in dem der Sprecher dort als *Jetzt* ansieht, wo sich der Referenzpoint befindet (Abb. 36). Letzteres lässt sich gut mit der Zeit-Achse darstellen. In der Abbildung 35 hingegen ist A der Sprecher und zugleich der Betrachter. Der Betrachtungspunkt, von dem aus der Sprecher die Szene betrachtet, und das *Hier* des aktuellen Sprechers in der Sprechsituation fallen in diesem Schema zusammen. Wo ein Ereignis stattfindet, ist in diesem Modell (Abb. 35) *das Hier*, d. h. wo sich das sprechende Subjekt befindet. Ein Ereignis bzw.

die Szene/Raumzeit, in der das Ereignis stattfindet, wird derart wiedergegeben, als ob es sich bei dem *Hier*, wo sich der Sprecher befindet, abspielt.

6.8 Unterschiedliche metaphorische Konzipierungen der Raumzeit

Es sind unterschiedliche einzelsprachliche metaphorische Konzipierungen der Raumzeit zu sehen. Es lässt sich die Vermutung aufstellen, dass eine metaphorische Arbeit des menschlichen Geistes der Objektivierung stärker im deutschen Konzept der Raumzeit (Abb. 36), in dem sich der Sprecher selbst an einem neutralen außenstehenden Ort positioniert, im Vergleich zur japanischen Konzipierung der Raumzeit (Abb. 35) vorliegt. Der Sachverhalt wird in diesem Raumzeit-Konzept von außen mit objektiven Augen betrachtet (Abb. 36), auch wenn der Beobachtende selbst Teil des zu schildernden Sachverhalts ist. Worauf ich in diesem Kapitel hinaus will, ist jedoch nur, dass wir vorsichtiger mit den Parametern umgehen sollten, wenn von der sprachlichen Raumzeit die Rede ist. Es dürfte eine scheinbar nichthinterfragbare Voraussetzung – wie werden Zeit und Raum konzipiert – in Frage gestellt werden. Obwohl wir uns höchstwahrscheinlich die objektivistische Zeit-Achse vorstellen, wenn wir über die Zeit reden oder nachdenken, oder obwohl wir uns vermutlich das cartesianische Koordinatensystem, dem der cartesianische Dualismus der Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem sprechenden Subjekt/dem Betrachter und der zu betrachtenden Welt/Raumzeit zu Grunde liegt, oder etwas Ähnliches vorstellen, wenn wir über ein verbales Ereignis bzw. eine Ortsveränderung reden, ist es keine Binsenwahrheit, für die Sprachen der Welt das sprachlich zu rekonstruierende Konzept der Raumzeit zugrunde zu legen. Dafür gibt es keinen vernünftigen Grund, außer dass die Logik der indogermanischen Sprachen so vorgeht. Zeit und Raum – zumindest in der Sprache – sind ein perspektivisches Konzept, das ohne das wahrnehmende Subjekt nicht existiert. Nicht anders als die Wahrnehmung der Farbe oder der Temperaturen ist diese Raumzeit ohne das wahrnehmende erkennende Subjekt nicht vorstellbar. Vor allem wenn wir über einen Sachverhalt wie beispielsweise eine Ortsveränderung reden bzw. nachdenken, müssen wir diesen in der sprachlich konzipierten Zeit *und* dem Raum rekonstruieren. Eine Bewegung bzw. Ortsveränderung benötigt konzeptionell Zeit und Raum (bzw. auch eine Richtung) beide, und zwar gemeinsam. Damit etwas existieren kann, wird ein Raum benötigt. Wenn das Etwas sich bewegen sollte (Ortsveränderung), hat die Bewegung immer eine bestimmte Richtung – nach der sich das Etwas bewegt oder bewegen würde. Bewegung ohne Richtung ist nicht vorstellbar. Das Konzept der Richtung existiert jedoch seinerseits wiederum auch ohne Bewegung bzw. ohne

potenzielle Bewegung nicht. Die Bewegung benötigt gleichfalls Zeit, um genau zu sein, einen Zeitverlauf. Wir erkennen den Zeitverlauf zum Beispiel wie bei Abb. 30 dadurch, dass ein Gegenstand den Ort, an dem er sich befunden hat, gewechselt hat. Auch wenn der Gegenstand ein Uhrzeiger oder die sich bewegende Sonne ist, können wir *in Rahmen der objektivistischen Konzipierung der Raumzeit* (Abb. 30) die Zeit bzw. den Zeitverlauf anderes als Änderung des Orts, an dem sich ein Gegenstand befindet, nicht *erkennen*. Die Zeit bzw. der Zeitverlauf stellt in dem Sinne genauso wie das Konzept Raum unabdingbare Begriffe der Versprachlichung der Ortsveränderung dar, die nicht getrennt vom Raum-Konzept betrachtet werden kann. Dies wird im folgenden Kapitel über die Funktion der Artikel und des verbalen Aspekts bei der Versprachlichung eines perfektivischen verbalen Ereignisses deutlicher.

Wenn die durch die Analyse der gegebenen Sprache erworbene Regel die *Logik* bezeichnet, können wir sogar, wenn wir wollen, mit dem gleichen Recht auch das Präsens in deutschen Sätzen (50, 52) als *unlogisch* bezeichnen, wie das Präteritum im japanischen Satz (49, 51, 53) *unlogisch* ist. Die Logik, die die Sprachwissenschaft in der Gegenwart verfolgt, ist, – gewagt formuliert – die Logik der indogermanischen Sprache. Wir sind daher verpflichtet, zu erklären, warum wir *nicht* von dieser cartesianisch bedingten einzelsprachlichen Voraussetzung bzw. Parametersetzung ausgehen. Der Umstand lässt mich in der vorliegenden Arbeit einen langen Umweg beschreiten. Fragen Sie uns deshalb nicht nach dem Pendant irgendeiner sprachlichen Kategorie oder etwa nach der Entsprechung des Subjekts eines Satzes, also: Wie wird im Japanischen das Subjekt des Satzes ausgedrückt? Oder mit welchem sprachlichen Mittel wird die Gegenwart ausgedrückt? Werfen Sie uns bitte nichts vor, auch wenn es den Eindruck machen sollte, dass ich mich länger bei der unwesentlichen Aufgabe als notwendig aufhalte: sprechen Sie nicht ständig von der Theorie, stellen Sie einfach das Japanische dem Deutschen gegenüber. Denn, wir wissen nicht, was wir aus dem Deutschen und dem Japanischen gegenüberstellen können. Für eine Kontrastivierung der Sprachen, die scheinbar kein vergleichbares (Raumzeit-)Konzept aufweisen, wird eine Theorie benötigt, wenn nicht von der Parametersetzung ausgegangen wird. Die vorausgesetzten Parameter sind manchmal der Grundtatsache – wie etwa wie die Zeit und der Raum in der Sprache konzipiert worden sind oder was überhaupt ein Subjekt ist – gegenüber belanglos. Die Grundtatsache in Frage zu stellen, können wir nur dadurch, in dem wir zugleich die Sprache und ihre Funktion bedenken, mittels derer wir sie in Frage zu stellen vorgeben. Warten Sie also geduldig ab, bis die verdächtig scheinenden *universalen* Kriterien – die manchmal sogar *Logik* genannt werden – für die Sprachanalyse einmal dahingehend verifiziert werden, was haltbar ist und was nicht. Der obige kurze und einfache Vergleich über die sprachlich unterschiedlich strukturierte

Raumzeit (s. a. das japanische Demonstrativsystem, das ein völlig andere Kategorisierungssystem eines zu versprachlichenden Gegenstandes aufweist) dürfte den Versuch der Arbeit rechtfertigen.

6.9 Zwischenfazit:

Relativierung des überwiegenden Objektivismus in der Sprachwissenschaft: Homologie-These (Leiss 2009)

Was motiviert übrigens zu der Gegenüberstellung der beiden Konzipierungsschemata – die modifizierten Modelle von Tokieda und Bühler (Abb. 34) –, die auf den ersten Blick voneinander abweichend erscheinen? Es sind die „Invarianz“ (Leiss 2009: 106), die Gemeinsamkeit: Den beiden Konzipierungen – mit und ohne Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem Sprecher und der ihm gegenüberstehenden Welt – liegt *das sprechende Subjekt* in der aktuellen Sprechsituation zu Grunde. Es handelt sich um die Realisierungsvarianten, die sich in der „subjectifikation“ (Langacker 1990) des Sprechers bzw. in dem Grad der Objektivierung des Sprechers unterscheiden. Wie nutzt der Sprecher selbst, während er eine Raumzeit sprachlich rekonstruiert – entweder als außenstehender Betrachter oder als innenstehender, also als „reference point“ (Langacker 1990)? Die beiden Kodierungsschemata der Raumzeit, die wir anhand der Beobachtung von deutschen und japanischen Beispielen bisher erschlossen haben (Abb. 34 – 36), sind insofern Varianten, als dass sie zum Beispiel als zeitlichen Orientierungspunkt das *Jetzt (Hier) in der aktuellen Sprechsituation* haben. Sie ergeben die Realisierungsvariante mit dem *Jetzt in der aktuellen Sprechsituation* mit und ohne Objektivierung – also aus der Außen- und der Innenperspektive. Das sprechende Subjekt in der aktuellen Sprechsituation ist somit zugleich die Verbindung zwischen dem Tokieda-Modell und dem beispielsweise Bühler'schen Modell (Abb. 34 – 36), die jeweils die Konstellation mit und ohne außenstehenden Betrachter und der zu erkennenden Welt modellieren. Sie (Abb. 34 – 36) lassen sich in dieser Hinsicht mit Recht der Außen- und Innenperspektive der grammatischen Konzipierung der Raumzeit gegenüberstellen. Sie schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern stehen in einer Wechselbeziehung. Sie treten abwechselnd in Funktion, je nachdem, welchen Betrachtungspunkt – inner- oder außerhalb des verbalen Ereignisses – das sprechende/erkennende Subjekt wählt. Wonach wir umsonst bei Whorf suchen, ist die Ansicht der Invarianz. Jede Einzelsprache könnte eine gewisse Präferenz der Perspektiven aufweisen. Jedoch ganz gleich, aus welcher Perspektive Zeit und Raum sprachlich rekonstruiert werden, beziehen sie sich auf ein und dieselbe Wirklichkeit.

Wir fokussieren jedes Mal mittels Sprache auf die unterschiedlichen Ausschnitte der Welt. So ergibt sich die Wirklichkeit. Wenn wir *das* die Wirklichkeit nennen dürfen, ist die Wirklichkeit nichts, was darauf wartet, mit der Sprache ausgedrückt zu werden. Diese vorausgesetzte Anordnung zwischen Sprache und Wirklichkeit wird für die Kontrastivierung der vorliegenden Arbeit verlangt, damit wir die beiden Sprachen nicht auf einer einzelsprachlich bedingten Logik basierend untersuchen müssen. Die vorliegende Arbeit ist eine von zahlreichen Forschungen, die durch eine Kontrastivierung des Japanischen mit der Grammatik der indogermanischen Sprachen zu erklären versuchen, wie das Japanische und das Deutsche eine Ortsveränderung sprachlich kodieren. Die Analyse in der vorliegenden Arbeit unterscheidet sich jedoch in der sprachphilosophischen Voraussetzung von vielen bisherigen. Hier in der vorliegenden Untersuchung wird alles, was nicht in der Welt vorkommt, für die Perspektivierung des Sprechers gehalten, die durch grammatische Mittel versprachlicht wird. Die Wirklichkeit wartet nicht darauf, mit der Sprache ausgedrückt zu werden. Es ist so eine Sprachtheorie, nach der die „Welt und menschliche Kognition eine Homologie darstellen“ (Leiss 2009).

Der Logos ist ein Ordnungsprinzip, das die Wirklichkeit strukturiert und analog dazu das Denken und die Sprache. Wer spricht, versprachlicht Denken. Das Denken wiederum spiegelt das Ordnungsprinzip der Welt wider. [...] Sprach ist somit ein Analogon der Wirklichkeit. Das heißt, es besteht eine Ähnlichkeit zwischen der Welt, der Sprache und dem Denken. Es besteht jedoch keine Identität, denn das Denken spiegelt nur einen Ausschnitt der Welt wider. (Leiss 2009: 21)

[13] (Leiss 2014 VL)

WELT ≈ **SPRACHE** ≈ **DENKEN**

Somit gelingt es, die Kriterien – wie zum Beispiel Personalpronomen –, die durch die Analyse der indogermanischen Sprachen erworben wurden, jedoch nur sprachspezifisch sind, aber trotzdem bis jetzt auch für die Analyse des Japanischen verwendet werden, unter die Lupe zu nehmen. Konkreter gesprochen, das ermöglicht uns, die Differenzierung zwischen dem sprechenden Subjekt in der realen Welt und dem als *Ich* bzw. *Hier* (*reference point* im Langacker'schen Sinn) in dem sprachlich rekonstruierten Zeitraum vorzunehmen. Die stillschweigende Übereinkunft darüber, dass die Inszenierung beider Gesprächsteilnehmer, Sprecher und Hörer, in die sprachlich rekonstruierte Welt durch das 1. und 2. Personalpronomen erfolgt, wird zumindest in Bezug auf den Ausdruck für eine

Ortsveränderung am Ende der vorliegenden Arbeit relativiert. Wie ein Sprecher sich selbst in der sprachlichen Welt lokalisiert, ist auch seine Perspektive. Die Wirklichkeit wartet nicht darauf, mit der Sprache ausgedrückt zu werden. Sprache macht Denken erst möglich. Ein sprachliches Zeichen besteht aus einem lexikalischen und einem grammatischen Teil (jeweils einem Teil von der *Verendlichung einer potentiell unendlichen Welt* und einem von der *Hinzufügung der Sprecherperspektive*). Durch den sprachlichen Zeichenprozess entsteht „eine Ähnlichkeit zwischen der Welt, der Sprache und dem Denken. Es besteht jedoch keine Identität, denn das Denken spiegelt nur einen Ausschnitt der Welt wider.“ (Leiss 2009: 21)

Diese sogenannten nichtcartesianischen Auffassungen über die Funktion der Sprache bringen meines Erachtens neue Erkenntnisse bzw. eine neue Erklärungsmöglichkeit über die alte bekannte kontrastive Untersuchung, vor allem über die kontrastive Untersuchung der Kodierungsmuster der Raumrelation bzw. Ortsveränderung, ein. Denn, es hat offenbar entscheidende Konsequenz für die sprachliche Rekonstruktion der Raumzeit bzw. der Ortsveränderung, wie – mit und ohne Objektivierung – der Sprecher in der jeweiligen Sprache sich selbst in der rekonstruierten Welt/Raumzeit inszeniert. Wir sehen das bislang in der kontrastiven Untersuchung nicht hinterfragte Problem – wie der Sprecher in der jeweiligen Sprache in der rekonstruierten Welt inszeniert wird – als einen möglichen Grund dafür, was uns die Gegenüberstellung der deutschen und japanischen Kodierungsmuster der Raumrelation bzw. der Ortsveränderung bisher schwierig gemacht hat. Wir haben in Bezug auf das sprechende Subjekt die Differenzierung zwischen Bedeutung und Bezeichnung nicht vorgenommen. Wie schwer das auch fallen wird, die funktionale Trennung muss streng bis auf den Sprecher selbst ausgedehnt werden. Das sprechende und erkennende Subjekt fasst jedes Mal, wenn es spricht, sich selbst wie zum Beispiel als *ich* oder als *hier* auf. Der Sprecher, der als *ich* versprachlicht worden ist, ist nicht identisch mit dem Sprecher, der gerade spricht, sondern eine einzelsprachliche Perspektive, eine durch Sprechen entstandene Analogie zwischen der Welt, der Sprache und dem Denken. Die Besonderheit der vorliegenden Arbeit liegt darin, dass wir diese Differenzierung vornehmen und außerdem noch nach der Invarianz der Realisierungsvarianten (*ich* oder *hier*), also dem sprechenden Subjekt in der aktuellen Sprechsituation, gesucht haben.

7 Sprache als Erkenntnisteknik: Sprache macht Denken erst möglich

Um die Raumzeit und somit die in der Sprache sich abspielende Ortsveränderung, die in dieser Raumzeit rekonstruiert wird, genauso wie die Wahrnehmung der Farbe oder der Temperaturen, als ein perspektivisches Konzept (also nicht als die Wahrheit, die darauf gewartet hat, mit der Sprache ausgedrückt zu werden), das ohne das wahrnehmende, erkennende, sprechende Subjekt nicht existiert, aufzufassen, benötigen wir eine Sprachtheorie, die den Prozess des menschlichen *Erkennens* ohne allmächtige Vernunft oder einen angeborenen Kategorisierungsapparat erklärt. Eine derartige Sprachtheorie muss/sollte die Sprache nicht als Instrument des Ausdrucks von Gedanken über die Welt/Wirklichkeit betrachten. So eine Sprachtheorie stellt, wie im Abschnitt 2 angekündigt, die Semiose, die Zeichentheorie von Charles S. Peirce, dar sowie die sogenannte nichtcartesiansche Sprachtheorie, die in der Gegenwart beispielsweise Leiss (2009, 2011, 2012) und vom Konzept über den sprachlichen Zeichenprozess her auch Tokieda (1950) vertreten. Sie benennen die nichtcartesiansche Axiomatik, nach der der Gedanke ohne Sprache nicht formatiert wird. Diese Sprachphilosophie bzw. Axiomatik dahinter kann kurz zusammengefasst werden in: Sprache macht Denken erst möglich (vgl. Leiss 2009). Das entscheidende Merkmal der nichtcartesianischen epistemologischen Auffassung, die auch von der sogenannten modistischen Grammatik des späten Mittelalters – selbstverständlich unter einem anderen Namen als Descartes – angenommen wurde, ist die funktionale Trennung von lexikalischen und grammatischen Elementen eines sprachlichen Referenzprozesses, Lexikon und Grammatik, aus denen sich jeweils Bedeutung und Bezeichnung ergeben. (Leiss 2009) In dieser funktionalen Differenzierung zwischen Bedeutung und Bezeichnung eines sprachlichen Referenzprozesses unterscheiden sich die kartesianische und nichtcartesianische Sprachtheorie. Denn, nach der nichtcartesianischen Theorie, in der diese Differenzierung theoretisch vorgenommen werden kann, wird die Sprache sozusagen als Ersatztechnik für ein Instinktprogramm, das es den Menschen ermöglicht, etwas zu erkennen, angesehen. Sprache stellt nach dieser Theorie meines Erachtens die Erkenntnisteknik dar. Und in dieser Hinsicht bilden also in Bezug auf den Erkenntnisprozess – wie wir Menschen die Welt erkennen –, die beiden Richtungen von Sprachphilosophie einen Gegensatz – entweder erkennen Menschen mit Hilfe von Sprache die Welt oder Menschen mit Vernunft erkennen die Welt unmittelbar. Mit Hilfe von Sprache etwas zu erkennen, bedeutet in Kurzform meines Erachtens: Wenn man Sprache besitzt, braucht man keinen anderen Erklärungsapparat wie Vernunft oder Ähnliches, um den menschlichen Erkenntnisprozess zu erklären. Es gibt insbesondere in der Philosophie zahlreiche bedeutende Überlegungen über das Thema menschlichen *Erkennens*. In der westlichen Philosophie wird sogar seit der Antike versucht, den Erkenntnisprozess zu

klären, wie die Welt und die menschliche Existenz verstanden werden sollen – es geht um das Ergründen der Existenz der Welt und des Menschen. Das Thema, das sich auch mit der sogenannten Seinsfrage, der Frage nach dem Sinn von Sein, teilweise überschneidet, zieht sich in der westlichen Philosophie durch. Bei genauerer Überlegung ist die Unterscheidung der beiden Disziplinen zu erkennen – der Philosophie und der allgemeinen Sprachwissenschaft –, die in Bezug auf den menschlichen Erkenntnisprozess mehr oder weniger davon abhängt, wie die Anordnung zwischen Welt, Denken und Sprache angenommen wird. Anders formuliert, geht es darum, wie auf die Frage geantwortet wird: Was repräsentiert Sprache? (vgl. Leiss 2009)

7.1 Ersatztechnik für Instinktprogramm

Im Mittelpunkt jeder philosophischen Auseinandersetzung mit Sprache steht der Begriff der Repräsentation. Sprachliche Zeichen stehen, im Gegensatz zu Gegenständen, nicht für sich selbst, sondern für etwas anderes. Zeichen zeigen auf etwas. Das gilt für sprachliche Zeichen ebenso wie für alle anderen Zeichen. Kontrovers ist, was Sprache repräsentiert. (Leiss 2009: 3)

Um die sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Texte in Bezug auf ihre grundlegende Axiomatik über die Konstellationen von Sprache, Denken und Welt einzuordnen, bietet die *Sprachphilosophie* (Leiss 2009) eine gute Möglichkeit. Das Werk beginnt mit dem angeführten Zitat und stellt uns einen Kompass zur Verfügung. Was repräsentiert Sprache? Wofür steht ein sprachliches Zeichen? Die Fragen öffnen uns die Augen: Auch die Axiomatik hinter der Sprachtheorie kann hinterfragt werden. Diese Fragen haben in der vorliegenden Arbeit die Überlegung über die Axiomatik in den Sprachtheorien in Gang gesetzt, aber zugleich den Verdacht hinsichtlich der vorausgesetzten Parametersetzung in der Sprachanalyse geweckt. Fassen wir Leiss (2009) zusammen: Die verbreitetste Antwort auf die Frage lautet: Sprache repräsentiert unsere Gedanken über die Welt. Von dieser Annahme gehen viele sprachwissenschaftlichen und philosophischen Ansätze in der Neuzeit und in der Moderne aus. Nach dieser Annahme ist Sprache ein Instrument zum Ausdruck von Gedanken. Alle Menschen verfügen über eine angeborene Vernunft und können von Geburt an denken. Sprache wird nicht benötigt, um Gedanken zu verfertigen, sondern um sie auszudrücken.

[14]

Cartesianische Konfiguration Realität > Denken > Sprache

Mit dieser Annahme wird erkennbar, dass wir einen direkten (also nicht über die Sprache) Zugang zur Wahrheit über die Welt haben. Wir können im Rahmen dieser Annahme zwei deutliche Tendenzen beobachten. Jedoch ganz gleich, ob durch *Tabula rasa*, wie die Empiristen es meinen, oder durch *Vernunft*, wie die Rationalisten es benennen, wir gelangen ohne Sprache zur (absoluten) Wahrheit. Sie unterscheiden sich in ihren jeweiligen Explikationsversuchen ausschließlich in der Methodik, also den eingeschlagenen Wegen zur Wahrheit – *Tabula rasa* oder *Vernunft*.

Es wird entweder angenommen, dass die Wirklichkeit an sich nicht erkennbar ist, da diese durch einen angeborenen mentalen Kategorisierungsapparat verformt wird (Rationalisten wie Kant); oder es wird von den empiristischen Gegnern der Rationalisten angenommen, dass das Gehirn eine leere Tafel (*tabula rasa*) darstellt, die von der Realität beschrieben wird. (Leiss 2009)

Für den Rationalisten (nach der rationalistischen Annahme) können wir dadurch über Dinge wissen, wie sie wirklich sind, durch unser angeborenes Vermögen des Vernunftgebrauchs. Dafür bekannt ist Kant. Er geht von der Annahme aus, dass wir, abhängig von den Dingen, die alle menschlichen Wesen mit ihren Sinnen erfahren können, durch den Gebrauch unseres Verstandes ein Universalwissen und ein sittliches Gesetz entwickeln können. Für den Empiristen stammt unser ganzes Wissen über die Welt aus der Erfahrung, und diese setzt sich aus den Elementen unserer Sinneswahrnehmungen zusammen. Die Welt erscheint einem erkennenden Subjekt nicht mehr, *wie sie wirklich ist*, sondern alles Wahrgenommene erscheint subjektiv, indem es vom Erkenntnisapparat des Subjekts zurechtgeschnitten wird. Die beiden Erläuterungsversuche sind jedoch gleichermaßen der objektivistischen Denkrichtung – die Spaltung zwischen dem erkennenden Subjekt und der zu erkennenden Welt – verpflichtet. Die objektivistische Denkrichtung ist sogar dort quasi eine unveränderliche Prämisse, auch wenn es den Forschern selbst nicht bewusst ist. Sie suchen ja in der Tat nach dem Weg der absoluten Wahrheit, der einen objektivistischen cartesianischen Dualismus voraussetzt, der aus einer von dem erkennenden Subjekt getrennt existierenden Welt und dem außenstehenden erkennenden Subjekt besteht. Bei dieser Spaltung ist ein Subjekt erforderlich, das sich außerhalb der Welt befindet.

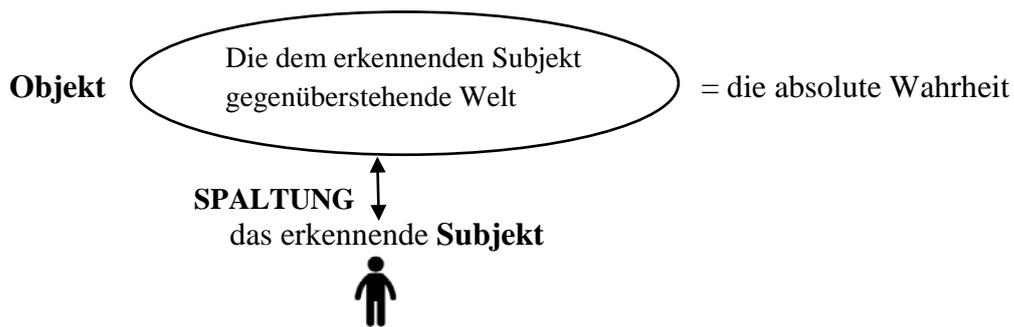


Abb. 52. Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen der Welt und dem erkennenden Subjekt

Dies objektivistische Schema wird in den beiden Denkrichtungen vorausgesetzt, um den menschlichen Erkenntnisprozess zu erklären. Daraus ergibt sich beispielsweise folgende Auffassung über die menschliche Existenz: „Ich denke, also bin ich.“ (*lat: ego cogito, ergo sum*), wie der erste Grundsatz der Philosophie von René Descartes (1641). Um es zu verdeutlichen: Ich habe das nur aus dem Grund herangezogen, weil das Zitat die dahintersteckende Axiomatik des abendländischen Objektivismus sehr gut veranschaulicht. Ein derartiger Dualismus bildet die Stütze der abendländischen Philosophie und liegt auch den Sprachtheorien, die meistens in den indogermanischen Sprachen entworfen worden sind – wie etwa in den vielen Sprachtheorien in Chomskys Tradition – zu Grunde. Was in der sprachwissenschaftlichen Geschichte geschehen war, ist auch das Gleiche. Wenn man statt *Tabula rasa* oder dem Kategorisierungsapparat *Logik*, die eigentlich sprachabhängig ist, heranzieht oder *Reaktion*, – als der Auswahl der Wege zur absoluten Wahrheit bzw. zur vom erkennenden Subjekt gegenüberstehende Welt –, liegt da sowieso die Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem erkennenden Subjekt und der Wahrheit, die auf ihren sprachlichen Ausdruck wartet, vor. Sie wurden im Rahmen des Dualismus der Subjekt-Objekt-Spaltung entworfen. Die ganze Debatte über den plausibleren Weg zur absoluten Welt – entweder rationalistisch oder empiristisch – bildet aber, wie auch Leiss (2009) darauf hinweist, für uns, vor allem für diejenigen, die – sagen wir es einmal so – nicht in der abendländischen Philosophie aufgewachsen sind, keine wesentlichen konstitutiven Gegensätze bezüglich des menschlichen Erkenntnisprozesses. Und auch die Philosophen oder Sprachwissenschaftler, die die Sprache an sich, mittels derer wir über etwas nachdenken können, in Frage gestellt haben, kamen zu einer anderen Anordnung zwischen Welt, Denken und Sprache.

7.2 Peirce und seine Zeichentheorie

We have no power of thinking without signs. (Peirce 1934: CP²⁷5.265)
Every thought is a sign. (Peirce 1934: CP5.314)

Was könnte dann ein konstitutiver Gegensatz zur Subjekt-Objekt-Spaltung bezüglich eines menschlichen Erkenntnisprozesses sein? Charles Sanders Peirce ist ein solcher Philosoph, der die Sprache als eine Ersatztechnik für ein Erkenntnisinstrument wie die Vernunft angesehen hat. Er hat den Erkenntnisprozess durch die Sprache als *Semieose* dargelegt. Erkennen ist nichts Anderes als (Wieder-)Erkennen der bekannten sprachlichen Patterns – sowohl der lexikalischen Kategorien als auch der grammatischen Muster (s. u. den Abschnitt *Inferenz*). So lässt sich meines Erachtens sinngemäß und sehr vereinfacht der Kern seiner Zeichentheorie in unserem Zusammenhang der Arbeit verstehen: Wir haben im vorigen Abschnitt einen Einwand von Hamann gegen den instinktiven, angeborenen Erkenntnisprozess verschiedener Art (wie von Kant, Decartes, Hume) gesehen. *Vernunft sei Sprache* war sein Spruch. Wir bekommen bei Peirce (1935), der die Differenzierung von Bedeutung und Bezeichnung des sprachlichen Zeichens in der Sprachtheorie reaktiviert hat (vgl. Leiss 2009), ein konkreteres Bild darüber, wie der Erkenntnisprozess mit der Sprache genauer verläuft, wie die Sprache bezüglich des Erkennens den angeborenen Apparat ersetzt, wie die Sprache die Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem erkennenden Subjekt und der zu erkennenden Welt überwindet. Sprache als Zeichen stellt für ihn den Mechanismus des Erkennens dar. Für ihn steht in der Mitte jeder intellektuellen Tätigkeit die symbolische *Inferenz*. Allen intellektuellen Tätigkeiten liegt der Prozess der symbolischen Inferenz zu Grunde. Er hat den Mechanismus der symbolischen Inferenz, der ein nicht intuitiv, sondern symbolisch gesteuerter Prozess ist, als *Semieose* dargelegt. Diese *Semieose* bzw. die symbolische Inferenz stellt bei ihm die Ersatztechnik für den intuitiven Erkenntnisprozess dar. Bei ihm gilt – gegen den gesunden Menschenverstand – auch *Intuition* nicht als etwas Unmittelbares oder Unabhängiges, sondern etwas, das durch diese symbolische Inferenz erworben wird. Er war davon überzeugt, dass jede Intuition mit vorangehender Erfahrung zusammenhängt:

[T]he term intuition will be taken as signifying a cognition not determined by a previous cognition of the same object, and therefor so determined by something out of the consciousness. (Peirce 1934: CP 5.213)

²⁷ CP steht hier und im Folgenden für *Collected Papers* (Peirce 1931 I-II, 1933 III, IV, 1934 V)

Alle Erkenntnisse, einschließlich der Intuition, sind mittelbar. Sie werden durch Inferenz, durch *symbolische* Inferenz, erlangt, während für Kant, Descartes und Hume irgendeine Art von Instinkt es uns ermöglicht, etwas zu erkennen. Hamman ersetzt den Instinkt durch Sprache. Peirce hat diese Sprache, die bezüglich des Erkenntnisprozesses den Instinkt ersetzt, meines Erachtens als symbolische Inferenz aufgefasst. In diesem Kontext lässt sich der Satz vermutlich besser verstehen:

Die Sprache ist das Apriori aller Erkenntnis. Gleichzeitig ist sie in der Erfahrung verankert. Beide Aussagen scheinen sich zu widersprechen, zumindest dann, wenn man den Ausdruck a priori mit 'vor aller Erfahrung' übersetzt. (Leiss 2009: 123)

Denken, gar alle intellektuellen Tätigkeiten haben ein symbolisches Format bzw. Zeichenformat. Alles Erkannte entsteht durch die Inferenz, den schlussfolgernden Prozess. Um genau zu sein, alles Erkannte entwickelt sich durch die symbolische Inferenz, etwas Unbekanntes als etwas Bekanntes anzusehen, oder besser gesagt, als *bekannte* sprachliche Kategorie, sowohl lexikalische Kategorie als auch grammatische Muster.

7.2.1 Die symbolische Inferenz als Erkenntnisprozess

Peirce hat drei Einwirkungen von Inferenz unterschieden: Deduktion (*lat: deductio* „Fortführung, Ableitung“), Induktion (*lat: inducere* „hinführen“) und Abduktion (*lat: abductio* „Wegführung, Entführung“). Es könnte eine überflüssige Erklärung sein. Jedoch kurz: Deduktion ist nach Aristoteles der Schluss vom Allgemeinen auf das Besondere. Induktion ist der abstrahierende Schluss aus der konkreten auf eine allgemeinere Erkenntnis. Und die Abduktion, die den Schlüsselbegriff seiner Zeichentheorie darstellt und den Kern der symbolischen Inferenz bildet, ist nach Peirce ein Vorgang, in dem eine *erklärende Hypothese* gebildet wird:

Abduction is the process of forming an explanatory hypothesis. It is the only logical operation which introduces any new idea: for induction does nothing but determine a value, and deduction merely evolves the necessary consequences of a pure hypothesis. (Peirce 1934: CP5.171)

Ein typischer Erkenntnisprozess läuft nach ihm folgendermaßen ab: Angesichts eines zu erkennenden Sachverhalts bzw. der zu erkennenden Welt wird zuerst eine Hypothese gebildet

(= Abduktion): – zu was (= etwas schon Bekanntes) das zu Erkennende ähnlich ist. Danach werden Vorhersagen aus der Hypothese abgeleitet (= Deduktion). Dann wird nach Fakten gesucht, welche die Vorannahmen *verifizieren* (= Induktion). (vgl. Yonemori 1981) Deduktion ist analytisch und eine systematische Inferenz. Deduktion bildet eine Theorie, um die gegebenen Daten zu erklären. Das bekannte Beispiel der Deduktion bieten, wie erwähnt, die Syllogismen von Aristoteles.

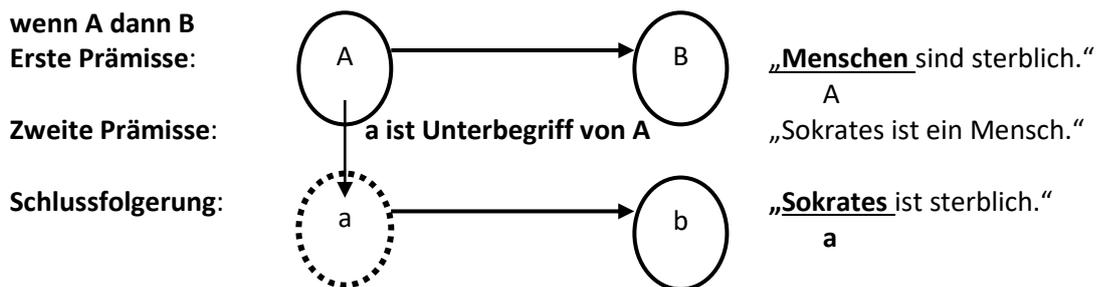


Abb. 38: Eine grobe (von mir entworfene) Vorstellung für Syllogismen (Deduktion)

Eine Deduktion (syllogismos) ist ein Argument, in welchem sich, wenn etwas gesetzt wurde, etwas Anderes als das Gesetzte mit Notwendigkeit durch das Gesetzte ergibt. (vgl. Aristoteles: Topik I 1, 100a 25 – 27). Deduktion ist eine Inferenz für das Argument. Das heißt: Zuerst wird die erste Prämisse, *Menschen sind sterblich*, gesetzt. Auf der ersten Prämisse basierend, folgt die zweite Prämisse, *Sokrates ist ein Mensch*, und dann wird der Satz *Sokrates ist sterblich* zu- oder abgesprochen (= Schlussfolgerung). Die Schlussfolgerung, die deduktiv geführt wurde, ist aussagekräftig, weil der Prozess der Deduktion verläuft, indem *Hypothesen* festgestellt werden. Die Methodik ist somit als wissenschaftliche Methodik in vielen Bereichen angemessen. Die Deduktion führt jedoch auch leicht zu einer unangemessenen Schlussfolgerung, wenn die erste Prämisse nicht angemessen ist. Denn die erste Prämisse, *Menschen sind sterblich*, ist an sich keine Hypothese in dem Sinne, dass ihre Gültigkeit hinterfragt wird, sondern sie ist eine Voraussetzung, eine stillschweigende Übereinkunft, von der man ausgeht, als ob sie eine verifizierte Voraussetzung/Axiomatik darstellen würde. Das Gleiche gilt meines Erachtens für die Parametersetzung bei der Sprachforschung.

Induktion ist die Inferenz, wobei bei den Fakten nach ihrer Gemeinsamkeit gesucht wird. Induktion ist eine Inferenz für die Verallgemeinerung. Dabei wird im Gegensatz zur Deduktion aus den *schon beobachteten Beispielen* nach ihrer Gemeinsamkeit gesucht. Um zum Beispiel die allgemeinere Regel *Menschen sind sterblich* zu erklären, zählt man die

Beispiele wie *Sokrates ist gestorben. Plato ist gestorben. Aristoteles ist gestorben* usw. auf. Anhand der gesammelten Beispiele kommt man zu der allgemeineren Schlussfolgerung *Menschen sind sterblich*. Die Inferenz der Induktion verläuft also, indem nach dem Allgemeinen bzw. nach der Ähnlichkeit oder nach der „Gemeinsamkeit im Partikulären“ (Leiss 2009) gesucht wird.

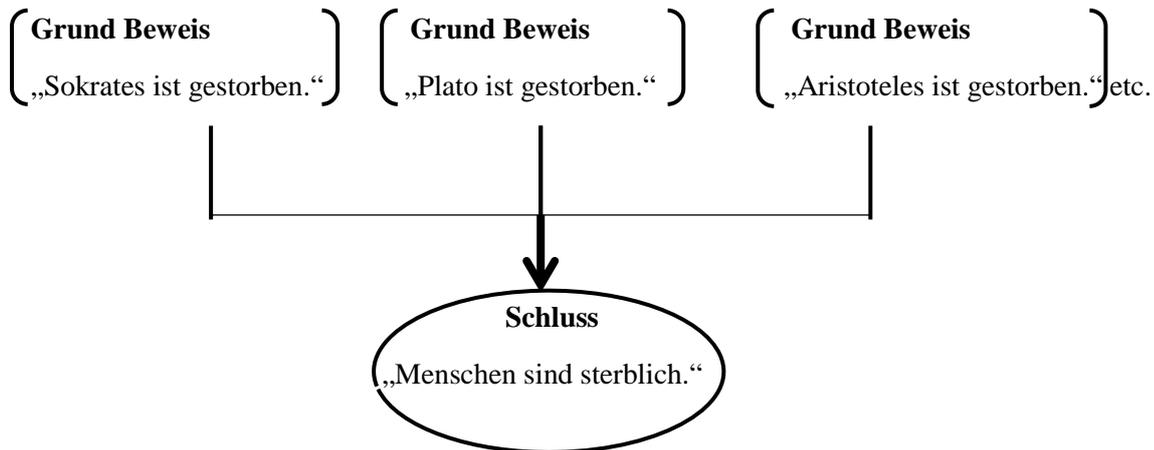


Abb. 39: Eine grobe (von mir entworfene) Vorstellung für Induktion

Dies muss genauer formuliert werden: Nach dem Allgemeinen wird im Partikulären gesucht, und zwar im Partikulären, das schon vom erkennenden Subjekt *intuitiv* für ähnlich gehalten und gesammelt wurde. Peirce spricht auch von dieser Intuition dahingehend, wie überhaupt ähnliche Beispiele gesammelt werden, woran die Ähnlichkeit der Beispiele *intuitiv erkannt* werden kann. Erinnern wir uns noch einmal, was wir über die (neu definierte) Metapher und die Ähnlichkeit eines Gegenstands bzw. eines Sachverhaltes besprochen haben: Ähnlichkeit ist nach John Searle (1979) nicht die Eigenschaft vom Ding an sich. Alle beliebigen zwei Dinge sind in bestimmter Hinsicht immer ähnlich, wo wir gerade von Ähnlichkeit sprechen. Ähnlichkeit ist bei der Erkennung eines Dings *für sich angenommen ein leeres Prädikat* (Searle 1979) Wenn die Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen bzw. zwei Sachverhalten nicht in der Welt vorkommt, was bringt die Ähnlichkeit zwischen zwei Dingen hervor?

Die Sprache ist das Apriori aller Erkenntnis. Gleichzeitig ist sie in der Erfahrung verankert. Beide Aussagen scheinen sich zu widersprechen, zumindest dann, wenn man den Ausdruck a priori mit `vor aller Erfahrung´ übersetzt. (Leiss 2009: 123)

Die Sprache, die sprachliche Kategorie einer beliebigen erworbenen Sprache, stellt die Vergleichsgröße dar. Es bedarf für einen Vergleich – um etwas Unbekanntes als etwas

Bekanntes anzusehen und somit etwas als etwas zu *erkennen* – einer Vergleichsgröße, die von Zeit und Raum unabhängige abstrakte (nicht referenzielle) und intersubjektive Instanz. Ein zu erkennender Gegenstand wird vom erkennenden Subjekt als einer bekannten lexikalischen Kategorie angehörig angesehen. Ein zu erkennender Sachverhalt wird vom erkennenden Subjekt als ein bekanntes grammatisches Muster angesehen. In welcher Weise dabei die neu definierte Metapher eine Rolle spielt, haben wir schon im vorherigen Kapitel gesehen. Relevant ist, dass der von Peirce konzipierte Erkenntnisprozess der symbolischen Inferenz nicht nur aus der Einheit der abstrakten festen von jedem Sprecher unabhängigen Verbindung der Inhalts- und Ausdrucksseite – sowohl der lexikalischen Einheit als auch dem grammatischen Muster – besteht, sondern auch aus der *Hypothese* des erkennenden Sprechers. Peirce hat die beiden Bestandteile jeweils Induktion (eine Inferenz für die Verallgemeinerung) und Abduktion (eine Inferenz für die Bildung der erklärenden Hypothese) genannt. Das ist meines Erachtens die gleiche funktionale Unterscheidung des Zeichenprozesses wie die funktionale Unterscheidung zwischen Lexikon (Induktion) und Grammatik (Abduktion) seitens der nichtcartesianischen Sprachtheorie. Die abstrakte Einheit an sich, die der erkennende Sprecher im Kopf gespeichert hat, sowohl lexikalische Einheit als auch grammatisches Muster, ist nicht mit der Außenwelt verbunden. Sie ist an sich nicht referenzfähig, solange sie nicht durch Sprechen ausgeübt wird. Sie bietet nur leere Formen an, die erst dann gefüllt und somit mit der Außenwelt verbunden werden, sobald ein Sprecher sie in einer konkreten Sprechsituation verwendet. Der abduktive Bestandteil des Erkenntnisprozesses lässt sich meines Erachtens so verstehen: Es ist der Bestandteil, der die vom erkennenden Subjekt in jedem Moment des Erkennens gebildete Hypothese bzw. Perspektive auf die zu erkennende Welt, wie es sie ansieht – als ein Hase oder eine Ente oder als eine Passiv- oder eine Aktivsituation –, mitbezeichnet. Ob man ein Tier als eine Ente ansieht oder als einen Hasen oder einen Sachverhalt als eine Passiv- oder Aktivsituation – in all diesen Fällen wird eine Hypothese vom erkennenden Subjekt gebildet. Das Entscheidende für den von Peirce vorgeschlagenen menschlichen Erkenntnisprozess ist auch die Differenzierung bzw. das Zusammenspiel vom induktiven und abduktiven Teil in *einem* Zeichen- bzw. Erkenntnisprozess, damit wir mit der Sprache auf die Außenwelt referieren und zugleich die Welt erkennen können. Peirce weist darauf hin, dass bei der symbolischen Inferenz als Erkenntnisprozess nicht über die Reihenfolge der drei Einwirkungen gesprochen werden sollte. Die drei Mechanismen sollten in einem Erkenntnisprozess – sogar auch bei einem sogenannten *intuitiven* Erkennen – synthetisch zusammenarbeiten. Die Sprache ist somit, wenn gewagt formuliert wird, *bezüglich ihrer Struktur* mit dem menschlichen

Gedanken und der zu erkennenden Welt gleichzusetzen. Eine *strukturelle Homologie* wird durch Sprache/symbolische Inferenz zwischen dem Denken und der Welt hergestellt. Jedes Mal, wenn der Mensch einen Gegenstand bzw. einen Sachverhalt erkennt, wird vom ihm also von dem Erkennenden eine Ähnlichkeit zu bekannten sprachlichen Kategorien des Gegenstandes und des Sachverhaltes (zu der lexikalischen Einheit sowie dem grammatischen Muster) entdeckt. Die Welt und menschliche Kognition stellen somit eine Homologie dar. (s. a. Leiss 2009)

Die Homologie ist der Formatisierung der Gedanken durch die Sprache verdankt. Dabei ist das Lexikon durch seine endlich vielen semantischen Merkmale für die Kategorisierung der wahrgenommenen Welt zuständig. Die Grammatik hingegen stellt eine Referenz her, die einen Klassenbegriff wie ‚Apfel‘ nicht herzustellen vermag. So ist es beispielsweise erst durch grammatische Zeichen möglich, zwischen *diesem* Apfel und einem *solchen* Apfel zu unterscheiden. (Leiss 2009)

[E]s besteht eine Ähnlichkeit zwischen der Welt, der Sprache und dem Denken. Es besteht jedoch keine Identität, denn das Denken spiegelt nur einen Ausschnitt der Welt wider. (Leiss 2009: 21)

So ergibt sich nach dieser Auffassung *die Wahrheit*, die von Menschen erkannt wird. Die Wahrheit wartet in dieser Auffassung der Verhältnisse zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit nicht darauf, ausgedrückt zu werden, sondern es existiert weder ein Gedanke noch eine Logik noch die Wahrheit/die Welt, die von Sprache unabhängig sind. Sie existieren in der Sprache. In dem Sinne macht Sprache Denken erst möglich. Denken hat ein sprachliches Format. „Die Fähigkeit, Sätze zu bilden, ist die Voraussetzung dafür, Gedanken zu bilden“ (Leiss 2009). So ist hier die Bemerkung Wittgensteins anzuführen:

Der Raum des Denkens und der Wirklichkeit ist die Sprache. Wir denken im sprachlichen Raum. Auch die Wirklichkeit gibt es nur im sprachlichen Raum. [...] Die Sprache zeigt ohne Logik, allein, autonom das Wirkliche. (Wittgenstein, s. a. Leiss 2009: 145)

Wenn die Sprache in Bezug auf die Frage – wie erkennen wir etwas – als Ausdrucksinstrument des Erkannten angesehen wird, ist es eine natürliche Konsequenz, dass eine Instanz wie etwa die Vernunft oder ein Kategorisierungsapparat herangezogen werden

muss, um zu erklären, wie das Erkannte an sich, das ausgedrückt wird, gedacht und erkannt worden ist.

Fassen wir zusammen: Die Ansätze – cartesianisch und nichtcartesianisch – bilden in Bezug auf den menschlichen Erkenntnisprozess in folgender Hinsicht Gegensätze: ob das Schema einer Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem Betrachter/Erkennenden und der zu erkennenden Welt/Wirklichkeit – also der cartesianische Dualismus – vorausgesetzt wird. Dass Peirce als Erkenntnisprozess die symbolische Inferenz vorgeschlagen hat, ist nichts anderes als seine Erklärung, dass er epistemologisch gegen die cartesianische objektivistische Weltanschauung der Subjekt-Objekt-Spaltung oder anders gesagt *nichtcartesianisch* vorgeht. Der Mechanismus der symbolischen Inferenz ersetzt in Bezug auf den Erkenntnisprozess den außenstehenden Betrachter, der Vernunft oder Ähnliches besitzt und der zu erkennenden Welt gegenübersteht. Auch ohne den Faktor des außenstehenden Betrachters (Abb. 40) können Menschen die Welt erkennen, wenn sie Sprache besitzen. So lässt sich meines Erachtens der von Peirce vorgeschlagene Erkenntnisprozess der symbolischen Inferenz vor dem Hintergrund des betreffenden Themenbereichs verankern. Bei seinem Erkenntnisprozess geht es nicht um die Konstellation vom Erkennenden und dem zu Erkennenden. Das stellt einen Einwand gegen diese cartesianische Konstellation dar.

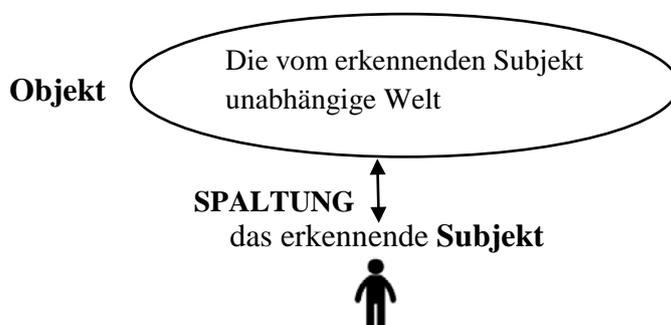


Abb. 40: Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem erkennenden Subjekt und der zu erkennenden Welt

Worauf ich im Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit hinaus möchte, ist Folgendes: Wird epistemologisch nichtcartesianisch vorgegangen, sind nicht nur die Logik oder die Wahrheit, sondern auch die damit zusammenhängende Konzipierung von Zeit, Raum sowie der Ortsveränderung etwas Sprachbedingtes. Stimmt das nicht, was Paul Valéry sagt?: „Alles was Kant mit viel didaktischem Aufwand darlegt und aufstellt – seine Kategorien, seine Urteile, seine Bedingungen der >>Erkenntnis<<, ist bloß das Resultat einer Analyse der gegebenen Sprache – indoeuropäischen Typs.“ (Valéry: 326) Wie wir schon im vorherigen

Kapitel gesehen haben, wird in der nichtcartesianischen Sprachtheorie die Grammatik als etwas betrachtet, das die Perspektive des Sprechers hinzufügt. Um einen Sachverhalt zu erkennen, lenkt der Sprecher durch grammatische Mittel die Aufmerksamkeit des Hörers auf einen bestimmten Ausschnitt der Welt.

Sprache bildet die Welt ab. Dabei handelt es sich nicht um die Abbildung von Gegenständen, sondern um die Abbildung von Relationen zwischen den Gegenständen. (Leiss 2009: 139)

Die Komponenten eines Sachverhalts sind streng genommen keine einzelnen Gegenstände, sondern die Relationen zwischen den Teilen eines Sachverhalts. [...] Das Abbild ist somit ein Abbild dieser Relationen. Abgebildet wird Struktur. (Leiss 2009: 139 – 140)

Die symbolische Inferenz führt auch nach Peirce durch die Aufmerksamkeit:

By the force of attention, an emphasis is put upon one of the objective elements of consciousness. (Peirce 1934: CP 5. 295)

[W]e gather that attention is the power by which thought at one time is connected with and made to relate to thought at another time. (Peirce 1934: CP 5. 295)

Der Ausschnitt der Welt, der durch Sprache zum Vorschein tritt, ist, wie gesehen, nicht die Welt an sich. Der vom Menschen erkannte Weltausschnitt ist ein durch grammatische Mittel in der aktuellen Sprechsituation vorgrundierter bzw. fokussierter Ausschnitt. Die Grammatik kodiert die Perspektive, wie der Sprecher die Welt ansieht. Wie könnte dann der fokussierte Ausschnitt der Welt aussehen, der durch grammatische Mittel in Erscheinung tritt, die sich auch als grammatische Muster bezeichnen lassen? Worauf wird die Aufmerksamkeit des Hörers durch die grammatischen Mittel gelenkt? In unserer bevorstehenden Auseinandersetzung bezogen auf die Entdeckung des grammatischen Musters müssen wir dies ernst nehmen: Leiss (2009: 253) berichtet, dass für Peirce nur der Satz ein vollständiges Zeichen ist.

7.3 Ein vollständiges sprachliches Zeichen

Wenn ein Buch auf dem Tisch liegt, so ist das ein Sachverhalt. (Leiss 2009: 138 – 139)

„Grammatische Mittel kommen erst im Satz vor. Die finiten Elemente kommen nur in Sätzen vor.“ (Leiss 2009: 21) Bei unserem jetzigen Wissensstand über den Erkenntnisprozess lässt sich sagen: Wir erkennen nicht ein Buch als ein Buch, sondern so, wie es in einem Satz dargestellt wird, etwa als ein Buch, das auf dem Tisch liegt. Unsere Aufmerksamkeit wird durch Sprache auf einen Ausschnitt der Welt gelenkt. Der Ausschnitt ist nicht ein einzelner Gegenstand, sondern ein Sachverhalt. Wenn wir wissen möchten, wie die Sprache auf die Welt referiert, sollten wir nicht von einem Wort, sondern immer von einem Satz reden, in dem zum ersten Mal die grammatischen Mittel vorkommen. Zumindest lässt sich sagen: Die Welt/Wirklichkeit ist für uns nur in einer Satzform, also nur als ein Sachverhalt erkennbar. Auch wenn wir auf einen Gegenstand verweisen wollen, beziehen wir uns nicht auf einen Gegenstand, wie etwa ein Buch, sondern auf einen Sachverhalt, bei dem dieser Gegenstand als eine Komponente dabei ist, einen Sachverhalt, der den Gegenstand als Komponente einschließt – ein Buch liegt auf dem Tisch. Nach Leiss (2009: 138 – 139) berichtet Frank Parak über die erste These der sieben zentralen Thesen von Wittgensteins Sprachtheorie: „Die Welt ist alles, was der Fall ist.“ (Wittgenstein 1922/2018: Tractatus logico-philosophicus, 1) In der ursprünglichen Fassung lautet das Zitat: „Wenn ein Buch auf dem Tisch liegt, so ist das ein Sachverhalt.“ (Leiss 2009:138 – 139). Anhand des Satzes ist gut seine *nichtcartesianische* Überzeugung über die Funktion eines sprachlichen Zeichenprozesses zu erkennen. Wittgenstein beschreibt den Prozess der Entstehung der Welt/der Wirklichkeit, die durch die Sprache zum Vorschein tritt, wie folgt: „Die Welt ist alles, was der Fall ist“ (Ebd.) und „Was der Fall ist, die Tatsache, ist das Bestehen von Sachverhalten [sic!].“ (Wittgenstein 1922/2018: Tractatus logico-philosophicus, 2). „Die Art und Weise, wie die Gegenstände im Sachverhalt zusammenhängen, ist die Struktur des Sachverhaltes.“ (Wittgenstein 1922/2018: Tractatus logico-philosophicus, 2.032) „Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen, nicht der Dinge.“ (Wittgenstein 1922/2018: Tractatus logico-philosophicus, 1.1) Ein Satz bezieht sich auch bei Wittgenstein nicht auf einen singulären Gegenstand, sondern auf einen Sachverhalt. Die Welt ist etwas, das aus diesen Sachverhalten besteht. *Ein Buch liegt auf dem Tisch* ist auch ein Sachverhalt, selbst wenn wir den zu versprachlichenden Gegenstand *ein Buch* lediglich herumliegen sehen und erkennen können, ist das wahrscheinlich nur scheinbar. Wir müssen ein zu erkennendes Buch nicht als ein Buch, sondern als das auf dem Tisch herumliegende Buch ansehen, wenn wir die Existenz eines Buches erkennen wollen. Es könnte sein, dass diese Art des Erkennens der Existenz eines Buches – was ein Buch ist – nach gesunden Menschenverstand im Westen kein gelungenes Erfassen der Existenz eines Buches zu sein scheint, sondern vielmehr nur ein spontanes Erkennen der augenblicklichen

Eigenschaft des Buches. Jedoch stellt nach der nichtcartesianischen Auffassung und – soweit ich einschätzen kann – der japanischen traditionellen, vor allem Zen-buddhistisch orientierten Auffassung der Existenz eines Gegenstandes einschließlich des Menschen dieses etwas Augenblickliches, das jedes Mal mit dem Erkenntnisprozess entsteht und verschwindet, *das* Merkmal der Existierende der Welt dar. Mit dem jetzigen Wissensstand lässt sich nach der Überlegung der nichtcartesianischen Sprachtheorie und der Peirce'schen symbolischen Inferenz Folgendes verstehen: Die Existenz eines Gegenstandes bzw. eines Menschen ist – sprachwissenschaftlich – als das jedesmalige spontane Entstehen, das durch *Ausübung des Sprechens* erfolgt, aufzufassen. Nach dieser nichtcartesianischen Betrachtungsweise stellt die Sprache somit nicht ein Ausdrucksmittel dar, sondern ein Medium oder einen Raum, in dem die Wirklichkeit entsteht und zugleich eine Homologie zwischen der Wirklichkeit und dem menschlichen Gedanken hergestellt wird. „Der Raum des Denkens und der Wirklichkeit ist die Sprache. Wir denken im sprachlichen Raum. Auch die Wirklichkeit gibt es nur im sprachlichen Raum.“ (Wittgenstein, s. a. Leiss 2009: 145) Dies bezieht sich auf die gleiche Ansicht zahlreicher Philosophen und Sprachwissenschaftler: Sprache bzw. Sprechen sei nicht als ein statisches Gebilde, sondern als ein Prozess zu verstehen. Aus dieser Auffassung entsteht meines Erachtens die Ansicht, „ein vollständiges sprachliches Zeichen ist der Satz“ (Leiss 2009: 253).

Kommen wir zurück zum Thema: Um den Sachverhalt sprachlich mitzuteilen, *ein Buch liegt auf dem Tisch*, muss worauf die Aufmerksamkeit gelenkt werden? Die gesammelten Fokusse machen die Skelette der strukturellen Homologie – des grammatischen Musters – aus. Was für eine Struktur, auf die die beteiligten grammatischen Mittel hinweisen, kann im Satz *ein Buch liegt auf dem Tisch* oder, allgemeiner ausgedrückt, in einem Existenzsatz in der Sprache zu finden sein? Wie schon erwähnt, Frege unterscheidet die Bedeutung und die Bezeichnung der Funktion der Sprache – den objektiven *Sinn eines Zeichens* und die damit verknüpfte subjektive *Vorstellung*. Nach ihm „muß man bei der Vorstellung genaugenommen hinzufügen, wem sie angehört und zu welcher Zeit“ (Frege 1891/1994: 43 – 44). Dies ist Teil der Information, die die grammatischen Mittel durch die Fokuslenkung dem Hörer bieten. Mit der Hinzufügung dieser Information wird ein Satz finit. Wir werden zunächst Beispiele sehen, in denen ein und derselbe Sachverhalt in den verschiedenen Sprachen und aber auch in einer Sprache unterschiedlich konzipiert wird. Das heißt, in diesen Sprachen wird auf unterschiedliche Ausschnitte der Welt fokussiert. Wir können nun verstehen, dass die verschiedenen Ausschnitte lediglich Variante derselben Welt sind. Der Gegenstand, der an diesem Sachverhalt beteiligt ist, wird in den folgenden Beispielen in Bezug auf seine Kontur

unterschiedlich sprachlich konzipiert und dargestellt. In der vorliegenden Arbeit wird vor allem darauf aufmerksam gemacht, dass im deutschen finiten Satz im unmarkierten Fall die Signalisierung der Kontur eines Gegenstandes – entweder *mit oder ohne* Kontur – nicht fehlt (vgl. Leiss 2009: 152), während im Japanischen in der Regel die Nomina *auch im finiten Satz* außerhalb dieser grammatischen Opposition – entweder *mit oder ohne* Kontur – stehen. Das heißt: Wird im Japanischen ein Nomen verwendet, muss dabei in der Regel nicht berücksichtigt werden, ob es sich bei dem Nomen um einen zählbaren oder unzählbaren Gegenstand handelt. Wenn wir die Sprache nichtcartesianisch untersuchen wollen, ist es für uns zunächst einmal nicht relevant, zu fragen, ob ein *zählbarer* Gegenstand zum Beispiel im Japanischen mit einem Klassifikator versprachlicht wird, oder mit einem Demonstrativum? Denn, es gibt verschiedene Wege, um auf einen Sachverhalt – nicht einen Gegenstand – zu referieren. Ein Nomen tritt in der Regel im japanischen finiten Satz sozusagen *nackt* auf. Anhand eines japanischen finiten Satzes kann in der Regel nicht beurteilt werden, ob der betroffene Gegenstand zählbar ist oder nicht, der Satz ist jedoch finit. Trotzdem können japanische Sprecher anhand dieses ausgesprochenen *Satzes* (nicht *Wortes*) Gleiches bzw. Ähnliches rekonstruieren, wie das im deutschen Satz mit der Kodierung der Kontur eines Gegenstandes erfolgt. In einer nichtcartesianischen Untersuchung wichtig ist neutral zu fragen, ohne nach dem sprachlichen Mittel zu fragen, das einem Nomen zählbar macht, worauf die japanischen grammatischen Mittel die Aufmerksamkeit des Hörers lenken, während die deutschen auf die Kontur eines Gegenstandes lenken, um den gleichen Sachverhalt sprachlich auszudrücken. Warum wird im Japanischen die Zählbarkeit eines Gegenstandes nicht berücksichtigt? Wenn überhaupt so eine Frage mit Recht gestellt werden kann, kann diese in der vorliegenden Arbeit nur so beantwortet werden: Die Zählbarkeit eines Gegenstandes ist im unmarkierten Fall im Japanischen im Gegensatz zum Deutschen nicht am sprachlichen Ausschnittmuster der Welt, das die grammatischen Mittel kodiert, beteiligt. So können wir in der nichtcartesianischen Sprachforschung antworten, weil wir nicht davon ausgehen, dass es keine *richtigere* Perspektive auf die Welt gibt.

Unsere Sprache ist notwendigerweise perspektivisch: Wenn jemand die Rückenansicht eines Gegenstands beschreibt, andere wiederum die Seitenansicht oder die Vorderansicht, so kann keiner von ihnen behaupten, seine Beschreibung des Gegenstands sei richtiger. (Leiss 2009: 182)

Wie wir anschließend sehen werden, müssen wir nicht davon ausgehen, dass ein zählbarer Gegenstand in der realen Welt – wie Hase oder auch Mensch – auch sprachlich in allen

Sprachen als etwas Zählbares konzipiert werden muss oder auf ihn in den Konzipierungen aller Sprachen Aufmerksamkeit gerichtet werden muss. Die sprachliche Quantifikation eines Gegenstandes hat nämlich keinen ontologischen Status. (vgl. Leiss 1992, 2000) Ein vollständiges sprachliches Zeichen ist in diesem theoretischen Rahmen der Satz. Die Perspektiven, die die grammatischen Mittel kodieren, sind nicht Teil der Welt. Wir können nach einem grammatischen Muster suchen, wobei das Japanische einen Sachverhalt unabhängig von der Zählbarkeit des an dem Sachverhalt beteiligten Gegenstandes finit macht. Jede Sprache kann den gleichen Sachverhalt mit unterschiedlich konzipierten Kodierungsmustern auf ihre Weise ausdrücken. Alle Sprachen erreichen jedoch über verschiedene Wege eine gleiche/ähnliche Wirklichkeit, die die *Sätze* ausdrücken, obwohl ein *Wort* in einer Sprache mit einem Wort in einer anderen Sprache nicht als Entsprechung angesehen werden kann. Dies kann unter den nichtcartesianischen Sprachforschungen als axiomatisch gelten. Es ist zugleich ein Grund, warum die vorliegende Arbeit diese Sprachtheorie annimmt. Nun wenden wir uns konkreten Beispielen zu, in denen ein und derselbe Sachverhalt unterschiedlich konzipiert wird.

7.4 Unterschiedliche Ausschnittmuster eines Sachverhalts: Nomen und Adjektiv

Wie weiß ich, ob sich der Sprecher auf einen singulären Hasen, auf den Teil eines Hasen, auf ein zeitliches Stadium eines Hasen in Raum und Zeit, auf Hasenartigkeit oder was auch immer bezieht? (Leiss 2009: 165)

In diesem Zitat wird sich auf eine bekannte Problematik der Sprachforschung von Quine (1960/1984) bezogen. Es geht teils um Folgendes: Wenn jemand gefragt wird, wie dieses Tier – das in der Sprache des Fragenden *Hase* heißt – in seiner Sprache heißt, kann keine befriedigende Antwort gewonnen werden, wenn der Gegenstand dem Gefragten nur direkt gezeigt wird. Man kann nicht sicher sein, ob es wirklich bei seiner Antwort „gavagai“ (Quine 1960/1984) um *einen* Hasen geht, wie es der Fragende gemeint hat, oder zum Beispiel um „ein zeitliches Stadium“ (Leiss 2009: 165) des Hasen oder um etwas anders. Im deutschsprachigen Raum wird ein Hase typischerweise als etwas Zählbares, also als ein sogenannter zählbarer Gegenstand, der mit einem zählbaren Nomen (*engl*: count noun) versprachlicht wird, aufgefasst, weil sich dort im Deutschen oder auch in anderen indogermanischen Sprachen wie Latein oder Englisch die Mehrzahl der Nomina auf abgegrenzte zählbare Gegenstände wie Hase oder Haus beziehen – genauer ausgedrückt, weil dort in diesen Sprachen die in der *Wirklichkeit* zählbaren Gegenstände typischerweise auch

sprachlich als etwas Abgegrenztes bzw. Zählbares *in einem finiten Satz* dargestellt werden. Aber woher weiß man, ob sich der Gefragte auch auf einen singulären zählbaren Hasen mit seiner Sprache *gavagai* bezieht. Das ist meines Erachtens auch eines der Probleme, die im Zitat angesprochen wurden. Wenn wir wissen möchten, worauf sich der Gefragte mit dem Wort *gavagai* bezieht, müssen wir wissen, wie seine Sprache einen Hasen oder, besser gesagt, einen Sachverhalt, der einen Hasen umfasst, typischerweise konzipiert, weil die sprachliche Konvention seine Antwort auf die betreffende Frage – *was ist das* – beeinflusst. Das Beispiel zeigt uns, dass *ein sprachliches Zeigen* (s. a. Leiss 2009) oder das menschliche Erkennen durch Sprache anders als ein direktes Zeigen, das direkte Vorführen des Hasen, abläuft und eventuell genauer und anspruchsvoller ist. Wie erwähnt, strukturalistischen Linguisten gehen davon aus, dass ein Wort in einer Sprache mit einem Wort in einer anderen Sprache nicht als Entsprechung aufgefasst werden kann. Jedoch die Sätze zweier verschiedener Sprachen, in denen es nicht um einen Gegenstand, sondern um einen Sachverhalt geht, der einen gleichen Gegenstand einschließt, könnten sich entsprechen oder, genauer gesagt, könnten nicht dasselbe, jedoch Ähnliches ausdrücken. Wir gehen von dieser Überzeugung über die Übersetzbarkeit zweier Sprachen *in einer Satzform* aus. Auf einen Gegenstand (hier den Hasen) bezogen, können Sprachen den Sachverhalt, der diesen Gegenstand einschließt, unterschiedlich konzipieren – wie etwa so, dass der Hase als ein zählbarer Gegenstand aufgefasst wird oder als ein zeitliches Studium des Hasen. Schauen wir uns zunächst die Beispiele (Satz 54 a, b) an. Ein ähnliches Thema – über unterschiedliche konzeptionelle Ausschnittmuster eines Sachverhalts mit und ohne Fokussierung auf ein Individuum des Sachverhaltes – wurde auch von Tanaka (2011) sowie von Ikegami (1981) behandelt.

7.4.1 Nominale Quantifikation hat keinen ontologischen Status

Es sind die Konzipierungen der zwei Sätze zu bedenken:

- 54a. I'm a teacher.
- b. Ich bin Lehrer.²⁸

Auf die Nominalphrase *Lehrer* bzw. *a teacher* (Satz 54 a, b) bezogen, wird beispielsweise bei Tanaka (2011) – zwar mit anderen Beispielsätzen, jedoch sinngemäß – Folgendes

²⁸ Es gibt auch Fälle im Deutschen, in denen wie bei „ich bin *ein* Lehrer“ ein Artikel verwendet wird. So ein Satz wird in der Regel dahingehend interpretiert, dass *ich* die typischen Eigenschaften des Lehrers besitze. Die Lesart wird hier nicht berücksichtigt.

hingewiesen: Im Deutschen lässt sich beobachten, dass ein Gegenstand (hier *Lehrer*), der in der Regel als ein zählbares Nomen versprachlicht wird, manchmal wie *ein Adjektiv* bzw. *ein Stoffname* verwendet wird. Nach ihm lässt sich der Unterschied der Konzipierung beider Sätze – als ein zählbares Nomen oder ein Adjektiv – daraus erschließen, ob das Nomen (*Lehrer* bzw. *teacher*) mit einem Artikel, der einen als zählbar aufgefassten Gegenstand signalisiert, versehen ist Satz (54a) oder nicht. Wenn ein Gegenstand als ein zählbarer Gegenstand (Individuum) im Sachverhalt aufgefasst wird, tritt der Gegenstand in den sogenannten *Artikelsprachen* – wie im Deutschen und Englischen in Beispielsätzen – mit einem Artikel versehen im Satz auf. Wenn wir nun vom Englischen und Deutschen gemeinsam reden dürfen, ist in Satz (54b) kein Artikel vorhanden, obwohl der Gegenstand *Lehrer* in der Regel als ein zählbares Nomen – mit einem Artikel – in einem finiten Satz vorkommt. Somit wird der Gebrauch des *zählbaren* Nomens in Satz (54b) wie ein Adjektiv bzw. ein Stoffname bezeichnet. Eine häufige Erklärung für so einen adjektiv- bzw. massennomenartigen Gebrauch des *zählbaren* Nomens ist folgende: Wenn es im Satz semantisch um einen Beruf oder eine Nationalität geht, wird im Deutschen ein *zählbarer* Gegenstand wie *ein Adjektiv* bzw. *ein Massennomen* ohne Artikel verwendet. In Satz (54b) ist dies der Fall. Das erklärt kaum etwas hinsichtlich der Konzipierung der beiden Sätze. Wir dürfen außerdem nicht vergessen, was wir bisher gesehen haben. Wir gehen in unserem nichtcartesianischen theoretischen Rahmen nicht davon aus, dass ein Nomen an sich entweder zählbar oder nichtzählbar ist. Die nominale Quantifikation hat keinen ontologischen Status. Ein referenz-unfähiges Nomen – ein Archilexem – wird erst in der konkreten Anwendung in einem finiten Satz als ein zählbares Nomen oder ein nichtzählbares, oder sogar als ein Adjektiv verwendet. Wir können nicht Folgendes feststellen: Das Nomen *Lehrer* ist *eigentlich* ein zählbares Nomen, jedoch kann es wie in Satz (54b) auch als ein nichtzählbares oder als ein Adjektiv verwendet werden, beispielsweise wenn es im Satz um seine Identitätsbestimmung (*lat: idem* „derselbe, dasselbe“) als Beruf oder Nationalität usf., die auch Kopula (*lat: copula* „Verbindung, Band“) genannt wird, geht. Das Nomen *Lehrer* sei ein zählbares Nomen – so eine Auffassung – ist nichts Anderes als eine Feststellung der typischen bzw. häufigen Anwendung dieses Lexems (hier *Lehrer*) bzw. der typischen Konzipierung des Sachverhaltes, der diesen Gegenstand (hier *Lehrer*) in dieser Einzelsprache erschließt. Diese Lexeme werden in dieser Sprache in einem finiten Satz in der Regel als etwas Abgegrenztes bzw. Zählbares dargestellt. Wir müssen uns eigentlich fragen: Wie kann sprachlich dabei dieser Sachverhalt (hier *Identität* ich – *Lehrer*) konzipiert werden, wenn man über seinen Beruf bzw. seine Nationalität etwas aussagen möchte? Die Zählbarkeit eines Gegenstandes im

konkreten Satz ist nicht mit der Eigenschaft des Gegenstandes an sich gleichzusetzen. Im folgenden Zitat bemerkt Allan (1980) dies, und zwar, dass ein Gegenstand – unabhängig²⁹ von der Zählbarkeit des Gegenstandes in der Wirklichkeit – in der konkreten Verwendung entweder als ein zählbarer Gegenstand oder eben nicht als solcher aufgefasst wird – in Kurzform: Meines Erachtens erwähnt er das Archilexem:

All the evidence indicates that nouns are basically uncountable, with many of them being countable to a certain extent. [...] Again, countableness is marked in both morphology and syntax; uncountableness is unmarked, and so presumably is the basic form. (Allan 1980: 554)

Ein Gegenstand wird durch Sprache in einem finiten Satz zählbar, und zwar – nach seiner Betrachtung werden viele Lexeme zählbar. Ein zählbarer Gegenstand im konkreten Satz ist jedoch ein sprachlich konturierter Gegenstand. (vgl. Leiss 1992: 100). Die nominale Quantifikation bietet eine Sprecher- bzw. Sprachperspektive auf die Welt. Die Bemerkung von W. v. Humboldt über die grammatische Kategorie *Dual* könnte sich auch als ein sprachliches Beispiel dafür – die Kontur eines versprachlichten Gegenstandes wird durch Sprache hinzugefügt – an dieser Stelle anführen lassen.

Die zunächst liegende, aber beschränkteste Ansicht der Sprache ist die, sie als ein blosses Verständigungsmittel zu betrachten. Auch in dieser Hinsicht indess ist der Dualis nicht gänzlich überflüssig, er trägt in der That bisweilen zum besseren und eindringenderen Verständniss bei [...] Diese Fälle kommen aber wohl nur im Gebiete des Styls zum Vorschein, und wenn die sprachenbildenden Völker, wie es glücklicherweise nicht der Fall ist, bloss das gegenseitige Verständniss zum Zweck hätten, so wäre ein eigener Zweiheitsplural gewiss für überflüssig gehalten worden. (Humboldt 1828/1968: 220)

Humboldt erwähnt eine Sprache, in der sprachlich zwei Möglichkeiten zur Verfügung stehen, um auf zwei Gegenstände in der Wirklichkeit zu verweisen, nämlich Dual und Plural zwei. Der Dual (*lat*: duo „zwei“), den viele indogermanische Sprache früher besessen haben, der jedoch später meistens durch Pluralformen ersetzt wurde, ist eine grammatikalische

²⁹ Ganz unabhängig davon ist es wahrscheinlich auch nicht, ob ein zählbarer Gegenstand in der Wirklichkeit in einem finiten Satz auch als ein zählbares Nomen versprachlicht wird. Denn, es gibt ebenso Lexeme, die fast ausschließlich als zählbare Nomina versprachlicht werden. Wenn zum Beispiel an einem zu versprachlichenden Sachverhalt ein Mensch beteiligt ist, wird er meines Erachtens im Deutschen in der Regel als ein zählbares Nomen versprachlicht. Das Nomen wird somit in dieser Sprache als ein zählbares Nomen betrachtet. Wichtig ist jedoch, uns zu merken, dass trotz der hohen Kookkurrenz-beziehung der Zählbarkeit in der Realität und in der Sprache diese Zählbarkeit nicht gleichgesetzt und auseinandergehalten wird.

Unterkategorie des Numerus. Das Kollektivum (*lat*: collectivum „Sammelname, Sammelbezeichnung“) fasst eine unbestimmte Anzahl gleichartiger Gegenstände oder Sachverhalte in einer Klasse zusammen. Der Plural ist die Mehrzahl eines *zählbaren* Gegenstandes. Eine Singularform eines Wortes drückt einen zählbaren Gegenstand aus. Der Dual bezeichnet präzise eine Zweizahl eines betroffenen Gegenstandes.

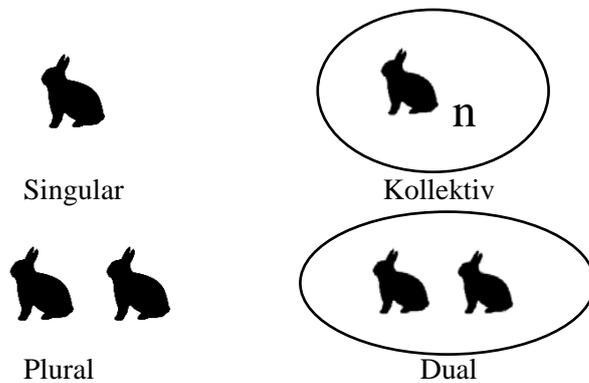


Abb. 41: Abbildung des Hasen in Singular, Plural, Kollektiv und Dual

Wenn es im Satz um die Zweizahl der Gegenstände geht, konkurrieren die zwei Möglichkeiten des Ausdrucks – Plural und Dual. Nach Ikegami (1981) sollte in den meisten Sprachen, die einen Dual kennen, dieser vor allem für natürlicherweise Paariges verwendet werden; etwa für doppelt vorhandene Körperteile wie Arme und Beine und entsprechende Kleidungsstücke wie etwa Schuhe oder für Ehepaare usw. Wenn die Zahl von Gegenständen dagegen nur zufällig zwei ist, wird der normale Plural eingesetzt. Nach Ried, der von Ikegami (1981) zitiert wurde, tritt der Dual mehr an der Subjektposition auf als woanders, etwa als Objekt. Außerdem wird der Dual an der Subjektposition seltener ausgelassen als der Dual an einer anderen Satzstelle. Worauf ich damit hinaus möchte, ist jedoch nicht, dass sich das sprechende/perspektivierende Subjekt für eine Perspektive bezüglich des zu versprachlichenden Gegenstandes – entweder Dual oder Plural zwei – in der gegebenen Situation nach seiner Intention entscheidet. Wie erwähnt, reden wir in der vorliegenden Arbeit nicht über die Motivation, warum der Sprecher zwei Gegenstände als ein Paar betrachtet und somit den Dual verwendet. Ich zielen vielmehr darauf ab, dass die Verbindung der Zählbarkeit des Gegenstandes in der Wirklichkeit und der Zählbarkeit des Gegenstandes im ausgesprochenen Satz nicht fest ist. Die Zählbarkeit des Gegenstandes in der Wirklichkeit und in der versprachlichten Welt ist nicht unmittelbar miteinander verbunden – wie etwa, wenn ein Gegenstand eine Kontur/Zählbarkeit in der Wirklichkeit aufweist und dann als ein zählbares Nomen versprachlicht wird. Mit anderen Worten besteht die Möglichkeit, dass der

Sachverhalt, der denjenigen Gegenstand einschließt, unterschiedlich – wie bei den Sätzen (54 a und b) beispielsweise mit und ohne Fokussierung auf ein Individuum des Sachverhaltes – selbst in den benachbarten Sprachen (Englischen und Deutschen) oder sogar in einer Sprache unabhängig von der Kontur des betroffenen Gegenstandes in der realen Welt konzipiert wird. Dass ich die zwei Hasen in Bezug auf irgendeinen Sachverhalt, zum Beispiel für natürlicherweise Paariges betrachte und bei ihnen, auf die auch in Plural zwei verwiesen werden kann, sprachlich *eine* Kontur für die beiden setze und auf sie mit dem Dual verweisen kann, ist meines Erachtens ein sprachliches Beispiel für die Unbegründetheit und die unterschiedliche Konzipierungsmöglichkeit der nominalen Quantifikation/der Kontur sprachlicher Gegenstände. Die Kontur ist nicht Teil der Welt, sondern eine Sprecherperspektive. Stellen Sie sich vor: Wenn ich mich und dich beispielsweise in irgendeinem Kontext für etwas „Paariges“ betrachte und sprachlich eine Kontur für uns beiden setze und auf uns mit *wir* verweise, kommt diese Kollektivkontur nicht in der Welt vor. Das unterschiedliche sprachliche Vorkommen besteht nicht in einem unterschiedlichen Vorkommen in der realen Welt. Es gibt tatsächlich einen Gegenstand, wie einen Menschen, der *an sich* in der realen Welt eine Kontur aufzuweisen und außerdem immer als solcher auch sprachlich ausgedrückt zu werden scheint. Die hohe korrelative Wahrscheinlichkeit – dass ein *zählbarer* Gegenstand in der realen Welt auch sprachlich als etwas Zählbares realisiert wird – ist trotzdem keine Notwendigkeit. Notwendig ist die Ansicht, dass unsere Sprache perspektivisch ist. (vgl. Leiss 2009: 182) Wenn ein solcher Gegenstand in der versprachlichten Welt mit einem zählbaren Nomen inszeniert wird, könnte es der Fall sein, dass diese Inszenierung mit der Motiviertheit der Kontur des Gegenstandes in der realen Welt zu erklären ist. Jedoch kann dies nicht umgekehrt betrachtet und davon ausgegangen werden, dass ein solcher wegen seiner Kontur scheinbar augenfälliger Gegenstand auch sprachlich immer als etwas Konturiertes (= Zählbares) realisiert wird. Diese Ansicht, dass wir Menschen ein und denselben Gegenstand mal mit und mal ohne Kontur sprachlich anbieten können, bekräftigen möglicherweise auch die zahlreichen Beobachtungen vor allem aus der Kognitivlinguistik. (s. zum Beispiel: Lakoff 1987) Es wird dort Folgendes behauptet: Sprecher besitzen die Fähigkeit, einen physikalisch eindeutig konturierten Gegenstand in der realen Welt sprachlich als Kontinuität anzubieten und auch umgekehrt: einen physikalisch nicht eindeutig konturierten Gegenstand als etwas Konturiertes sprachlich anzubieten. Hier in dieser vorliegenden Arbeit wird – wie wir bisher vor allem bezüglich des Erkenntnisprozesses gesehen haben – angenommen, dass wir diese Fähigkeit der Sprache verdanken. Aus kognitiv-linguistischen Untersuchungen bleibt die Ansicht, dass wir Menschen die kognitive

Fähigkeit besitzen, metaphorisch bzw. weniger metaphorisch sprachlich eine Kontur setzen zu können. Wir sprechen hier über die Unbegründetheit der sprachlichen nominalen Quantifikation und über deren Konzipierungsfreiheit bzw. -flexibilität, weil diese Ansicht, zu der uns die nichtcartesianische Sprachtheorie geführt hat, uns Sprachforscher von der verbreiteten, jedoch sprachspezifischen Parametersetzung befreit und uns die Sprachen der Welt neutral – ohne dabei auf die Sprachlogik, die nur in einer Sprache und nur für diese Sprache entworfen wurde, zu gründen – zu analysieren ermöglicht. Wir müssen nicht wählen, welche sprachliche Konzipierung eines Sachverhaltes richtiger ist.

Unsere Sprache ist notwendigerweise perspektivisch: Wenn jemand die Rückenansicht eines Gegenstands beschreibt, andere wiederum die Seitenansicht oder die Vorderansicht, so kann keiner von ihnen behaupten, seine Beschreibung des Gegenstands sei richtiger. (Leiss 2009: 182)

Somit wird die Signalisierung der Individualisierbarkeit/Zählbarkeit eines Gegenstandes in der vorliegenden Arbeit auf *eine* mögliche sprachliche Perspektivierungstechnik der Welt, um auf einen Sachverhalt sprachlich zu rekonstruieren, relativiert. Das ist deshalb wichtig, weil wir dann mit dieser Ansicht der Konzipierungsfreiheit bzw. -flexibilität des sprachlich konturierten Gegenstandes nicht bezüglich der Darstellung des grammatischen Musters für eine Ortsveränderung, in der wie im Japanischen in der Regel auf die Kontur des beteiligten Gegenstands bzw. der beteiligten Person konzeptionell nicht fokussiert wird, nicht feststellen müssen, wie die Zählbarkeit eines Gegenstandes auf Japanisch versprachlicht wird. Hinsichtlich der sprachlichen Signalisierung der Kontur eines Gegenstandes, die, wie wir gleich sehen werden, nach den Beobachtungen der vorliegenden Arbeit in dem deutschen Konzept des Referenzsystems einen zentralen Stellenwert darstellt, weist das Japanische hingegen typischerweise einen anderen Entwurf – und zwar ohne Fokussierung auf ein beteiligtes Individuum des Sachverhaltes – auf, um einen Sachverhalt, unter anderem in Bezug auf die Versprachlichung der Ortsveränderung, sprachlich zu erfassen. Wie erwähnt, was in Frage gestellt werden muss, ist, wenn wir noch einmal das Beispiel (Satz 54 a, b) heranziehen, nicht, mit welchen sprachlichen Mitteln in Bezug auf so einen Satz wie (54b. *Ich bin Lehrer*), in dem der Sachverhalt (hier *Identität*) vermutlich anders als in dem Satz (54a. *I'm a teacher*) konzipiert wurde, sein Beruf bzw. seine Nationalität konturiert werden kann, sondern, neutral wie dabei dieser Sachverhalt konzipiert wird. Anders gesagt, es geht um die Suche nach der Logik, die einen solchen Ausdruck steuert. Nach dieser Logik sollte der beteiligte Gegenstand des Sachverhaltes, der sich auf die Sprecher indogermanischer

Sprachen wie ein Adjektiv bzw. Massennomen (aus)wirken könnte, trotzdem referenzfähig und somit der Satz finit sein. So eine Fragestellung ist in dem nichtcartesianischen sprachtheoretischen Rahmen, nach dem sich zwei Sprachen in Bezug auf einen Sachverhalt *in einer Satzform* entsprechen können, möglich. Wenn wir jedoch nicht von einer vorhandenen Parametersetzung ausgehen können, wie können wir dann vorgehen, um so eine Referenzlogik, die die Verwendung eines sprachlichen Ausdrucks steuert, zu erschließen.

7.5 Hypothese: Eindruck der Einzelsprache

Etwas gut sehen, aber nicht verstehen können, ist ein Indiz dafür, daß es nicht vollständig gesehen wurde. [...] irgendetwas muß unserer Aufmerksamkeit bis jetzt entgangen sein. Der Aufmerksamkeit entgeht in der Regel all das, was a priori als irrelevant erachtet wird. (Leiss 2000: 2)

Es verläuft gewissermaßen spekulativ, wenn versucht wird, die Referenzlogik einer Sprache zu erschließen, ohne dabei von den bekannten Parametern auszugehen. Denn es lässt sich nicht einmal vermuten, welche sprachlichen Kategorien dazu beitragen, in der Zielsprache beispielsweise die Ortsveränderung auszudrücken. Die Kandidaten der grammatischen Kategorien, die dies ermöglichen, müssen ihrerseits zuerst entdeckt werden. Es hört sich zunächst nicht besonders *wissenschaftlich* an, es lohnt sich jedoch, dass wir dabei den Eindruck, den jede Sprache bei ihrem Gebrauch bei uns hinterlässt, frei sprechen und uns davon inspirieren lassen.

Denn jede Sprache besitzt, ungeachtet der Aehnlichkeit der hervorbringenden Ursachen, der technischen Mittel und des Zweckes aller, eine entschiedne Individualität, und diese wird nur in ihrem Zusammenwirken gefühlt. Die Zergliederung ist nothwendig, um dies Gefühl in Erkenntniss zu verwandeln, sie verdunkelt aber allemal in etwa die Anschauung der lebendigen Eigenthümlichkeit, schon dadurch, dass eben jene Verwandlung des Gefühls in Erkenntniss nie ganz vollständig vor sich gehen kann. Es ist daher der bessere Weg, die Prüfung einer Sprache bei ihrem Totaleindruck anzufangen, es verbreitet sich alsdann wenigstens jenes Gefühl auf die ganze Folge der Untersuchung. Kehrt man es um, oder bleibt man gar bei der Zergliederung stehen, so erhält man eine lange Reihe von Analysen von Sprachen, ohne die wesentliche Eigenthümlichkeit einer einzigen derselben zu erkennen oder zu fühlen. Man kann den Plan dieser Zergliederungen nicht einmal jeder besondern Sprachindividualität anpassen, da hierzu diese erst aus andren Quellen bekannt seyn müsste.

Man lernt daher sehr vieles über die verglichenen Sprachen, aber nicht das Eine, worauf es ankommt. (W. von Humboldt 1828/1968 :147)

Es ist bekannt, dass beispielsweise Wilhelm von Humboldt die *innere Form* einer Sprache, Eugenio Coseriu ein *Gestaltungsprinzip* oder *einheitliches Gefüge* von Gestaltungsprinzipien zu fassen versucht haben. Beide Forscher haben vermutlich aus ihren Erfahrungen mit Fremdsprachen geahnt, dass sozusagen ein solches *Schnittmuster* (Sapir) in jeder Einzelsprache steckt. *Es gibt nur den Prozess* war ein Kommentar über die japanische Sprache, von der in Japan wohlbekannten Begründerin einer kulturvergleichenden Anthropologie in den USA Ruth Fulton Benedict (1946) (vgl. Ikegami 2000). Neben Benedict bezieht sich Ikegami (2000) auch auf den deutschen Sprachwissenschaftler Peter Hartmann. Hartmann vergleicht das Deutsche und das Japanische in seinem Buch *Einige Grundzüge des japanischen Sprachbaus* und kommentiert über das Japanische – über den japanischen *finiten* Satz – ähnlich:

Die Nominalität des japanischen Verbs [...] bedingt, dass eine innere Beziehung zu einem ‚Tätersubjekt‘ fehlt, und dieses Merkmal erscheint dann abschließend als Hauptkriterium eines ostasiatischen Sprachtyps überhaupt, [...] und der diametral dem indogermanischen Sprachtyp gegenübersteht. (Hartmann 1952: 307)

[D]em indogermanischen bewirkenden Tätersubjekt einspricht im Japanischen ein Bereich, in den ein Vorgang gehört. (Hartmann 1952: 115)

Dieser Eindruck des Japanischen – selbstverständlich auch der Eindruck: japanische Nomina seien wie ein Adjektiv bzw. Massennomen des Deutschen – kommt oft bei Menschen mit einer indogermanischen Muttersprache vor: Das Japanische verlangt typischerweise kein Agens bei der Versprachlichung einer Handlung sowie einer Ortsveränderung, was nach dem indogermanischen grammatischen Muster unlogisch ist. Dieser Eindruck ist wohl etwas, das das *Schnittmuster* des Japanischen mit sich bringt. Die Zitate lassen uns vorerst intuitiv verstehen, worin die Pointe im Vergleich beider Sprachen hauptsächlich besteht. In der vorliegenden Arbeit wird danach gestrebt, die unterschiedlichen grammatischen Muster der jeweiligen Sprachen in Bezug auf die Versprachlichung der Ortsveränderung darzustellen. Ein Muster, das wir bei jedem Sprachgebrauch mit Hilfe grammatischer Sprachmittel realisieren, hinterlässt bei uns einen bestimmten Eindruck dieser Sprache. Das ist meines Erachtens zugleich das, was W. v. Humboldt im angeführten Zitat „Individualität der Sprache, die nur in

ihrem Zusammenwirken gefühlt wird“ (Humboldt 1828/1968:147) genannt hat. Dieser Eindruck der unterschiedlichen grammatischen Kodierungsmuster in Bezug auf die Ortsveränderung des Deutschen und des Japanischen hängt mit der An- und Abwesenheit der gewohnten westlichen grammatischen sprachlichen Mittel zusammen. Sagen wir das anders: Die grammatischen Mittel machen den Eindruck einer Einzelsprache aus. Denn sie sind die formale Realisierung des Schnittmusters. In der Zusammenwirkung aller grammatischen Kategorien, die im Satz beteiligt sind, liefert die Sprache ihren spezifischen Eindruck. Die grammatischen Kategorien funktionieren zusammen als ein Komplex zur Realisierung des Musters, zur Realisierung einer einzelsprachlichen Strategie bzw. Logik der Referenz. Dies alles macht zusammen den Totaleindruck der betreffenden Sprache aus, den die Sprachen wegen ihrer unterschiedlichen Techniken zur Kodierung der grammatischen Funktion gestalten. Die sprachtypologische Dichotomie *DO-Sprache und BECOME-Sprache* von Ikegami (1981), *die deiktische und anaphorische Sprache* von Tanaka (2011), die subjektive und objektive Ambienz von Ogawa (2005) oder die *BE-Sprache und HAVE-Sprache*, über die in der Sprachwissenschaft einst diskutiert wurde, – sind meines Erachtens alle Versuche, nach gültigen typologischen Kriterien, mit denen man Sprachen, die einen ähnlichen Unterschied wie Japanisch und Deutsch aufweisen, in Bezug auf ihr prototypisches Schnittmuster charakterisieren zu können, zu suchen. Der Versuch, den ich in dieser vorliegenden Arbeit vorhabe, ist auf der gleichen Ebene anzutreffen.

7.5.1 Hypothese des grammatischen Musters des Japanischen

Lassen wir nun den Eindruck des Japanischen auf uns wirken. Stellen wir einmal hypothetisch ein grammatisches Muster auf – das Muster, das der sprachlichen Gestaltung der japanischen Ortsveränderung zu Grunde liegt, wonach kein typisches Agens und konturiertes Ziel benötigt wird, wogegen im deutschen Muster für eine Ortsveränderung die Angabe eines konturierten Zieles und des bewegenden Individuums, das das Agenssubjekt darstellt, erforderlich wird. Es wird im Deutschen, worauf wir später näher eingehen, eine Ortsveränderung in dem Agens-Handlungs-Schema aufgefasst. *Ein Agens erreicht ein Ziel*. Dabei müssen das Agens und das Ziel als etwas Konturiertes (*engl.*: count noun) angegeben werden. In dieser Sprache stehen tatsächlich die Nomina innerhalb der grammatischen Opposition von zählbar oder nicht zählbar, wenn sie in einem finiten Satz vorkommen und somit auf etwas referieren. Bei der Versprachlichung wird zwangsläufig entschieden, ob sie zählbar sind oder nicht. Die Entscheidung hinsichtlich der Zählbarkeit des Gegenstandes beeinflusst wiederum

entscheidend, ob eine Bewegung als eine erfolgreiche Ortsveränderung verstanden wird oder als eine Bewegung an einem Ort. Wie wir gesehen haben, hat die sprachliche Pluralisierbarkeit keinen ontologischen Status. Die Kontur ist die Perspektive, die die Sprecher so oder anders aufweisen. Diese Ansicht bildet den Ausgangspunkt der Arbeit und führt uns zu folgender Auffassung: Es gibt keine für alle Sprache gültigen determinierten Parameter, die eine Ortsveränderung so rekonstruieren lassen wie das Deutsche und viele indogermanische Sprachen – *ein Agens erreicht ein Ziel*. Wenn man sich unter diesem Gesichtspunkt erneut fragt, wie das Japanische einen Sachverhalt konzipiert, um ihn sprachlich zu rekonstruieren, und welche grammatischen Elemente dazu beitragen, dann findet man hinter den Ausdrücken in unterschiedlichen sprachlichen Bereichen im Japanischen immer wieder die gleiche homologe Struktur *in die Richtung zum Sprecher hin oder in die Richtung vom Sprecher weg* [\rightarrow SP³⁰ \rightarrow], wie es im Deutschen bei der Struktur *ein Agens erreicht ein Ziel* [$\circ \rightarrow \circ$] der Fall ist. Als grammatische Kategorien bzw. sprachliche Phänomene werden für das Japanische oft als charakteristisch gehalten, etwa die Anwesenheit vom Topikmarker, die Abwesenheit des Personalpronomens und des Artikels, die obligatorische Anwendung einer höflichen Form von Nomen und Verben und das häufige Ausfallen des Subjekts und Objekts. Das Japanische verfügt nur über einen sogenannten Tempusmarker, der von der Sprechaktzeit aus gesehen *nicht jetzt* ausdrückt und über einen sogenannten Aspektmarker, der vom Sprechaktzeit aus gesehen *jetzt* ausdrückt. Sie lassen sich alle meines Erachtens so interpretieren, dass sie dazu beitragen, dem Hörer ein Vorstellungsbild der Struktur *in die Richtung zum Sprecher hin oder in die Richtung vom Sprecher weg* [\rightarrow SP \rightarrow] zu verschaffen, damit der Hörer einen zu rekonstruierenden Sachverhalt in diesem Schema [\rightarrow SP \rightarrow] versteht.

7.5.2 Ausrüstung der Sprachen: vorhandene und nicht vorhandene grammatische Kategorie

Die Ausgangsfrage lautete: Warum werden die deiktischen Elemente in der jeweiligen Sprache unterschiedlich verwendet? Was wir dabei als Unterschied beider Sprachen in Bezug auf die sprachliche Kodierung einer Ortsveränderung überlegt haben, war: Im Deutschen findet in der Regel die *Origo-Hineinversetzung* statt, und man verwendet das Verb *kommen*, das lexikalisch *ein Gegenstand bzw. ein Agens richtet sich zum Sprecher hin* bedeutet. Dies steht im Gegensatz zu der lexikalischen Bedeutung für die Bewegung, die sich vom Sprecher

³⁰ SP steht hier und im Folgenden für Sprecher.

weg zum Gesprächspartner hin richtet. Um auf dieselbe Bewegung [vom Sprecher zum Hörer] (16. *Ich komme heute zu dir.*) zu referieren, muss hingegen der Sprecher im Japanischen das Verb *iku* (de: „gehen“) verwenden. Daraus ergab sich die Frage, was die richtige sprachliche Rekonstruktion der Bewegung im Deutschen gewährleistet, wenn sich eine Bewegung [vom Sprecher zum Hörer hin] und eine Bewegung [vom Hörer zum Sprecher] richtet und dies mit ein und demselben Verb *kommen* ausgedrückt wird. Einen Anhaltspunkt der Erklärung dafür gibt uns die Beobachtung des Japanischen. Im Japanischen werden das Agens und das Ziel der Bewegung zwischen Gesprächsteilnehmern in der Regel nicht versprachlicht. Wenn Agenssubjekt und Ziel im Japanischen (hier *ich* und *du*) genannt werden, ist der Satz wohl nicht ungrammatisch, aber eindeutig ein idiomatisch misslungener Satz. Es genügt im Japanischen allein die Nennung des Verblexems, wogegen im Deutschen und in vielen indogermanischen Sprachen dem Subjekt des Satzes, das prototypischerweise das Agens einer Handlung darstellt, als Zentrum der Schilderung besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird und es somit notwendigerweise entweder morphologisch genannt werden muss oder wie in den sogenannten Pro-Drop-Sprachen angedeutet werden muss. Das ist ein nicht zu übersehender Unterschied zwischen den Kodierungsmustern für eine Ortsveränderung der beiden Sprachen. Das Japanische kennt kein vergleichbares Kongruenzsystem zwischen Subjekt und Prädikat wie das Deutsche, das einen Sachverhalt in Form von *einem Agens und seiner Bewegung* darstellt. Wir nehmen die sprachspezifischen Eigenschaften des Japanischen ernst und gehen davon aus, dass die in den bekannten Sprachen gewohnten grammatischen Kategorien im Japanischen nicht aufgrund einer Willkür der Sprache *fehlen*, sondern die Abwesenheit dieser Kategorien eine Konsequenz aus dem grammatischen Muster, das im Japanischen wirksam ist, darstellt. Das Fehlen der grammatischen Kategorien umfasst Numerus, Artikel, drittes Personalpronomen oder sogar Pronomen generell und die Subjekt-Prädikat-Kongruenz, die Anwesenheit des Topikmarkers und zahlreiche Personalbezeichnungen für die erste und zweite Person. Das Agens und das Ziel der Bewegung zwischen den Gesprächsteilnehmern werden nicht versprachlicht, jedoch müssen die Richtung, die sprecherorientiert entschieden wird – von mir aus gesehen *entfernend* oder *nähernd* –, obligatorisch entweder als Vollverb oder als Auxiliar angegeben werden. Ich fasse zusammen, was im Folgenden berücksichtigt wird:

1. Der japanische Ausdruck der Ortsveränderung enthält in der Regel keine grammatischen Mittel, die die Kontur bzw. die Ortsabzählbarkeit eines Gegenstandes signalisieren, wie

Artikel, Personalpronomen sowie die nominale Pluralform im Deutschen. Es genügt im Japanischen allein die Nennung des Verbs mit einer Richtungsangabe.

2. Wenn dagegen in einem japanischen Satz der Ortsveränderung wie im Deutschen Subjekt und Ziel (hier *ich* und *du*) genannt werden, ist der Satz nicht ungrammatisch, jedoch ein idiomatisch misslungener Satz.

3. Das Japanische kennt kein vergleichbares Kongruenzsystem zwischen Subjekt und Prädikat.

4. Dafür ist die Verwendung eines Auxiliars bzw. eines Vollverbs (bspw. entweder *iku* (*de*: „gehen“) oder *kuru* (*de*: „kommen“), das die Bewegungsrichtung aufweist, obligatorisch, um einen Satz der Ortsveränderung finit zu machen.

5. Die Verwendung eines Auxiliars bzw. eines Vollverbs, das die Bewegungsrichtung ausdrückt, steuert meines Erachtens die Personeneinschränkung – das Verbot, dass die beiden Gesprächsteilnehmer das gleiche deiktische Element in Bezug auf ein und dieselbe Wirklichkeit im Dialog benutzen –, die wir bisher festgestellt haben.

7.5.3 Darstellung der Hypothese

Um die Vorstellung über das japanische Referenzprinzip zu erleichtern, erinnern Sie sich noch einmal daran, was wir im Abschnitt der Personeneinschränkung besprochen haben: Die gleiche Einschränkung weist auch die Verwendung des Sprechers und des Hörers auf Deutsch – also bei der Verwendung des ersten und des zweiten Personalpronomens – auf. Wie bei den anderen deiktischen Elementen muss bei der Verwendung des deutschen ersten und zweiten Personalpronomens die Sprechsituation berücksichtigt werden, um seine Referenz verstehen zu können. Auf wen beispielsweise das *Du* im Satz verweist, versteht man in Bezug auf die Sprechsituation, wer das zu wem sagt.

55. A. Du bist schön. (Wiederaufgenommen von 20a und b)

B. Du bist schön.

Du von A verweist auf B (Satz 55. A), *du* von B auf A (Satz 55. B). Die zwei Sätze drücken zwei *verschiedene* Propositionen aus. Damit die beiden Gesprächsteilnehmer auf *dieselbe* Situation der Wirklichkeit verweisen können, darf dasselbe deiktische Element des ersten und des zweiten Personalpronomens von den beiden Gesprächsteilnehmern nicht verwendet werden. Dies haben wir als Personeneinschränkung bezeichnet. Die Personeneinschränkung ist die Technik, die die Bezogenheit in der aktuellen Gesprächssituation auf mich bzw. auf

dich signalisiert wird, sodass auf einen zu versprachlichenden Gegenstand bzw. einen zu versprachlichenden Sachverhalt referiert. Das Referieren erfolgt durch die Verwendung eines unterschiedlichen deiktischen (grammatischen) Mittels von den beiden Gesprächsteilnehmern. Das Demonstrativum im Japanischen war auch ein Beispiel für diese deiktische Inszenierung eines Gegenstandes. Vermutlich wird noch ein Hilfsmittel für die Vorstellung benötigt, wie der Verweis auf einen Sachverhalt bzw. eine Ortsveränderung durch die Signalisierung der Bezogenheit auf mich und auf dich in der aktuellen Gesprächssituation erfolgt. Um es vorweg zu sagen: Bei der Versprachlichung einer Ortsveränderung, die wir wissen möchten, wird der Ort auf den aktuellen Sprecher und den Hörer bezogen signalisiert, an dem sich der Bewegungskörper am Ende (*kuru* „kommen“) bzw. am Anfang (*iku* „gehen“) der Bewegung – je nach der lexikalischen Bedeutung des Verbs – befinden. Es geht bei dem *kuru* (*de*: „kommen“) darum, wo – bei mir oder bei dir – eine Bewegung endet, bei dem *iku* (*de*: „gehen“) darum, wo eine Bewegung beginnt. Folgende Überlegungen von Vorfahren könnten dabei helfen, eine Vorstellung über die sprachliche Konzipierung einer Ortsveränderung mit der Signalisierung der mit den Gesprächsteilnehmern verbundenen Bewegungsrichtung bzw. des End- und Ausgangspunkts zu verschaffen. Wir beginnen damit unsere Überlegung.

Diese Art sprachlicher Konzipierung der Bewegung hat meines Erachtens W. v. Humboldt folgendermaßen kommentiert: „zum Unterschiede von unsren mit Adverbien verbundenen Verben (hingehen, herfahren), im Sinne des Volks genau eine auf die drei Personen gerichtet ist.“ (Humboldt 1829/1968: 314) Es lässt sich auch hier erwähnen, dass Lyons (1982) in einem anderen Kontext bemerkt hat: Es ist nicht nichtdenkbar, dass es Sprachen gibt, in denen keine *common noun*, die auf einen Ort verweisen, vorhanden sind, sondern stattdessen nur Demonstrativa. (vgl. Lyons 1982) Mit den beiden Bemerkungen ist vermutlich gemeint: Auf einen Ort wird in diesen Sprachen typischerweise nicht objektiv – also nicht unabhängig von den Gesprächsteilnehmern –, sondern auf die Gesprächsteilnehmer bezogen verwiesen.

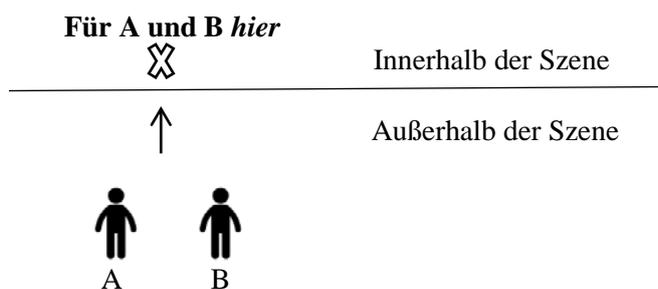


Abb. 42: Ein objektiv sprachlich rekonstruiertes *hier* und Sprecher A und B

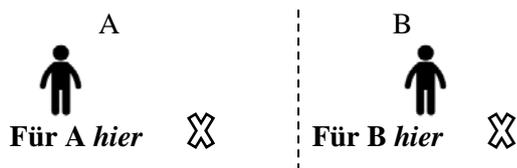


Abb. 43: Ein mit den aktuellen Gesprächsteilnehmern verbunden sprachlich rekonstruiertes *hier* und Sprecher A und B

Es geht um den Unterschied, ob der zu versprachlichende Raum, in dem eine Bewegung stattfindet bzw. in dem sich ein Gegenstand / eine Person befindet, von der außenstehenden Betrachtungsposition, die von *mir* in der Sprechsituation getrennt existiert, konzipiert wird (Abb. 42) oder nicht (Abb. 43). In deutschen lokalen Ausdrücken wird in einem unmarkierten Kontext ein zu rekonstruierender Raum vom außenstehenden Betrachtungspunkt (Abb. 42) vorausgesetzt, in Japanischen hingegen der Raum (Abb. 43). Denn, es ist beispielsweise in Japanischen im Unterschied zum Deutschen nicht möglich, eine Bewegung – ein Kind läuft irgendwohin – von einem neutralen Betrachtungspunkt aus betrachtet auszudrücken, wie *er läuft / geht (dort)hin* (Satz 41 – 43), sondern auch, wenn es sich um eine dritte Person (hier *ein Kind*) handelt, wird in der Regel immer von *mir* aus gesehen betrachtet und mit dem gewählten (Hilfs-)verben signalisiert quasi entweder *er läuft zu mir hin* (\rightarrow SP) oder *von mir entfernt* (SP \rightarrow). Auch wenn sich die Bewegung gar nicht in der Wirklichkeit *zu mir hin* oder *von mir entfernt* ausrichtet, muss es so ausgedrückt werden, als ob eine Bewegung entweder *zu mir hin* oder *von mir entfernt* verlief. (\rightarrow SP \rightarrow). Dies ist die Struktur der Bewegung, die die grammatischen Mittel signalisieren, in dieser Sprache. Darauf gehen wir in späteren Kapiteln noch ein.

56

*子供が 走る
 *Kodomo-ga hashiru
 Kind-NOM laufen
 „Ein Kind läuft.“

57

?子供が 向こうへ 走る
 ?Kodomo-ga mukou-e hashiru
 Kind-NOM drüben/dort-AKK laufen
 „Ein Kind läuft.“

子供が	向こうへ	走って	いく / くる
Kodomo-ga	mukou-e	hashi-tte	-iku / -kuru
Kind-NOM	drüben/dort-AKK	laufend	gehen / kommen (AUX)

„Ein Kind läuft von mir weg/zu mir hin.“

W. v. Humboldt fügt hinzu, dass die gleiche Konzipierung des Raums bzw. der Bewegung wie Abb. 58 nach seiner Beobachtung auch im Deutschen zu finden ist: „Im Ganzen findet sich das Nämliche auch in anderen Sprachen, namentlich im Deutschen. Denn es ist gerade ebenso, wenn bei uns: komm du her! zum blossen: her! abgekürzt wird.“ (Humboldt 1828/1968: 312) Für die Verwendung von „her!“ (Humboldt 1828/1968: 312) im Sinne von „komm du her!“ (Ebd.: 312) im Deutschen muss auch die gleiche Erklärung für die Verwendung des japanischen *iku – kuru* (*de*: „gehen – kommen“) von vorhin gelten: Es geht bei dem *kuru* darum, wo eine Bewegung endet – bei mir oder bei dir, bei dem *iku* (*de*: „gehen“) darum, wo eine Bewegung beginnt. Wenn eine Bewegung bei *mir* beendet, in dieser Konzipierung des Raums, wird die Bewegung, die in diesem Raum stattfindet, mit *kuru* (*de*: „kommen“) bzw. „her!“ (im Sinne von „komm du her“) ausgedrückt. Wenn sich eine Bewegung als von mir entfernend ausrichtet, wird sie mit *iku* (*de*: „gehen“) bzw. beispielsweise (*geh*) *weg!* ausgedrückt. Bei der deutschen Verwendung der als Imperativ verwendeten lokalen Adverbien findet man, genauso wie bei der Verwendung des deutschen ersten und des zweiten Personalpronomens, die Personeneinschränkung – das Verbot, dass die beiden Gesprächsteilnehmer das gleiche deiktische Element in Bezug auf ein und dieselbe Wirklichkeit im Dialog benutzen – und das vorausgesetzte Raumkonzept (Abb. 43). Das Beispiel mit den als Imperativ verwendeten lokalen Adverbien bzw. auch dem ersten und zweiten Personalpronomen des Deutschen könnte als eine Vergleichsgröße für diejenigen funktionieren, deren Muttersprache in Bezug auf die Versprachlichung einer Bewegung in der Regel nicht dieses Raumkonzepts (Abb. 43) voraussetzt, um die bevorstehende Diskussion zu verstehen, d. h. dafür, ob die Erklärung auch die als Imperativ verwendeten lokalen Adverbien oder die Verwendung des ersten und zweiten Personalpronomen des Deutschen erklärt.

7.6 Der zu versprachlichende Raum aus dem außenstehenden und nicht außenstehenden Betrachtungspunkt

W. v. Humboldt (1828/1968) ist während der Suche des Ursprungs der Pronominal-Wörter der beiden ersten Personen, die er in *über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem*

Pronomen in einigen Sprachen erfasst hat, zu diesen zwei sprachlichen Auffassungen der Ortsveränderung gekommen. Der Unterschied der zwei sprachlichen Konzipierungen des Raums, den er meint, lässt sich meines Erachtens auf die unterschiedlichen sprachlichen Konzipierungen des Sprechers von sich selbst zurückführen. Humboldt betrachtet die beiden ersten Personalpronomina des Deutschen funktionell als „Stellvertreter“ (Humboldt 1828/1968: 162) des Sprechers und des Hörers in der aktuellen konkreten Sprechsituation und somit dabei ein Erheben vom Augenblicklichen zum Allgemeinen stattfindet.

[W]as in der philosophischen Entwicklung der Sprache allgemeiner Ausdruck eines Nicht-Ich und Nicht-Du ist, erscheint in der Rede, die es nur mit concreten Gegenständen zu thun hat, nur als Stellvertreter von diesen. (Humboldt 1828/1968: 162)

Neben seinem allgemeinen Ausdruck der dritten Person spaltet es sich in die mehr oder minder verschiednen Arten des Pronomen demonstrativum. Man möchte dies aber eher ein Erheben von diesen zum Allgemeinen nennen, da einige Sprachen gar nicht zu dem letzteren gelangen. In diesen ist dies Pronomen auch wirklich nicht sowohl repraesentativ, d. h. im Geist, als etwas andres Gedachtes vertretend, gedacht, sondern vielmehr nur eine von einer augenblicklichen Verhältniss-Eigenschaft (Er liegender, stehender u. s. f.) hergenommene, durch die Gebärde vervollständigte Bezeichnung angesehen. Die reinen Begriffe unsrer allgemeinen Grammatik finden sich immer nur in den Sprachen vollendeter Bildung, und auch da nur in der philosophischen Ansicht derselben. (Humboldt 1828/1968: 162)

Das Pronomen in seiner wahren und vollständigen Gestalt wird in das Denken bloss durch die Sprache eingeführt, und ist das Wichtigste, wodurch ihre Gegenwart sich verkündet. (Humboldt 1828/1968: 305)

Dass hinter der Konzipierung des ersten und zweiten Personalpronomens des Deutschen in der Tat eine zusätzliche geistige Arbeit des sprechenden Subjekts – die Objektivierung von sich selbst und die Erhebung vom Augenblicklichen zur Verallgemeinerung – zu sehen ist, wird meines Erachtens deutlich, wenn dies mit den Sprachen ohne diejenigen „reinen Begriffe“ (Humboldt 1828/1968: 162), ohne Pronomen als „Stellvertreter“ (Ebd. 162) vom augenblicklichen Sprecher sowie vom Hörer verglichen wird. Eine dieser Sprachen, deren Personenbezeichnung mit seinem Wort „nur eine von einer augenblicklichen Verhältniss-Eigenschaft“ (Ebd. 162) des Sprechers und des Hörers aufweisen, ist beispielsweise Japanisch. Humboldt schließt aus seiner Beobachtung, dass der Faktor *Raum* in solchen Sprachen

funktionell das erste und das zweite Personalpronomen des Deutschen ersetzen kann. Das heißt, der *Raum* bietet nach ihm die sprachliche Möglichkeit an, die gleiche Referenz wie das erste und zweite Pronomen – den Sprecher und den Hörer – zu erlangen.

[S]o müssen sie (Pronomina (T. S.)) einen sinnlichen Ausdruck enthalten, welcher auf alle möglichen Individuen, da jedes zum Ich und Du werden kann, passt, und doch den Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen bestimmt und als wahren Verhältniss-Gegensatz angeibt. Es muss alsdann zur Bezeichnung ein sinnlicher, und doch von aller qualitativen Verschiedenheit abstrahirender Begriff gebraucht werden, welcher das Ich und das Du in Eine Sphäre umschliesst, innerhalb dieser Sphäre aber eine sich gegenseitig bestimmende Theilung möglich lässt. Ein solcher Begriff ist der Raum. (Humboldt 1828/1968: 148)

Alle diese Bedingungen erfüllt nun der Begriff des Raumes, und ich kann Thatsachen nachweisen, welche deutlich zeigen, dass man in einigen Sprachen diesen auf den Pronominalbegriff bezogen hat. [...] In einem dritten (Beispiel (T. S.)) dagegen sind die Orts- und Pronominalbegriffe, durch ganz gleiche Laute bezeichnet, dergestalt verbunden, dass beide nur als identisch angesehen werden können. Die Sprachen, welche diese Thatsachen liefern, sind, [...] die Japanische und Armenische [sic!]. (Humboldt 1828/1968:54)

Solche Sprachen verfügen – wie Humboldt auch hinsichtlich des gegenwärtigen Japanischen richtig darlegt – zum Beispiel über Ortsbezeichnungen für die drei Orte: beim Sprecher, beim Hörer und außerhalb der beiden – so wie wir es im vorherigen Abschnitt über das japanische Demonstrativsystem gesehen haben.

Die Japanische [sic!] Sprache hat für die dreifache Ortsbezeichnung bei dem Redenden, bei dem Angeredeten und ausserhalb der Stelle beider die drei Wörter ko, so, a, die aber nicht in dieser Einfachheit, sondern als ko-no, a-no, so-no, ko-re, so-re, a-re vorkommen, indem no und re affigirte Sylben sind. [...] Diese sind Ortsadverbia, welche zu Antworten auf die Frage: [...] Wo? dienen. (Humboldt 1828/1968: 169)

Abb. 44: Demonstrativ-Paradigma für den Sprecher A

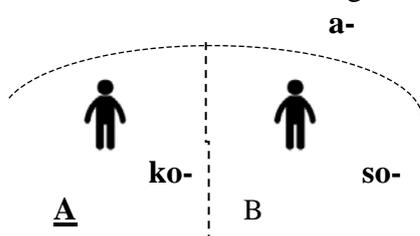
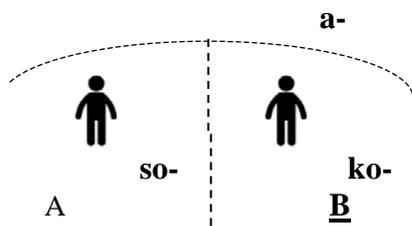


Abb. 45: Demonstrativ-Paradigma für den Sprecher B



Er führt die Erläuterung weiter:

Von kono, sono und ano stammen die drei abgeleiteten konata, sonata und anata. Da nun atari eine Praeposition ist, welche nahe bei heisst, und no eine Adjectivendung, so sind jene Formen sichtbare Composita aus dem dreifachen Demonstrativ-Pronomen und dem Stammlaut jener Praeposition. Nun findet man als Pronomen 2. Pers. Sonata, und dies (dem ein konata und anata entspricht) ist zusammengesetzt aus dem abgekürzten sono und dem Stamm der Praeposition ata-ri, nahe. Sonata, du, heisst also, wörtlich übersetzt: der bei der Stelle dort, dies Wort, wie das Lateinische istic, genommen. (Humboldt 1828/1968: 170 und 318)

[V]on dem Ortsbegriff werden nun konata und sonata auf den Pronominalbegriff übertragen, heissen von meiner, deiner Seite, was mich, was dich betrifft, und in diese, distributiven, die Gebiete des Ich und Du gleichsam abgränzenden Sinne auch Ich und Du selbst. Es ist also dies eine wahre Verknüpfung des persönlichen und des Ortsbegriffs, in der aber der erstere untrennbar durch den letzteren bedingt wird. (Humboldt 1828/1968: 62)

Konata scheint nun nie anderes, als in diesem beschränkten Verstande, zum Pronomen erster Person gebraucht zu werden. (Humboldt 1828/1968: 318)

Man hat also hier ein wahres Pronomen 2. pers., ein Du, welchem, ohne dass es der Sprachgebrauch jetzt mehr zu ahnden scheint, ein Ortsbegriff zum Grunde liegt. In vollkommener Analogie hiermit ist konata, der bei der Stelle hier, Pronomen I. Pers. (Humboldt 1828/1968: 170)

Jedoch muss man sein muttersprachliches Dogma in seiner Erläuterung ignorieren, das auch bei dieser Person mit dem höchst flexiblen Kopf für die Logik der Fremdsprachen ausgeprägt ist: Es wird „von dem Ortsbegriff [...] auf den Pronominalbegriff übertragen“ (Humboldt

1828/1968: 62). Diese seine Überzeugung lässt sich überall in seinem Text finden. Daraus entwickelt sich auch die sehr oft vorkommende Ansicht über die japanischen Personalbezeichnungen: Die japanischen Personalbezeichnungen heißen „von meiner, deiner Seite, was mich, was dich betrifft [...] auch Ich und Du“ (Humboldt 1828/1968: 62). Was wir bisher gesehen haben, war jedoch, dass uns immer Möglichkeiten zur Verfügung stehen, einen Sachverhalt – auch den Sprecher selbst – sprachlich unterschiedlich zu konzipieren, und dass keine Notwendigkeit besteht, die Komponenten des Sachverhaltes wie zum Beispiel Menschen als Menschen versprachlichen zu müssen. Es gibt insoweit keinen vernünftigen Grund, davon auszugehen, dass es bei den japanischen Personenbezeichnungen um eine Übertragung von dem Ortsbegriff auf den Pronominalbegriff geht. Wir können sogar – es klingt wahrscheinlich überspannt – einen Menschen sprachlich zum Beispiel in Bezug auf Versprachlichung einer Ortsveränderung als einen Ort betrachten/erkennen. Im Gegensatz zu Humboldt formuliert der deutsche große Philosoph Martin Heidegger (1927/2006) – soweit ich verstehe – das Zögern über die Unmittelbarkeit zwischen der Wirklichkeit und ihrer sprachlichen Realisierung – zum Beispiel der Sprecher in der realen Welt und die Versprachlichung von ihm mit dem ersten Personalpronomen – folgendermaßen:

W. v. Humboldt hat auf Sprachen hingewiesen, die das <Ich> durch <hier>, das <Du> durch <da>, das <Er> durch <dort> ausdrücken, die demnach – grammatisch formuliert – die Personalpronomina durch Ortsadverbien wiedergeben. Es ist kontrovers, welches wohl die ursprüngliche Bedeutung der Ortsausdrücke sei, die adverbiale oder die pronominale. Der Streit verliert den Boden, wenn beachtet wird, dass die Ortsadverbien Bezug haben auf das Ich qua Dasein. Das <hier>, <dort> und <da> sind primär keine reinen Ortsbestimmungen des innerweltlichen an Raumstellen vorhandenen Seienden, sondern Charaktere der ursprünglichen Räumlichkeit des Daseins. Die vermutlichen Ortsadverbien sind Daseinsbestimmungen, sie haben primär existenziale und nicht kategoriale Bedeutung. Sie sind auch keine Pronomina, ihre Bedeutung liegt vor der Differenz von Ortsadverbien und Personalpronomina. (Heidegger 1927/2006: 119)

Heidegger erwähnt Humboldt und meines Erachtens die Möglichkeit der Mittelbarkeit zwischen der Wirklichkeit und ihrer sprachlichen Realisierung – Sprecher und Hörer in der realen Welt und ihre Versprachlichung als Personalpronomen oder als Adverbiale. Wir können nicht näher auf Heidegger eingehen, jedoch Folgendes anführen: Wenn Heidegger über den Begriff *Dasein* spricht, der sich als eine Antithese gegen die verbreitete westliche objektivistische Einstellung über das (menschliche) *Sein* verstehen lässt, hat er dabei in Bezug

auf das menschlichen Erkennen als Absicht die Überwindung der cartesianischen Dichotomie zwischen dem erkennenden Subjekt und der erkannten Welt im Blick. Und wenn wir dies in den sprachwissenschaftlichen Kontext bringen, ist das Ergebnis, das er auch anhand der Beobachtung der Überschneidung der Personalpronomina und der Ortsadverbien gewonnen hat, eine Anregung zum Reflektieren über die in der Sprachwissenschaft unreflektiert vorausgesetzte Übereinkunft hinsichtlich der Funktion der Personalpronomina in der Sprache, des menschlichen Erkenntnisapparats. Sein Ergebnis umfasst meines Erachtens das *Dasein* als Invarianz der Personalpronomina und der Ortsadverbien. Für uns ist im sprachwissenschaftlichen Kontext relevant, dass er die beiden Versprachlichungsmöglichkeiten der ersten und zweiten Person – als *ich* oder *hier*, *du* oder *da* – auf eine Invarianz *Dasein* zurückgeführt und nicht eine der beiden als ursprünglicher angesehen hat.

Dasein versteht sich zunächst und zumeist aus seiner Welt, und das Mitdasein der Anderen begegnet vielfach aus dem innerweltlich Zuhandenen her. Aber auch wenn die Anderen in ihrem Dasein gleichsam thematisch werden, begegnen sie nicht als vorhandene Persondinge, sondern wir treffen sie >>bei der Arbeit<<, das heißt primär in ihrem In-der-Welt-sein [sic!]. (Heidegger 1927/2006: 120)

Was hier thematisiert wird, beinhaltet in unseren Worten der vorliegenden Arbeit die Frage nach den Verhältnissen zwischen Welt, Denken und Sprache bezüglich des menschlichen Erkennens: Was repräsentiert die Sprache, wie lässt sich das Subjekt, das die Welt erkennt, konzipieren – außerhalb oder innerhalb der zu erkennenden Welt? Sein Ergebnis ist meines Erachtens, dass *außerhalb der zu erkennenden Welt* nicht die einzige mögliche Position ergibt, die das erkennende Subjekt in Bezug auf den Erkenntnisprozess einnehmen kann. Relevant ist meines Erachtens, dass auch die Position *innerhalb der zu erkennenden Welt* nicht als die einzige Position, die der Betrachter bei der Versprachlichung bzw. dem Erkennen der Welt einnimmt, angenommen wird. Relevant ist der Punkt, dass beide Positionen – außerhalb und innerhalb der zu erkennenden Welt – ihren Ursprung im *Dasein*, in der jedesmaligen aktuellen Sprechsituation, in der der Sprecher dem Gesprächspartner gegenübersteht, haben. Die beiden Konzipierungen der Betrachtungsposition – Außen- oder Innenperspektive der zu versprachlichenden Welt stellen die Variante der Realisierung der Invarianz des *Daseins* – das gegenüberstehende *ich* und *du* in der aktuellen Sprechsituation – dar. Sie zeigen in jeder (Einzel-)sprache in der Realisierungsform den Unterschied auf, als das erste Personalpronomen *ich* oder als das vorausgesetzte *hier* bei der Selektion des sprachlichen

Mittels, das eine Personeneinschränkung aufweist, wie Demonstrativum oder Bewegungsverb. Dies lese ich heraus. (s. a. Abb. 46 unten)

8 Über die Subjektivität in der Sprache

8.1 Motivierte Gegenüberstellung der Sprachmodelle

Diese zwei möglichen Konzipierungsschemata der Weltanschauungen – mit dem Betrachter außer- und innerhalb der zu erkennende Welt – wurden, wie wir im vorherigen Kapitel gesehen haben, in der Sprachwissenschaft von Tokieda (innerhalb) und von Bühler und vielen anderen (außerhalb) (Abb. 34) modelliert. (s. a. von mir modifizierte Konzipierungsschemata von Tokieda und von Bühler Abb. 46)

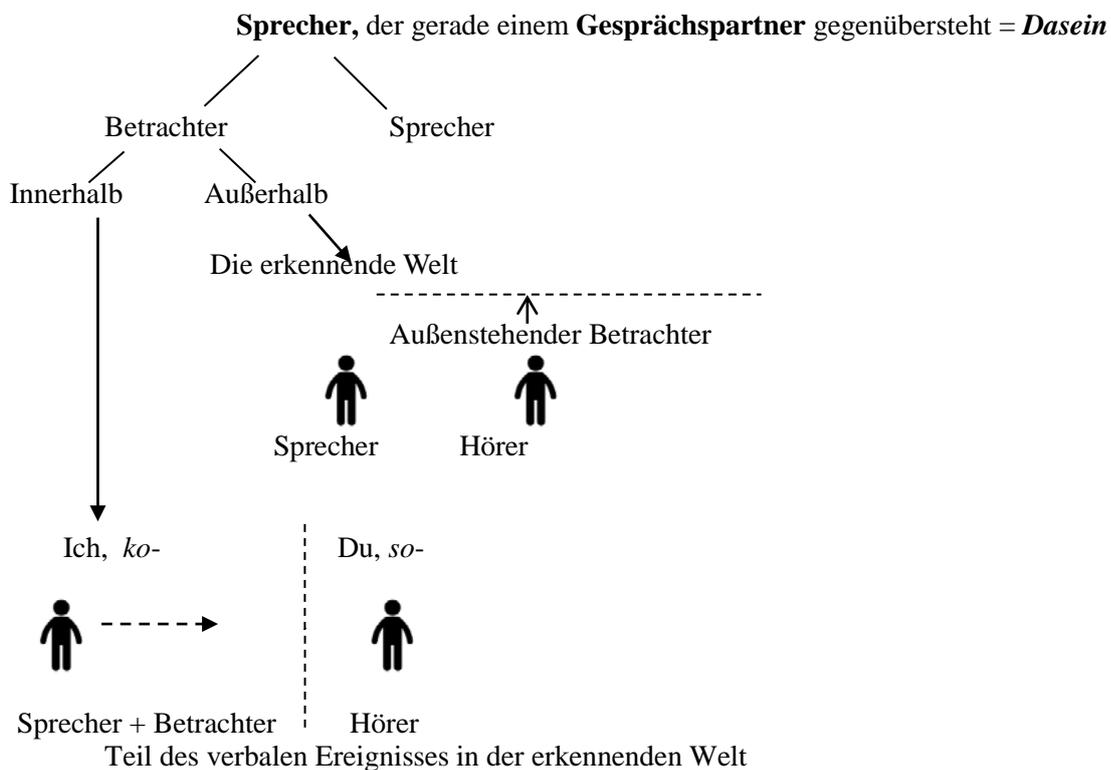


Abb. 46: Wiederaufnahme von Abb. 34: Überblick über die Modelle der Referenzschemata der Innen- und Außenperspektive

Die Gegenüberstellung beider Modelle – mit und ohne Subjekt-Objekt-Spaltung zwischen dem Sprecher und der ihm gegenüberstehenden Welt – hat die Invarianz (Leiss 2009: 106) *des sprechenden Subjekts* in der aktuellen Sprechsituation – nun im Dasein – motiviert. Wenn wir an dieser Stelle noch einmal zusammenfassen, was wir vorhin gesehen haben: Es handelt

sich bei den beiden Modellen um die Realisierungsvarianten, die sich in der „subjectifikation“ (Langacker 1990) des Sprechers bzw. in dem Grad der Objektivierung des Sprechers unterscheiden. Wie nutzt der Sprecher sich selbst, während er eine Raumzeit sprachlich rekonstruiert – entweder als außenstehender Betrachter oder als innenstehender, also als „reference point“ (Langacker 1990)? Die beiden Kodierungsschemata der Raumzeit sind insofern Varianten, als dass sie den aktuellen Sprecher in der Sprechsituation als Orientierungspunkt der Versprachlichung = Dasein haben. Sie ergeben die sprachliche Realisierungsvariante der Welt aus der Außen- und der Innenperspektive. Sie schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern stehen in einer Wechselbeziehung. Sie treten abwechselnd in Funktion, je nachdem, welchen Betrachtungspunkt – inner- oder außerhalb des verbalen Ereignisses – das sprechende/erkennende Subjekt einnimmt: die Außen- und Innenperspektive – das ist in einer Hinsicht der Unterschied der Konzipierung, wem oder was – der Welt oder dem Angeredeten – das erkennende Subjekt gegenübersteht. Beziehungsweise das ist der Unterschied der Referenztechnik, um einen Sachverhalt sprachlich zu rekonstruieren, wie die Sprache die Raumzeit konzipiert, als ob die Raumzeit getrennt von mir/dem erkennenden Sprecher existieren würde (Abb. 42 oben) oder nicht (Abb. 43 oben).

Meines Erachtens, bezieht sich das, was bisher in der Geschichte der Sprachtheorie unter dem Stichwort *Dialog* oder *Prozess* und Ähnliches diskutiert wurde, teilweise auf diese Konzipierung der Raumzeit (Abb. 42). Es wird eine Sprachtheorie verlangt, diese Konzipierung auch gemäß darstellen zu können.

Das Pronomen in seiner wahren und vollständigen Gestalt wird in das Denken bloss durch die Sprache eingeführt, [sic!] und ist das Wichtigste, wodurch ihre Gegenwart sich verkündet. Solange man nur das Denken logisch, nicht die Rede grammatisch zergliedert, bedarf es der zweiten Person gar nicht, und dadurch stellt sich auch die erste verschieden. [...] Man braucht dann das Darstellende nur vom Dargestellten, nicht von einem Empfangenden und Zurückwirkenden zu unterscheiden. (Humboldt 1828/1968: 305)

Die beiden Begriffe – *Dialog* und *Prozess* – spielen vor allem bei W. v. Humboldt in seiner Sprachtheorie eine große Rolle. Er erkannte aufgrund seiner Beobachtungen dieser Sprachen die Notwendigkeit, das dialogische Moment in den Zeichenprozess einzubauen. Neben seinem wohlbekanntem Begriff *Energeia* – wenn ich es erst einmal sinngemäß so umschreiben darf, der besagt, *Sprache sei Prozess* – muss notwendigerweise auch der Begriff *Dialog* in Betracht gezogen werden, um die Humboldt'sche Sprachtheorie bzw. Sprachphilosophie zu verstehen, obwohl der Begriff *Dialog* bei Humboldt üblicherweise im Vergleich zu *Energeia*

weniger Aufmerksamkeit geschenkt wird. Warum sollten wir in einer sprachwissenschaftlichen Arbeit versuchen, seine Sprachphilosophie sowie Sprachtheorie zu verstehen? Es geschieht deshalb, weil er versucht, sein Ergebnis, das er anhand der Überlegung über die Gemeinsamkeit der Ortsadverbien und Personalpronomina gewonnen hat, in seiner Theorie zu berücksichtigen, und weil wir eine derartige Sprachtheorie benötigen. Der Schlüsselbegriff *Dialog* lässt sich bei ihm eigentlich gar nicht übersehen, wenn man seine Abhandlungen, die er vor dem Entstehen des Begriffs *Energeia* verfasst und in denen er hauptsächlich die grammatische Kategorie Person und seine Verwandten in den anderen Sprachen behandelt hat, liest: *Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen, Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus*. (Humboldt 1828/1968)

[E]s liegt aber in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwiderung bedingt. (Humboldt 1828/1968: 26)

Besonders entscheidend für die Sprache ist es, dass die Zweiheit in ihr eine wichtigere Stelle, als irgendwo sonst, einnimmt. Alles Sprechen ruht auf der Wechselrede, in der, auch unter Mehreren, der Redende die Angeredeten immer sich als Einheit gegenüberstellt. Der Mensch spricht, sogar in Gedanken, nur mit einem Andern, oder mit sich, wie mit einem Andern, und zieht danach die Kreise seiner geistigen Verwandtschaft, sondert die, wie er, Redenden von den anders Redenden ab. Diese, [sic!] das Menschengeschlecht in zwei Classen, Einheimische und Fremde, theilende Absonderung ist die Grundlage aller ursprünglichen geselligen Verbindung. (Humboldt 1828/1968: 25)

[I]m Menschen aber ist das Denken wesentlich an gesellschaftliches Daseyn gebunden, und der Mensch bedarf [...] zum blossen Denken eines dem Ich entsprechenden Du. (Humboldt Ebd. 160)

Die Sprache, obgleich auch beim einsamsten Denken unentbehrlich und obgleich im Sprechen durch jeden der Sprechenden allein aus ihm selbst herausgesponnen, kann dennoch nur an und mittelst einer Zweiheit entstehen. (Ebd. 305)

Es darf nicht so verstanden werden, dass ohne Gesprächspartner kein Dialog geführt werden könnte, sondern, um überhaupt sprechen zu können, wird ein – konzeptionell – Angeredeter benötigt. Die dialogisch bedingte Struktur liegt den Sprachen – vor allem den Sprachen, in

denen kein Personalpronomen der ersten und zweiten Person vorhanden ist – zugrunde. So ist meines Erachtens seine Ansicht zu beschreiben. Die beiden Begriffe – *Energeia* und *Dialog* – sind das Ergebnis, zu dem er aus seinen Auseinandersetzungen mit der Sprache, vor allem mit den Personalpronomina und der Kategorie Dual, gelangt ist. Oder anders formuliert, der Begriff *Dialog* ist der Schlüssel, seine Sprachphilosophie *Energeia – Sprache sei Prozess* – zu verstehen. In seiner Zusammenfassung über die erste und die zweite Person spiegeln sich die beiden Faktoren – Dialogisches und Vorläufiges – gut wider:

Du aber ist ein dem Ich gegenübergestelltes Er. Indem Ich und Er auf innerer und äusserer Wahrnehmung beruhen, liegt in dem Du Spontaneität der Wahl. Es ist auch ein Nicht-ich, aber nicht, wie das Er, in der Sphäre aller Wesen, sondern in einer anderen, in der eines durch Einwirkung gemeinsamen Handelns. In dem Er selbst liegt nun dadurch, ausser dem Nicht-ich, auch ein Nicht-du, und es ist nicht bloss einem von ihnen, sondern beiden entgegengesetzt. (Humboldt 1828/1968: 26 – 27)

8.2 Subjektivität und Sprache (Benveniste 1966)

Große Ähnlichkeit weist die Definition über die Personalpronomina von Émile Benveniste (1966) auf. Benveniste ist für seine These über die grammatische Kategorie Personalpronomen bekannt, die er in *Problèmes de linguistique générale* (Émile Benveniste 1966: Deutsche Übersetzung von Wilhelm Bolle 1974: *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*) aufgestellt hat: Das dritte Personalpronomen sei funktionell kein Pronomen.

Man muß beachten, daß die gewöhnliche Definition der Personalpronomen als die drei Begriffe *ich*, *du*, *er* enthaltend den Begriff der >>Person<< gerade beseitigt. Dieser ist nur *ich/du* eigen und fehlt in *er* [...]. (Benveniste 1966: Deutsche Übersetzung von Wilhelm Bolle 1974: 280)

So sind in der formalen Klasse der Pronomen diejenigen, die zur >>dritte Person<< gerechnet werden, völlig verschieden von *ich* und *du* durch ihre Funktion und durch ihre Natur. (Ebd.: 285)

Seine Erläuterung über die erste und die zweite Person liefert uns ein deutlicheres Vorstellungsbild hinsichtlich der Funktion der beiden Personen im sprachlichen

Referenzprozess, was diese Kategorie in dem sprachlichen Referenzprozess ausmacht. Nach ihm ist das dritte Personalpronomen in dieser Hinsicht anders als die beiden ersten, weil es die Funktion als „Diskursinstanz“ (Benveniste 1966/1974) nicht aufweist und im Gegensatz zu den beiden ersten Pronomina die Sprache nicht durch Identifizierung mit *Shifter* (s. a. Jakobson (1956/1971)³¹) aktualisiert:

Wenn die Person sie (Sprache (S. T.)) sich zu eigen macht, so verwandelt sich die Sprache in Diskursinstanzen, die durch jenes System interner Verweise gekennzeichnet wird, dessen Schlüssel *ich* ist und die das Individuum durch die besondere sprachliche Konstruktion definiert, derer es sich bedient, wenn es sich als Sprecher zu erkennen gibt. (Ebd.: 284)

Das (nur) potenziell referenzfähige sprachliche Zeichen wird von einem Sprecher durch seine Sprachverwendung – durch Ausübung der Sprache – aktualisiert. In dieser Weise kann das sprachliche Zeichen tatsächlich auf die Außenwelt referieren. Bei dieser Aktualisierung der Sprache durch Sprechen spielen die zentrale und wesentliche Rolle nach Benveniste das erste Personalpronomen, der Sprecher, und das zweite, der Hörer:

Die Sprache bietet in gewisser Weise >>leere<< Formen an, die jeder Sprecher bei der Ausübung des Diskurses sich aneignet und die er auf seine >>Person<< bezieht, indem er sich selbst als *ich* und einen Partner als *du* definiert. Die Diskursinstanz ist auf diese Weise konstitutiv für alle Koordinaten, welche das Subjekt definieren und von denen wir lediglich in summarischer Weise die auffälligsten bezeichnet haben. (Ebd.: 294)

Die Sprache ist derart organisiert, daß sie jedem Sprecher erlaubt, sich die ganze Sprache *zu eigen zu machen*, indem er sich als *ich* bezeichnet. (Ebd.: 292)

Wie sich aus den Zitaten verstehen lässt, weist bei Benveniste das erste und das zweite Personalpronomen keine lexikalische Einheit auf:

³¹ Der Begriff *shifter* stammt von Otto Jespersen (1923) und er wurde danach von Roman Jakobson, einem der wichtigsten Sprachwissenschaftler, in seiner einflussreichen Abhandlung *Shifters, verbal categories, and the Russian verb* (1956) wiederaufgenommen und weiterentwickelt. Auf diese Abhandlung kann ich in der vorliegenden Arbeit leider nicht eingehen. Jedoch ist hier zu bemerken, dass seine Ansicht über die *Shifters* im Kern viele Gemeinsamkeiten mit dem Resultat der Benveniste'schen Ausführungen (1966: Übersetzung 1974: 195 – 230) über die Funktion der *Shifters* aufweist, das besagt, dass *Shifters* mit der ersten und der zweiten Person in der aktuellen Sprechsituation gleichzusetzen sind.

[D]ie Gebrauchsinstanzen von *ich* bilden keine Referenzklasse, denn es gibt kein definierbares >>Objekt<< wie *ich*, auf das diese Instanzen sich identisch beziehen können. Jedes *ich* besitzt seine eigene Referenz und entspricht jedesmal einem einzigen Wesen, das sich als solches hinstellt. (Ebd.: 280 – 281)

Welches ist also die >>Realität<<, auf die *ich* oder *du* sich bezieht? Einzig und allein eine >>Realität des Diskurses<<, was eine ganz besondere Sache ist. *Ich* kann nur als >>Redewendung<<, nicht als Gegenstand definiert werden, wie es bei einem nominalen Zeichen der Fall ist. *Ich* bedeutet >>die Person, welche die gegenwärtige Diskursinstanz, die ich enthält, aussagt<<. (Ebd.: 281)

Es gibt keinen Begriff >>ich<<, der alle *ich* umfaßte, die in jedem Augenblick auf den Lippen aller Sprecher entstehen, in dem Sinne, in dem ein Begriff >>Baum<< existiert, auf den sich alle individuellen Anwendungen von *Baum* zurückführen lassen. Das >>Ich<< bezeichnet also keine lexikalische Einheit. (Ebd.: 291)

Wenn man es genau durchdenkt, so sieht man, daß es kein anderes objektives Zeugnis für die Identität des Subjekts gibt als das, welches er auf diese Weise über sich selbst angibt. (Ebd.: 291 – 292)

Die Personalpronomina stellen bei ihm *Diskursinstanz*, die nur eine aktuelle Referenz besitzt, dar:

Worauf also verweist *ich*? [...] *ich* verweist auf den Vorgang der individuellen Rede, in der es ausgesprochen wird, und bezeichnet deren Sprecher. Es ist ein Wort, das nur in dem identifiziert werden kann, was wir an anderer Stelle eine Diskursinstanz nannten, die nur eine aktuelle Referenz besitzt. (Ebd.: 291)

Letztendlich lautet seine Definition über das erste und das zweite Personalpronomen folgendermaßen:

[I]ch ist die >>Person, welche die gegenwärtige Diskursinstanz, die die sprachliche Instanz ich enthält, aussagt<<. Folglich erhält man, wenn man die Situation der >>Anrede<< einführt, eine symmetrische Definition für *du*, als >>die Person, die in der gegenwärtigen Diskursinstanz, welche die sprachliche Instanz *du* enthält, angesprochen wird<<. (Ebd.: 281)

Er betont die Funktion als Diskursinstanz bzw. Orientierungspunkt des Referenzprozesses oder anders gesagt, als *Shifter*, die beiden ersten Personalpronomina im sprachlichen Referenzprozess übernehmen. Somit unterscheidet er das dritte Personalpronomen von den beiden anderen: Das dritte Personalpronomen ist „völlig verschieden von *ich* und *du* durch ihre Funktion und durch ihre Natur.“ (Ebd.: 285)

Von diesen Pronomen hängen ihrerseits andere Klassen von Pronomen ab, die dasselbe [sic!] Status teilen. Dies sind die Indikatoren der Deixis, Demonstrativa, Adverbien, Adjektive, welche die räumlichen und zeitlichen Beziehungen um das >>Subjekt<< herum organisieren, das als Orientierungspunkt angenommen wird: >>dies, hier, jetzt<< und ihre zahlreichen Korrelationen. [...] Ihnen ist das Merkmal gemeinsam, daß sie sich nur in bezug auf die Diskursinstanz definieren, in der sie erzeugt werden, d. h. abhängig von dem *ich*, das darin ausgesagt wird. (Ebd.: 292)

Es bringt keinen Nutzen, wenn man diese Wörter und die Demonstrative im allgemeinen durch die Deixis definiert, wie es üblicherweise getan wird, wenn man nicht hinzufügt, daß die Deixis zur Diskursinstanz gleichzeitig ist, die den Personen-Indikator enthält; aus diesem Verweis erhält das Demonstrativ seinen jedesmal einzigartigen und besonderen Charakter, der die Einheit der Diskursinstanz ist, auf die er sich bezieht. (Ebd.: 282)

Dies ist meines Erachtens eine angemessene Definition für die Funktion der ersten und zweiten Person im sprachlichen Referenzprozess, die unabhängig vom Konzipierungsunterschied der Raumzeit gewonnen werden kann, wobei wir den Unterschied der Verwendung der *Deixis* ermitteln wollen. Bei seinem Begriff Orientierungspunkt (= „dies, hier, jetzt“ (Benveniste 1966: Deutsche Übersetzung 1974: 292)) wird im Unterschied zum Begriff *Origo* von Bühler meines Erachtens insbesondere seine *Polarität* betont, und zwar in dem Sinne, dass das *hier* als Orientierungspunkt in Benveniste'schen Sinne erst dann denkbar ist, wenn ein *nicht-hier* gleichzeitig existiert. Dies lässt sich verstehen, wenn man bedenkt, was er unter dem Begriff *Subjektivität* ausführt. Denn er versucht meines Erachtens mit dem Begriff Subjektivität die Funktion der ersten Person im sprachlichen Referenzprozess – also die erste Person als Orientierungspunkt im sprachlichen Referenzprozess – zu erläutern. Benveniste betrachtet die Redewendung, in der die Person, die *ich* aussagt (vgl. Ebd.: 281) und somit die Sprache ausübt, als das Fundament der Subjektivität. „[D]ie Personalpronomen sind der erste Anhaltspunkt für dieses Zutagefördern der Subjektivität in der Sprache.“ (Ebd.: 292)

[D]ie >>Subjektivität<<, die wir hier behandeln, ist die Fähigkeit des Sprechers, sich als >>Subjekt<< hinzustellen. (Ebd.: 289)

Wir bestehen darauf, daß diese >>Subjektivität<<, ob man sie je nach Belieben in der Phänomenologie oder in der Psychologie feststellt, im Sein nur das Hervortreten einer Grundeigenschaft der Sprache ist. >>Ego<< ist derjenige, der >>ego<< sagt. Hier finden wir die Grundlage der >>Subjektivität<<, die durch den sprachlichen Status der >>Person<< bestimmt wird. (Ebd.: 289)

Benveniste betont gegen den gesunden Menschenverstand die Polarität der Subjektivität.

Aufgrund dieser Tatsache stellt *ich* eine andere Person auf, jene Person, die außerhalb von >>mir selbst<< liegt und mein Echo wird, zu dem ich *du* sage und die *du* zu mir sagt. Die Polarität der Personen ist in der Sprache die Grundbedingung, deren Kommunikationsprozeß, von dem wir ausgegangen sind, nur eine ganz pragmatische Konsequenz ist. Eine Polarität, die im übrigen an sich sehr sonderbar ist und die einen Oppositionstyp darstellt, dessen Entsprechung man außerhalb der Sprache nirgends findet. (Ebd.: 289)

Die konzeptuelle Überschneidung ist nicht übersehbar:

Im >>hier<< spricht das in seiner Welt aufgehende Dasein nicht auf sich zu, sondern von sich weg auf das >>dort<< eines umsichtig Zuhandenen und meint doch *sich* in der existenzialen Räumlichkeit. (Heidegger 1927: 120)

Dasein versteht sich zunächst und zumeist aus seiner Welt, und das Mitdasein der Anderen begegnet vielfach aus dem innerweltlich Zuhandenen her. Aber auch wenn die Anderen in ihrem Dasein gleichsam thematisch werden, begegnen sie nicht als vorhandene Persondinge, sondern wir treffen sie >>bei der Arbeit<<, das heißt primär in ihrem In-der-Welt-sein. Selbst wenn wir den Anderen >>bloß herumstehen<< sehen, ist er nie als vorhandenes Menschending erfaßt, sondern das >>Herumstehen<< ist ein existenzialer Seinsmodus. (Heidegger 1927: 120)

[S]o müssen sie (Pronomina (T. S.)) einen sinnlichen Ausdruck enthalten, welcher auf alle möglichen Individuen, da jedes zum Ich und Du werden kann, passt, und doch den Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen bestimmt und als wahren Verhältniss-Gegensatz angibt [sic!]. Es muss alsdann zur Bezeichnung ein sinnlicher, [sic!] und doch von

aller qualitativen Verschiedenheit abstrahirenden Begriff gebraucht werden, welcher das Ich und das Du in Eine [sic!] Sphäre umschliesst, innerhalb dieser Sphäre aber eine sich gegenseitig bestimmende Theilung möglich lässt. Ein solcher Begriff ist der Raum. (Humboldt 1928/1968: 148)

Über Benveniste schrieb Roland Barthes in *The rustle of language* im 5. Kapitel, das *why I love benveniste* betitelt ist:

The subject is not anterior to language; he becomes subject only insofar as he speaks; in short, there is no "subject" (and consequently no "subjectivity"), there are only locutors; moreover – and this is Benveniste's incessant reminder- there are only *interlocutors*. (Barthes 1986: 165 – 166).

Benveniste considerably widens the notion of shifter, which Jakobson advanced with such brio; he establishes a new linguistics, which exists nowhere else but in his work (and, above all, not in Chomsky's): the linguistics of interlocution, language, and consequently the whole world, is articulated around this form: *I / you*. (Ebd.: 6)

Soweit ich es einschätzen kann, hat Barthes Benveniste angemessen gelesen und kommentiert. Die Besonderheit der Sprachtheorie von Benveniste, möglicherweise auch von Humboldt und Heidegger, ist meines Erachtens, dass er nicht nur das Subjekt, das spricht bzw. das denkt, sondern die beiden aktuellen Gesprächsteilnehmer, den Sprecher und den Hörer, als Basis der Sprache, des Zeichenprozesses, als unverzichtbares Gegenstück, das die *Subjektivität* ausmacht, zugrunde gelegt hat. Somit kommen die eben genannten Sprachphilosophen sowie Sprachwissenschaftler in einer Hinsicht zu einem ähnlichen Versuch: das dialogische Moment in die Modellierung des Zeichenprozesses, der jedesmalig eine „Spontanität“ (Humboldt 1828/1968: 26) aufweist, einzuführen. Es scheint mir, wenn Benveniste bezüglich der Personalpronomina zitiert wird, dann oft in dem Zusammenhang von „>>ego<< besitzt im Hinblick auf *du* immer eine transzendente Position“ (Benveniste 1966: Deutsche Übersetzung von Wilhelm Bolle 1974: 290). Somit steht die erste Person als Subjekt zur zweiten Person, die nicht Subjekt ist, in Opposition, diese wiederum stehen zusammen zur dritten Person, der Nicht-Person, in Opposition. Das stimmt auch in einer bestimmten Hinsicht. Der Kern seiner These bezüglich der Funktion der Pronomina liegt jedoch meines Erachtens darin, dass „keiner der beiden Begriffe ohne den anderen denkbar [ist]; sie sind komplementär, aber nach einer Opposition >>innen/außen<<, und gleichzeitig sind sie

umkehrbar. Wenn man dafür eine Parallele sucht, wird man sie nicht finden. Die Bedingung des Menschen in der Sprache ist einzigartig.“ (Ebd.). Benveniste führt weiter aus:

So fallen die alten Antinomien des >>ich<< und des >>anderen<<, des Individuums und der Gesellschaft. [...] In einer dialektischen Realität, die beide Begriffe (das ich und das Nächsten [sic!] (T. S.)) umfaßt und sie durch wechselseitige Beziehungen definiert, entdeckt man die sprachliche Grundlage der Subjektivität. Aber muß diese Grundlage sprachlicher Art sein? Wo sind die Eigenschaften der Sprache, welche die Subjektivität begründen? In der Tat antwortet die Sprache darauf in allen [sic!] ihren Teilen. Sie ist derart tief durch den Ausdruck der Subjektivität gekennzeichnet, daß man sich fragt, ob sie, wenn sie anders konstruiert wäre, noch funktionieren und Sprache heißen könnte. (Ebd.)

Es wird gewagt zusammengefasst: Wenn Heidegger behauptet, dass in der Zeit die menschliche Existenz – *sein* – zugrunde liegt, lautet die Erklärung, die aus der Sprachwissenschaft geliefert werden kann, meines Erachtens nur, dass Heidegger über die Subjektivität, die durch die Sprache bedingt ist und die Humboldt unter den Stichwörtern *Spontanität*, *Dialog* und *Energeia* thematisiert hat, redet.

8.2.1 Subjektivität und ihre sprachliche Realisierungsform

Was wir wie bei Humboldt an der Benveniste'schen Definition über das erste und zweite Personalpronomen ignorieren müssen, ist, dass Benveniste wie in den folgenden Zitaten trotz seiner Überlegungen über die Funktion des ersten und zweiten Personalpronomens immer noch von der Überlegenheit der formalen Realisierung dieser Funktion als Pronomen denn als (bspw. Lokale) Adverb überzeugt gewesen zu sein scheint, während Heidegger daran gezweifelt hat. Benveniste sagt:

Diese Definitionen betrachten ich und du als Kategorien der Sprache und beziehen sich auf ihre Position in der Sprache. Wir betrachten nicht die spezifischen Formen dieser Kategorie in den Einzelsprachen, und es spielt kaum eine Rolle, daß diese Formen explizit im Diskurs vorkommen müssen oder in ihm implizit vorhanden bleiben können. (Ebd.: 281)

Dieser konstante und notwendige Verweis auf die Diskursinstanz macht das Merkmal aus, das mit *ich/du* eine Reihe von >>Indikatoren<< (indicateurs) verbindet, die nach ihrer Form und ihren Kombinationsfähigkeiten zu verschiedenen Klassen gehören, die einen zu den Pronomen,

die anderen zu den Adverbien und wieder andere zu den adverbialen Ausdrücken. (Ebd.: 281 – 282)

An einer anderen Stelle führt er an:

Die Begriffe selbst, derer wir uns hier bedienen, ich und du, sind nicht als Figuren aufzufassen, sondern als sprachliche Formen, welche die >>Person<< anzeigen. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache [...], daß unter den Zeichen einer Sprache jedes beliebigen Typs, jeder beliebigen Epoche oder Gegend niemals die >>Personalpronomen<< fehlen. Eine Sprache ohne Ausdruck der Person ist unvorstellbar. (Ebd.: 290 – 291)

Es kann lediglich geschehen, daß in bestimmten Sprachen unter bestimmten Umständen diese >>Pronomen<< absichtlich fehlen; dies ist der Fall bei den meisten Gesellschaften des Fernen Ostens, in denen eine Höflichkeitskonvention den Gebrauch von Umschreibungen verlangt oder von speziellen Formen zwischen bestimmten Personengruppen, um den direkten Verweis auf die Personen zu ersetzen. Aber dieser Gebrauch unterstreicht nur den Wert der Formen, die vermieden werden; das implizite Vorhandensein dieser Pronomen ist es, welches den Ersatzwörtern, die von den Klassenbeziehungen verlangt werden, ihren sozialen und kulturellen Wert verleiht. (Ebd.)

Ähnliche Bemerkung finden sich auch bei Humboldt:

Die Malayische und Japanische Sprache sind vorzugsweise reich an synonymen Pronominalformen. In beiden giebt der mehr oder minder höfliche Styl Anlass dazu. [...] Im Japanischen sind eigne für Kinder, Greise und Weiber. Dagegen kommt kein wahrhaft gespaltenes, doppeltes, näheres und entfernteres Ich oder Du vor. (Humboldt 1828/1968: 310)

Wenn Benveniste dies sagt, hat er vermutlich die sogenannten Pro-Drop-Sprachen im Blick., da hierdurch gut die Pro-Drop-Sprachen beschrieben werden, die meines Erachtens die gleiche Konzipierung der Raumzeit aufweisen. Dort in den Pro-Drop-Sprachen wird die gleiche Struktur des Sachverhaltes bzw. der Ortsveränderung – *ein Agens erreicht ein Ziel* [○→○] –, auch beispielsweise ohne explizite Erwähnung des Subjekts, am Verb signalisiert. Sie sind die Sprachen, in denen auf Grund der ausgeprägten Flexion des Verbs das Agens der Bewegung *ausgelassen* werden darf. Was ist aber mit der Sprache, die zum Beispiel weder eine Flexion des Verbes noch das Agens der Bewegung aufweist, wie das Japanische? Wird das Agens auch im Japanischen *ausgelassen*? Woran ist dann zu erkennen, wer sich wohin

bewegt? Aus der Perspektive eines japanischen Muttersprachlers ist noch Raum vorhanden, die Angemessenheit dieser Schätzung zu überprüfen: Benveniste schätzt den Unterschied der Ab- und Anwesenheit der sprachlichen grammatischen Kategorie *Personalpronomen* meines Erachtens etwas zu niedrig ein. Von ihm bleibt jedoch erhalten, „eine Sprache ohne Ausdruck der Person ist unvorstellbar“ (Benveniste 1966: Deutsche Übersetzung von Wilhelm Bolle 1974: 290 – 291). Wir müssen jedoch *die Person* als ihre Funktion, den „Orientierungspunkt“ (Ebd.: 292), betrachten, wie sie definiert wurde. Wenn wir *nicht* die sprachlichen Perspektivierungsmöglichkeiten auf die Welt – hier vor allem auf den Sprecher selbst – in Frage stellen, macht es in der vorliegenden Arbeit weniger Sinn, dass wir im Rahmen der nichtcartesianischen Sprachtheorie Sprachen untersuchen. Wie die Funktion realisiert wird, ob durch Pronomen (einschließlich der Flexion des Verbs) oder eine andere Möglichkeit, ist in der vorliegenden Arbeit noch offen. Dieser Frage gehen wir im Folgenden nach. In unserer bevorstehenden Auseinandersetzung ist wichtig, dass wir die Regelmäßigkeit der Verwendung des deutschen ersten und zweiten Personalpronomens als Personeneinschränkung angesehen haben. Das Referieren auf den Sprecher und den Hörer erfolgt dadurch, dass die beiden Gesprächsteilnehmer gegenseitig auf sich bezogen ein anderes Wort – *ich* und *du* –, das eine Personeneinschränkung aufweist, verwenden. Der Sprecher, auf den sprachlich so referiert wird, wird hier als „Orientierungspunkt“ (Ebd.: 292) der Deixis definiert und der Prozess wird als den Prozess des „Zutagefördern(s) der Subjektivität in der Sprache“ (Ebd.: 292) betrachtet. Wir sehen folgende Wechselbeziehung: Der Sprecher in der aktuellen Sprechsituation wird im Deutschen durch das erste Personalpronomen versprachlicht. Es fungiert als Orientierungspunkt in dem sprachlichen Zeichenprozess. Dabei zeigt die Verwendung des Personalpronomens die Regelmäßigkeit der Personeneinschränkung auf. Fragen wir nun, was bzw. welche grammatischen Mittel diese Funktion des deutschen ersten und zweiten Pronomens im Japanischen übernehmen.

8.3 Personenbezeichnungen im Japanischen

Da ergibt sich vermutlich bei den japanischen Profis zunächst die Frage: Was ist mit den japanischen Personalpronomen? Es ist bekannt, dass das Japanische über zahlreiche erste und zweite Personalpronomina verfügt. Es gibt in der Tat im Japanischen viele Bezeichnungen, die oft mit den Personalpronomen der indogermanischen Sprachen gleichgesetzt werden. Sie drücken tatsächlich wie die Personalpronomina der indogermanischen Sprachen den Sprecher oder den Hörer aus. Dass diese Bezeichnungen des Japanischen das Pendant des deutschen

ersten und zweiten Personalpronomens sind, garantiert jedoch nur die Gemeinsamkeit der Referenz, also, dass sich die japanischen sogenannten „Personalpronomina“ und das erste und zweite Personalpronomen des Deutschen beide auf den Sprecher und den Hörer in der aktuellen Sprechsituation beziehen. Wir müssen uns fragen, ob die sogenannten Personenpronomina des Japanischen die gleiche Funktion in einem Referenzprozess wie das erste und zweite Personalpronomen – als Orientierungspunkt der Deixis, auf den bei dem sprachlichen Referieren konstant und notwendig verwiesen wird – erfüllen. Wenn in dieser Hinsicht die Funktion des ersten und zweiten Pronomens als Orientierungspunkt die zahlreichen ersten und zweiten „Personalpronomina“, die das Japanische besitzt, ordnet, lassen sie sich meines Erachtens in zwei Gruppen differenzieren: Unter den japanischen sogenannten Personenpronomina gibt es Bezeichnungen, die ausschließlich den Sprecher (*boku*, *watashi* usw.) oder den Hörer (*kimi*, *anata* usw.) ausdrücken, und Bezeichnungen, die *auch* den Sprecher und den Hörer ausdrücken können. Von den Ersteren gibt es nur wenige, von den Letzteren endlos viele. Ein Beispiel für die letzteren Bezeichnungen, das auch für die nichtjapanischen Muttersprachler leicht vorstellbar ist, betrifft die Verwandtschaftsbezeichnungen, die verwendet werden – eventuell ist auch Ähnliches im Deutschen zu sehen –, um den Sprecher und den Hörer auszudrücken.

[K]inship terms can be used for the first person and (less commonly) the second person. In this case the proper kinship term for the first person (or the second person) is selected from the viewpoint of someone X with whom the speaker empathizes. The person X is usually lower in status than the person for whom a kinship term is used. (e.g., one’s little brother). (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 59)

59. [vom Vater zu seinem Sohn] (s. a. Takubo 2010)

お父さんが	間違っていた
otou-san ³² -ga	machiga-tte-ita
Vater-san-NOM	falsch-war
“Ich / dein Vater war falsch.”	

→[(Der) Vater war falsch] wurde damit vom Vater ausgedrückt.

Es ist wahr, dass die Verwandtschaftsbezeichnungen im Japanischen wie in Satz (59) den Sprecher und wie in Satz (60) den Hörer ausdrücken können. Egal, wie alt der Sohn ist, das

³² Gebräuchlichste Anrede unter erwachsenen Personen für beide Geschlechter. („Herr/Frau“) San weist keine Deklination auf.

Wort, das der Sohn auf seinen Vater bezogen im Gespräch verwendet, ist in der Regel *otou-san* („Vater“), und das zweite Personalpronomen wird in dem Fall in der Regel nicht und auch generell im Japanischen nur ganz selten verwendet (Satz 60). Diese Gruppe von Personenbezeichnungen wie *otou-san* („Vater“) stellt jedoch im Gegensatz zum ersten und zweiten Personalpronomen im Deutschen oder zum Demonstrativum *ko-so-a* oder zu lokalen Adverbien *hier* und *dort* im Japanischen nicht den Orientierungspunkt der Deixis dar, auf den konstant und notwendig verwiesen wird. Sie zeigen keine Personeneinschränkung auf. Das Referieren des Satzes erfolgt nicht durch die Signalisierung der Bezogenheit auf mich und dich in der aktuellen Sprechsituation. Anders formuliert: In der Aussage (bspw. *Otou-san* in Satz 59, 60) steckt nicht der Sprecher bzw. der Hörer als zu rekonstruierender Orientierungspunkt. Dies lässt sich aus der folgenden Beobachtung erschließen: Wenn die beiden Gesprächsteilnehmer (hier der Vater und sein Sohn) dasselbe Wort (hier *Otou-san* („Vater“)) verwenden, bezieht sich das Wort *Otou-san* („Vater“) auf dieselbe Referenz und somit auf dieselbe Außenwelt. (Satz 59 und 60)

60. [vom Sohn zu seinem Vater]

*あなたが / お父さんが	間違っていた
*Anata-ga / otou-san-ga	machiga-tte-ita
Du-NOM / Vater-san-NOM	falsch-war
“Du warst / (mein) Vater war falsch.”	

→[(Der) Vater war falsch] wurde vom Sohn ausgedrückt.

Die sogenannten japanischen Personalpronomina wie Verwandtschaftsbezeichnungen beziehen sich lediglich in der betroffenen Sprechsituation auf denjenigen, der zum Beispiel *Otou-san* („Vater“) ist, genauso wie die normalen Nomina es umsetzen. Derjenige könnte auch – zufällig – die erste oder die zweite Person sein, so wie das Wort *Otou-san* („Vater“) jeweils in Satz (59) (die erste Person) und in Satz (60) (die zweite Person) die erste und die zweite Person als Referenz hat. Verwandtschaftsbezeichnungen können als die erste und die zweite Person verwendet werden: „kinship terms can be used for the first person and (less commonly) the second person“ (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 59) Die Verwandtschaftsbezeichnungen haben jedoch meines Erachtens keinen vergleichbaren Stellenwert im japanischen Referenzsystem wie im deutschen, weil sie nicht als Orientierungspunkt der Deixis, wie Benveniste die Funktion des ersten und zweiten Personalpronomens definiert hat, fungiert. In dieser Hinsicht vergleichbar im Japanischen sind, neben Demonstrativum und Lokaladverbien, die Personenbezeichnungen, die

ausschließlich den Sprecher oder den Hörer ausdrücken, wie etwa (*boku, watashi* usw.) (die erste Person) (*kimi, anata* usw.) (die zweite Person). Darunter werden die Bezeichnungen gezählt, wie die älteren Form *konata, sonata* und *anata*, die Humboldt als die von lokalen Demonstrativa *ko-*, *so-* und *a-* abgeleitete Personalpronomina bezeichnet hat. (vgl. Humboldt 1828/1968: 170 und 318) Wenn wir nun die Bemerkung, die Benveniste (1966/1974) im Kapitel mit dem Titel *der Mensch in der Sprache* vorgenommen hat – „in allen Sprachen, die ein Verb besitzen, klassifiziert man die Konjugationsformen nach ihrem Verweis auf die Person“ (Benveniste 1966: Deutsche Übersetzung von Wilhelm Bolle 1974: 251) –, ernst nehmen und außerdem, die spezifischen Realisierungsformen dieser Funktion, die die Person leistet – Orientierungspunkt der Deixis –, in den Einzelsprachen außer Acht lassen, sind die nicht referenziellen, sondern funktionalen Verwandten des deutschen ersten und zweiten Personalpronomens das Demonstrativum, die Lokaladverbien und diese Gruppe Personenbezeichnungen mit der Personeneinschränkung (wie *watashi, anata*) des Japanischen:

61. [vom A zu B]

あなたが	間違っていた
anata-ga	machiga-tte-ita
du-NOM	falsch-war

“Du warst falsch.”

→[B ist falsch] wurde vom A ausgedrückt.

62. [vom B zu A]

あなたが	間違っていた
anata-ga	machiga-tte-ita
du-NOM	falsch-war

“Du warst falsch.”

→[A ist falsch] wurde vom B ausgedrückt.

Andererseits ist auch nachvollziehbar, dass gesagt wird, dass das Japanische über zahlreiche Personalpronomina verfügt, denn es ist im Japanischen keine Subjekt-Prädikat-Kongruenz deutscher Art vorhanden. Und somit lassen sich meines Erachtens – solange man bei der üblichen Definition der *Kongruenz* und der Kategorie *Person* bleibt – in Bezug auf das Japanische nicht die Pronomina von den *normalen* Nomina funktionell unterscheiden oder müssen nicht unterschieden werden. Denn, welches Merkmal macht die Kategorie Pronomen aus? Schränken wir die Diskussion erst einmal auf das Subjekt ein. Wenn wir das Pronomen

als eine geschlossene Kategorie definieren dürfen, die in den Sprachen, die eine Subjekt-Prädikat-Kongruenz aufweisen, unbegrenzt viele Nomina mit der begrenzten Anzahl der Kategorie (Pronomina) insofern vertreten, dass sie (Pronomina) anstelle von Nomina die *Übereinstimmung* (lat. congruentia) von Subjekt und Verb (beispielsweise im Deutschen) in den grammatischen Merkmalen Person und Numerus signalisieren (= Subjekt-Prädikat-Kongruenz). Dann, das *Sie* ist in den folgenden Sätzen insofern Pro-Nomen, dass es das vorerwähnte Nomen in der Signalisierung der grammatischen Kategorie Person und Numerus vertritt:

63.

Es sind einige Hasen (3. Pers. Pl.) auf der Wiese. *Sie* (Pronomen: 3. Pers. Pl.) laufen (3. Pers. Pl.) auf der Wiese.

In dieser Hinsicht wird die Existenz der grammatischen Kategorie *Pronomen* durch die vertretende Funktion in der Signalisierung von Numerus und Person garantiert. Anders betrachtet, wenn die Signalisierung von Numerus und Person nicht in einem Referenzsystem relevant ist, wie im japanischen Referenzsystem, ist das Kriterium unklar, welches das Pronomen von den normalen Nomina differenziert. Wenn wir nicht an der (morphologischen) Realisierungsform hängenbleiben, wie die Funktion versprachlicht wird, ist eine andere Regelhaftigkeit – eine andere Struktur der Personenbeziehungen – zwischen der ersten (und eventuell der zweiten) Person und dem Verbalereignis im Japanischen zu finden. Tanaka (2011) hat dies ein Personensystem als eine Art von Kongruenzphänomenen genannt. Diese Regelhaftigkeit sieht man zwischen der beiden ersten Personen und dem in einer konkreten Sprechsituation ausgewählten Bewegungsverb bzw. Auxiliar. Die Selektion dieses deiktischen Elements setzt, wie wir bisher gesehen haben, den Sprecher als *hier* bzw. als Orientierungspunkt der Deixis voraus und sie wird durch eine Personeneinschränkung – das Verbot, dass die beiden Gesprächsteilnehmer das gleiche deiktische Element in Bezug auf ein und dieselbe Wirklichkeit im Dialog benutzen – gesteuert. Diese Personeneinschränkung und die dadurch bestimmte Bewegungsrichtung weisen eine Art Kongruenz zwischen dem Sprecher – der Orientierungspunkt zugleich ist – und dem Prädikat auf. Genauso wie es bei dem ersten und zweiten Persopronomen der Fall ist, in einer konkreten Sprechsituation, worauf der Sprecher mit *ich* referieren kann, kann sein Gesprächspartner nicht mit *ich* referieren, sondern mit *du*. In Bezug auf die Verwendung des japanischen deiktischen Verbs, das eine Personeneinschränkung aufweist, gilt das gleiche Prinzip: Wenn auf die Bewegung (A zu B) der Sprecher A mit *iku* („gehen“) referieren kann, kann sein Gesprächspartner nicht mit *iku* darauf referieren, sondern mit *kuru* („kommen“). Das in einer konkreten

Sprechsituation ausgewählte japanische Verb bzw. Auxiliar, das eine Bewegungsrichtung aufweist, zeigt in dem Sinne einen Verweis auf den Sprecher, eventuell unsichtbar auch auf den Hörer. In einem solchen Fall verweist das richtig verwendete deiktische Element – wie zum Beispiel *iku* („gehen“) oder *kuru* („kommen“) – auf den Sprecher als *hier* oder Betrachtungspunkt der Bewegung oder als Orientierungspunkt der deiktischen Verben. Der Sprecher wird nicht mit einem Personalpronomen morphologisch ausgedrückt, er wird jedoch bei der Selektion des Verbs/Auxiliars vorausgesetzt und somit ist die Funktion des ersten Personalpronomens – des deiktischen Orientierungspunkts – vorhanden. Für diese Erklärung muss jedoch der Begriff der *Subjekt-Prädikat-Kongruenz* bzw. (zugleich) der Begriff der grammatischen Kategorie *Person* relativiert werden. Die Kongruenz zwischen dem Sprecher und dem Prädikat ist vermutlich im Japanischen in einer anderen Weise vorhanden. Das in einer konkreten Sprechsituation ausgewählte Verb bezieht sich nur nicht auf den Sprecher als eine Person, jedoch auf einen Ort, als *hier*. Als *hier* ist der Sprecher in dieser Sprache in der sprachlichen Struktur des Verbalereignisses zu finden. Schauen wir uns weitere Beispiele an. Das Beispiel, in dem Tanaka ein Personensystem als eine Art von Kongruenzphänomenen (s. Tanaka 2011) gesehen hat, betrifft zum Beispiel die Reihe von Verben und Adjektiven im Japanischen, die nur der ersten Person die *Subjekt*position erlauben. Sie sind die Verben und Adjektive, die Sinneswahrnehmung, Gefühle, Modalität oder Intention etc. Ausdrücken. Sie weisen im Japanischen diese Einschränkung der Subjektposition auf den Sprecher auf. Es wird in Folgenden die Personeneinschränkung, die wir im Zusammenhang mit dem japanischen Demonstrativum oder dem deutschen ersten und zweiten Personalpronomen und auch mit den bestimmten japanischen Personenbezeichnungen gesehen haben, auf einen *Sachverhalt*, auf eine Bewegung ausgedehnt (von „Ich“ auf „Her!“). Wir nehmen zunächst ein Beispiel der Raumwahrnehmung. Das Beispiel macht den Unterschied deutlich, was die Subjekt-Prädikat-Kongruenz im Deutschen kodiert und was das japanische *Kongruenzsystem* zwischen dem Sprecher als *hier* und dem Prädikat, das die Personeneinschränkung aufweist.

8.4. Die Struktur der Personenbeziehungen im Verb: Referenztechnik der Wahrnehmung

Im Japanischen gibt es eine Reihe von Adjektiv- und Verbpaaren, die auf den ersten Blick die gleiche Bedeutung aufweisen. Die japanischen Adjektive *hiroi* und *ookii* sind ein solches Paar. Sie lassen sich beide mit *groß* ins Deutsche übersetzen. Sie sind insofern austauschbar, dass man sie vom Kontext isoliert benutzt. Sie haben die gleiche lexikalische Bedeutung, da sie



Abb. 48: Vorstellungsbild eines *ookii* Hauses: Außenperspektive

Die Verwendung des Adjektivs mit der Personeneinschränkung wie etwa *hiroi* in einer konkreten Sprechsituation kodiert allein *unsichtbar* oder in der noch nicht entdeckten Weise den Betrachtungspunkt bzw. das *hier* des Orientierungspunkts des Sachverhaltes (= *das Haus ist groß*), wo der Sachverhalt stattfindet, mit. Das in einem *finiten* Satz verwendete Adjektiv *hiroi* führt den Hörer beim Rekonstruieren des Inhalts des ausgesprochenen Satzes zwangsläufig zu dem Standpunkt, der sich in dem Raum befindet, in dem man sich *hiroi* („groß“) fühlt. Der Betrachtungspunkt muss innerhalb des Raums sein, in dem man sich *hiroi* („groß“) fühlt. Die in der konkreten Sprechsituation verwendeten Verben sowie Adjektive mit der Personeneinschränkung kodieren den Sprecher – als *hier*, wo der Sachverhalt stattfindet – unsichtbar. Um es vorweg zu sagen, führt das verwendete Verb, das die Personeneinschränkung aufweist, unabhängig von der Bedeutung des Worts *hiroi*, den Hörer an den Standpunkt, der sich innerhalb der versprachlichten Szene befindet. Dabei ist zu sehen, dass ein Kongruenzphänomen zwischen dem Sprecher und dem Prädikat, das die Personeneinschränkung aufweist, besteht. Weitere Beispiele für die Einschränkung auf den Wahrnehmenden machen deutlich, was diese Adjektive bzw. Verben, die die Einschränkung der Subjektposition auf den Wahrnehmenden aufweisen (*hiroi* „groß“), sowie was die Adjektive bzw. Verben, die die Personeneinschränkung beinhalten (bspl. *ich*, *du*), kodieren. Die Letzteren kodieren, wie wir bisher gesehen haben, den Ort bzw. Bereich, an dem der zu versprachlichende Sachverhalt stattfindet, entweder *bei mir* oder *bei dir*. Die Ersteren beschränken den Ort, an dem der Sachverhalt stattfindet – (hier *Das Haus ist groß*) –, nur auf das Bereich *bei mir*, wie es bei dem Gebrauch *hiroi* („groß“) der Fall ist = *das Haus ist groß*. Weitere Beispiele, die diese unsichtbare Kodierung des innenperspektivischen Betrachtungspunkts durch die Einschränkung der Subjektposition auf den Wahrnehmenden deutlich machen, stellen die folgenden Adjektive und die Verben, die subjektive Empfindungen bzw. Gefühle ausdrücken, dar:

[16]

Verben: *omou* („glauben, denken“), *shitai* („möchten, wollen“), *iu* („sagen“) ... etc.
Adjektive: *kanashii* („traurig“), *ureshii* („froh“), *samui* („kalt“) ... etc.

Das sind die Wörter, die den Sachverhalt ausdrücken, den nur der Wahrnehmende unmittelbar erfahren kann und für die somit nur er die Evidenz dafür haben kann. Nehmen wir *kanashii* („traurig“) als Beispiel (Satz 65 – 67) und sehen wir, was das richtige Erwähnen dieses Wortes in einer konkreten Sprechsituation unsichtbar kodiert.

65.

悲しい
kanashii
traurig
„Ich bin traurig“

66.

*(?)私	*あなた	*彼は	悲しい
*(?)watashi-	*anata-	/*kare-ha	kanashii
*(?)Ich-	*Du-	/*Er-TOP	traurig.

„*(?)Ich bin / *Du bist / *Er ist traurig.“

67.

彼は	悲し	そう だ
kare-ha	kanashi	sou-da
er-TOP	traurig	mir-scheint (HV)-kopula

„Mir scheint, dass er traurig ist.“

Satz (65), der weder ein Subjekt noch jegliche Flexion am Prädikat, die möglicherweise das Subjekt der verbalen Handlung andeuten kann, aufweist, stellt in der Verwendung dieser Art Wörter einen normalen Fall dar. Wie in Satz (66) kann der Sprecher selbst eventuell noch als *Subjekt* ausgedrückt werden. Das Subjekt wird dann in diesem Fall (Satz 66) normalerweise mit der so genannten Topik-Partikel *-wa* markiert. Eine andere Person ist ausgeschlossen (Satz 66). Wenn sich der Sachverhalt (hier *traurig zu sein*) auf die anderen Personen außer dem Sprecher/dem Wahrnehmenden selbst beziehen sollte, muss man irgendeine zusätzliche Markierung mitnennen, zum Beispiel wie in Satz (67) ein Hilfsverb *sou* („scheint mir“ = die Vermutung des Sprechers) oder ein Hilfsverb *rashii* („ich habe gehört, dass“ „wie ich höre“ = die Wiedergabe durch den Sprecher) usw. Wenn der Wahrnehmende des Sachverhaltes (hier *traurig zu sein*) mit der Topik-Partikel *wa-* versehen angegeben wird (Satz 66, *watashi-wa* = „ich-TOP“), wird diese Topik-Phrase in der Regel dahingehend eingeschätzt, dass sie eine

herauslösende Funktion aufweist. Diese „herauslösende“ (Hartmann 1952) Funktion ist *auch* eine Funktion, die der japanischen Topik-Partikel *wa-* traditionell zugeschrieben wird. Wenn das Subjekt, der Wahrnehmende (*watashi-wa* = „ich-TOP“), in Satz (66) ausgedrückt wird, beginnt vermutlich bei dem Hörer ein (Re)interpretationsprozess, der für eine Abweichung von der Voraussetzung der „üblichen“ Verwendung des Wortes (hier *kanashii* „(ich bin) traurig“ im Satz vorhanden ist. Denn die *Auslassung* des Subjekts stellt den normalen Fall bei der Verwendung dieser Verben und Adjektive mit Personeneinschränkung dar, ist sogar obligatorisch. Der Hörer kommt im Reinterpretationsprozess vermutlich in der Regel zu der Schlussfolgerung, diese *wa*-Topik-Phrase werde kontrastiv zu den anderen Konkurrenten um den Subjektplatz hervorgehoben. Wenn man anhand dieser Beispiele vermutet, was in dieser Sprache bei der Verwendung solcher Wörter vorausgesetzt wird, was das Erwähnen dieses deiktischen Wortes mit Personeneinschränkung in einer konkreten Rede mitkodierte, dann kommt man zu folgender Schlussfolgerung: Es ist vorausgesetzt, dass es bei der Aussage um den Sprecher, der sich gerade in der aktuellen Sprechsituation befindet, geht. Wenn wir das, was wir in Zusammenhang mit dem Adjektivs *hiroi* gesehen haben, mitberücksichtigen und allgemeiner zusammenfassen, dann ergibt sich: Die Erwähnung des japanischen Prädikats mit der Personeneinschränkung in einer konkreten Sprechsituation kodiert allein den Betrachtungspunkt bzw. das *hier* des Orientierungspunkts des Sachverhaltes (= *groß zu sein, traurig zu sein*), wo der Sachverhalt stattfindet, mit. So ist es vermutlich auch bei der Erwähnung in einer konkreten Sprechsituation von *her!* oder von dem ersten und zweiten Personalpronomen *ich* und *du* im Deutschen der Fall. Zumindest lässt sich wie folgt formulieren: Es gibt kein grammatisches Mittel im japanischen Satz, der ein Prädikat mit der Personeneinschränkung enthält, das uns anweist, den Betrachtungspunkt des Sachverhalts *außerhalb* der Szene einzunehmen. Ein wichtiger Punkt, um zu überlegen, wie das Japanische und das Deutsche eine Ortsveränderung sprachlich kodieren, ist folgender: Diese Art japanischer Adjektive bzw. Verben mit der Personeneinschränkung bilden in Hinblick auf die Betrachtungsposition entweder außer- oder innerhalb der Szene genau den Gegensatz zu dem verwendeten Artikel des Deutschen, der das als das zählbare Nomen versprachlichte Lexem in der Regel im finiten Satz immer begleitet und der den Hörer beim Rekonstruieren des Satzes zwangsläufig zu dem Standpunkt, der sich außerhalb der versprachlichten Szene befindet – dem Standpunkt, von dem aus man einen Gegenstand als Ganzes [+ GANZHEIT] wahrnehmen kann – führt. Und das Prädikat in einem japanischen *finiten* Satz, in dem es um Bewegung geht, enthält in der Regel ein Bewegungsverb bzw. ein Auxiliar, das diese Personeneinschränkung aufweist. Die Anweisung, die die grammatischen Mittel eines solchen

Satzes dem Hörer geben, bildet in dieser Hinsicht einen Gegensatz zur im Deutschen üblichen sprachlichen Konzipierung der Bewegung in Bezug auf den Betrachtungsstandpunkt entweder außerhalb oder innerhalb des Verbalereignisses. Denn in einem deutschen üblichen Satz für Ortsveränderungen ist immer, wie wir im Folgenden sehen werden, eine Anweisung durch grammatische Mittel an den Hörer vorhanden, den Betrachtungsstandpunkt außerhalb der Szene einzunehmen. Der Unterschied des Betrachtungsstandpunkts – entweder außerhalb oder innerhalb des Vorstellungsbilds – stellt in dem Sinne in der vorliegenden Arbeit die Weichenstelle für die Versprachlichung der Ortsveränderung beider Sprachen dar. Um es vorweg zu sagen: Die zwei grammatischen Kodierungsmuster, die sich aus den sprachlichen Ausdrücken der Ortsveränderung des Deutschen und des Japanischen erschließen lassen und die unterschiedlichen Verwendungen der deiktischen Mittel, wie *kommen – gehen/kuru – iku* aufweisen, werden in der vorliegenden Arbeit auf den Unterschied des Betrachtungsstandpunkts – entweder außerhalb oder innerhalb des Vorstellungsbilds – zurückgeführt. Es ist vermutlich nicht abwegig, obwohl die Themen voneinander abzuweichen scheinen, an dieser Stelle noch einmal zu betonen, dass es im Japanischen im Gegensatz zum Deutschen in Bezug auf die Versprachlichung der Ortsveränderung und auch generell nicht berücksichtigt wird, ob der zum Ausdruck zu bringende Gegenstand, der die Komponente der Ortsveränderung darstellt, pluralisierbar/zählbar ist oder nicht. Denn, wie wir gleich sehen werden, ist die Zählbarkeit des zum Ausdruck zu bringenden Gegenstandes eng mit dem Vorstellungsbild, das einen außenperspektivischen Betrachtungsstandpunkt voraussetzt, verbunden.

8.5 Zählbarkeit und außenperspektivische Betrachtungsposition

Wie wir schon im vorherigen Abschnitt gesehen haben, stehen in Sprachen wie dem Deutschen die grammatischen Kategorien *Numerus* und *Artikel* dahingehend in Wechselbeziehung, ob ein Gegenstand mit einem Artikel versprachlicht und ob er als ein zählbarer Gegenstand betrachtet wird. Die Konturierung eines Gegenstandes setzt die konzeptionelle Zählbarkeit des betreffenden Gegenstandes voraus. Die Zählbarkeit eines Gegenstandes lässt sich nach Leiss (1992, 2000) wie folgt charakterisieren: Das als zählbar in einem Satz angegebene Nomen ruft ein Vorstellungsbild beim Hörer derart hervor, dass der Gegenstand, auf den sich das Nomen bezieht, eine Ganzheit aufweist. (Abb. 49)

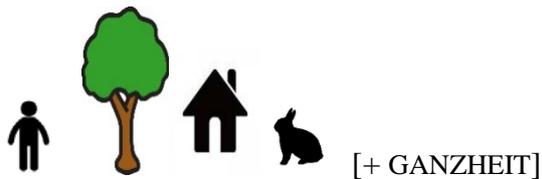
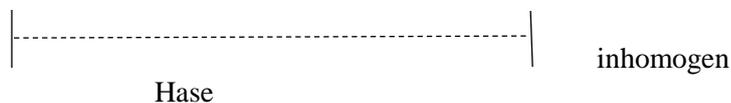


Abb. 49: Gegenstände mit dem Merkmal [+ GANZHEIT]

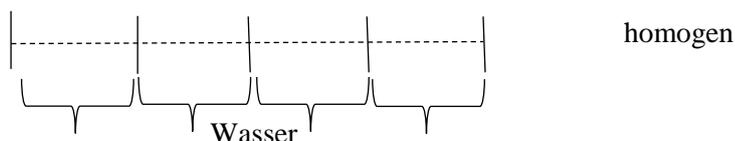
Wenn ein Gegenstand seine Ganzheit aufweist, ist er pluralisierbar/zählbar. Dieses Konzept *Ganzheit* lässt sich nach Leiss (1992) durch die Merkmale der Nichtteilbarkeit und Nonadditivität charakterisieren [17]. In die entgegengesetzten Merkmale der Teilbarkeit und Additivität lassen sich, sagen wir es aus Bequemlichkeit zuerst einmal so – obwohl wir davon ausgehen, dass ein Archilexem erst in der konkreten Anwendung in einem finiten Satz als ein zählbares Nomen oder ein nichtzählbares *Massennomen* bzw. als ein Adjektiv verwendet wird –, die *Massennomen* dekomponieren. Ein Massennomen ruft in einem finiten Satz beim Hörer das Vorstellungsbild hervor, dass es aus homogenen Teilen besteht. (vgl. Leiss 1992) Die Gegenstände bzw. Substanzen wie Wasser oder Blut werden oft im Deutschen als Massennomen versprachlicht und somit für solche gehalten. Massennomen oder Adjektive referieren auf einheitlich strukturierte, homogene Konzepte (vgl. Leiss 1992: 248). Die Merkmale [\pm TEILBAR], [\pm ADDITIV] lassen sich wie folgt verstehen: Auch wenn der betreffende Gegenstand bzw. die Substanzen geteilt oder additiert werden, kann das gleiche Lexem immer noch für ihn bzw. für sie verwendet werden (wie Wasser) [+ TEILBAR], [+ ADDITIV] oder nicht (wie Hase) [- TEILBAR], [- ADDITIV].

[17] (nach Leiss 1992 und 2014 LV)

I. **Zählbare Nomina** (count nouns) [- TEILBAR], [- ADDITIV] = pluralisierbar
[+ GANZHEIT]



II. **Massennomina** (mass nouns) [+ TEILBAR], [+ ADDITIV] = nichtpluralisierbar



Für uns ist relevant, dass das Merkmal der *Ganzheit* eng mit dem Vorstellungsbild, das einen außenperspektivischen Betrachtungsstandpunkt voraussetzt, verbunden ist und dass die

Signalisierung der Ganzheit der Komponente einer Ortsveränderung im deutschen finiten Satz in der Regel nicht fehlen darf.

Lexeme wie Haus, Baum oder Bleistift sind dadurch charakterisiert, daß sie den Standpunkt des Betrachters als außerhalb des durch das Vorstellungsbild aufgerufenen Gegenstands lokalisieren. (Leiss 1992: 244)

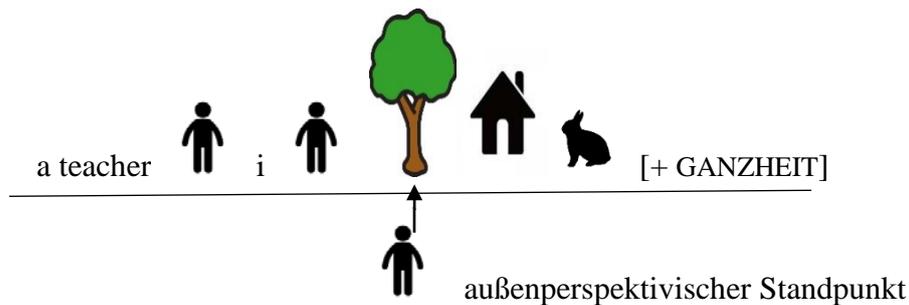


Abb. 50: Gegenstände mit dem Merkmal [+ GANZHEIT] aus dem außenperspektivischen Standpunkt

Werden ein Massennomen bzw. ein Adjektiv und ein zählbares Nomen miteinander verglichen, wird der vorausgesetzte Standpunkt des Betrachters = *außerhalb des Vorstellungsbildes* bei einem zählbaren Nomen deutlich. Das zählbare Nomen oder das grammatische Mittel, das die Zählbarkeit des Nomens signalisiert – also zum Beispiel der Artikel, der das als das zählbare Nomen versprachlichte Lexem in der Regel im finiten Satz immer begleitet –, führt den Hörer beim Rekonstruieren des Satzes zwangsläufig zu dem Standpunkt, der sich außerhalb der versprachlichten Szene befindet – dem Standpunkt, von dem aus man einen Gegenstand als Ganzes [+ GANZHEIT] wahrnehmen kann. Der beigefügte Artikel bestimmt den Standort des Betrachters als außerhalb der Szene. Wie Tanaka (2011) erwähnt, stellt es einen entscheidenden Unterschied dar, ob eine Sprache einen Artikel gebraucht oder nicht, um einen Satz finit zu machen. Was wir bei den japanischen Verben und Adjektiven gesehen haben, bildet in dieser Hinsicht den Gegensatz. Das ist der Unterschied, ob der Betrachter bei der Rekonstruktion des ausgesprochenen Satzes außerhalb der Szene platziert werden muss oder nicht.

8.5.1 Nominalqualifikation und deutsche Referenztechnik

Wie auch in Zusammenhang mit dem Tempus kurz erwähnt, wird im Deutschen die Versprachlichung einer Ortsveränderung durch die Angabe von Agens und Ziel erfolgen,

während im Japanischen das Agens und das Ziel der Bewegung zwischen Gesprächsteilnehmern in der Regel nicht versprachlicht werden, und wenn das Agenssubjekt und Ziel im Japanischen genannt werden, ist der Satz wohl nicht ungrammatisch, aber eindeutig ein idiomatisch misslungener Satz. Die Lexeme, die als Agens bzw. als Ziel einer Ortsveränderung angeboten werden, sind *zählbare* Nomina. Das wird deutlich, wenn man eine Ortsveränderung mit einer *Bewegung an einem Ort* (Abb. 49, 50) vergleicht. Ein Sachverhalt benötigt, um als eine erfolgreiche Ortsveränderung verstanden zu werden, in dieser Sprache die Signalisierung der Kontur bzw. der Abzählbarkeit des Bewegenden (Agens) und die von der Umgebung konturierten Gegenstandsstandpunkte (Ziel): das Agens und das Ziel. Andernfalls wird der Sachverhalt nicht als Ortsveränderung verstanden.

Ziel [+/- Kontur]

68. Er läuft über die Wiese. (Wiese mit Kontur vorgestellt = ein Ziel)

→**Ortsveränderung** eines Agens [+ **Kontur**]

69. Er läuft über/auf der Wiese herum. (Wiese ohne Kontur vorgestellt = eine Ortsangabe, wo die Handlung stattfindet, aber ohne Konturierung durch Zielangabe)

→**Bewegung eines Agens an einem Ort** [- **Kontur**]

Agens [+/- Kontur]

70. Ein Student kommt zum Bahnhof. (Student mit Kontur vorgestellt = ein Agens)

→**Ortsveränderung** eines Agens [+ **Kontur**]

71. * (Studentisches) kommt zum Bahnhof. („Student“ ohne Kontur vorgestellt)

→ [- **Kontur**]

Das Deutsche und viele bekannten Sprachen stellen Ortsveränderungen sprachlich so dar, als ob dort eine Veränderung der Standpunkte, die ein ortszählbarer Gegenstand bzw. Agens einnimmt, entstehe. Wenn ich diese Konzipierung der Ortsveränderung, die anhand von Beobachtungen ihre grammatischen Mittel erschließen lässt, genauer darstelle: Der Gegenstand bzw. das Agens, das zum Zeitpunkt 1 am Ort A war, gibt es dort nicht mehr zum folgenden Zeitpunkt 2, und er/es befindet sich zum Zeitpunkt 2 an einem Ort B (Ziel), wo es zum Zeitpunkt 1 nicht mehr ist (Abb. 51 – 53). Dies ist eine mögliche Erläuterung dafür, was

deutsche grammatische Mittel kodieren, um den Hörer eine Ortsveränderung in dieser Sprache rekonstruieren zu lassen – das typische grammatische Muster für die Versprachlichung der Ortsveränderung.

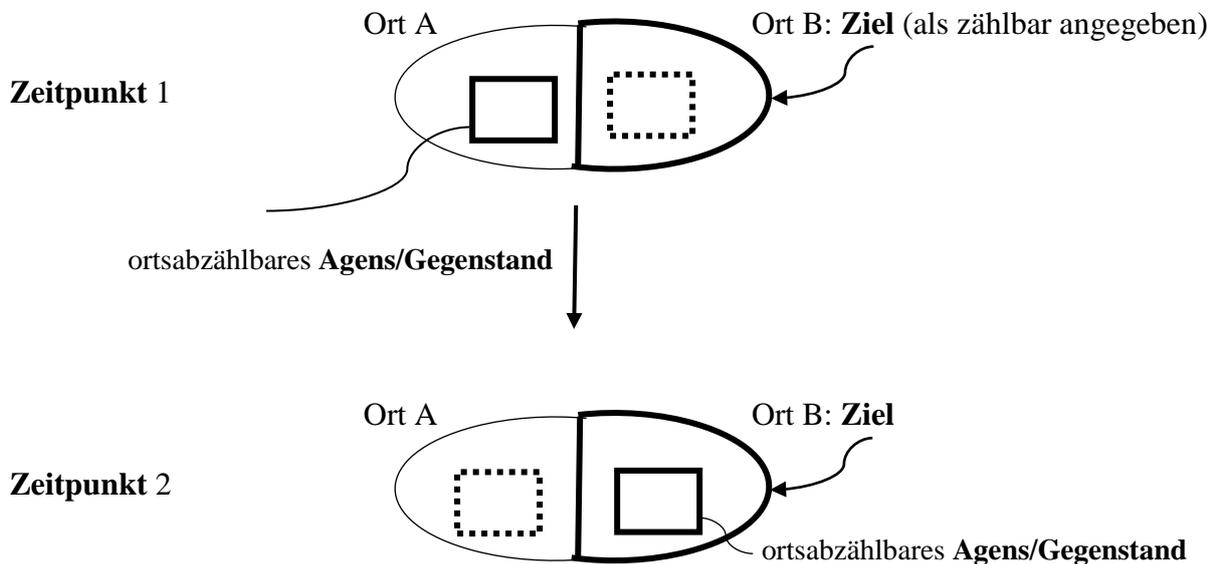


Abb. 51: Ortsveränderung als Veränderung aller Orte, die der Gegenstand bzw. das Agens nacheinander einnimmt. „Er läuft über die Wiese.“

Vergleich mit der Abb. 52. Die Darstellung der Konzipierung von der Bewegung an einem Ort (Ziel [- Kontur]), also nicht mehr ein Ziel.

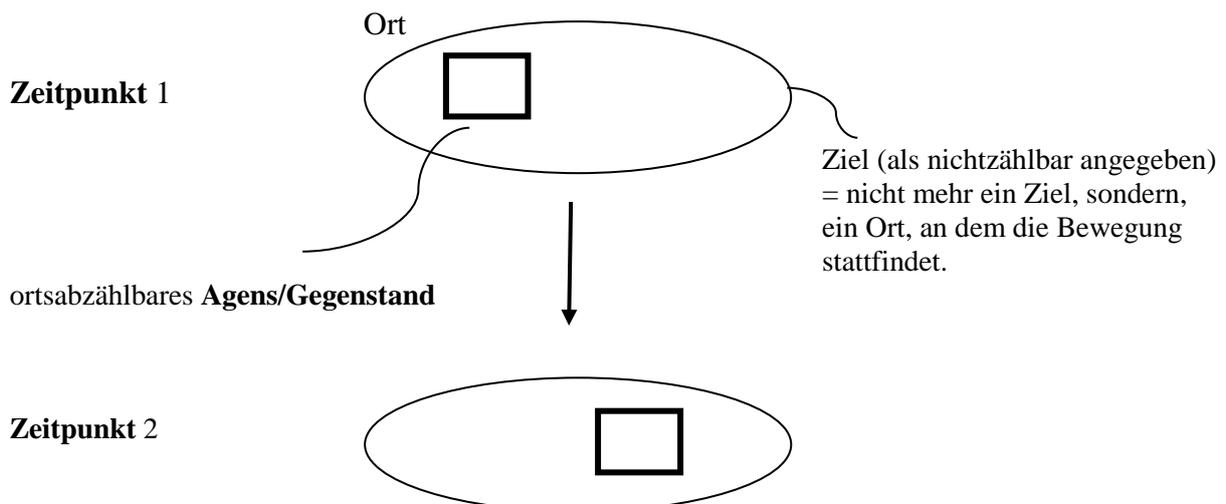


Abb. 52: Bewegung an einem Ort: „Er läuft über/auf der Wiese herum.“

Eine Hervorhebung der Kontur eines Gegenstandes bzw. einer Person, der Komponenten des Sachverhaltes – sowohl das sich bewegende Subjekt / Agens als auch das Ziel – ist eine

unabdingbare Voraussetzung für die Konzipierung der Ortsveränderung dieser Sprache. Stellen Sie sich vor, wenn das Bewegende seine Kontur verliert, wie in Satz (71: *(Studentisches) kommt zum Bahnhof.); auch wenn das Ziel mit einer Kontur vorhanden ist, liegt keine Bewegung mehr vor. (Abb. 53)

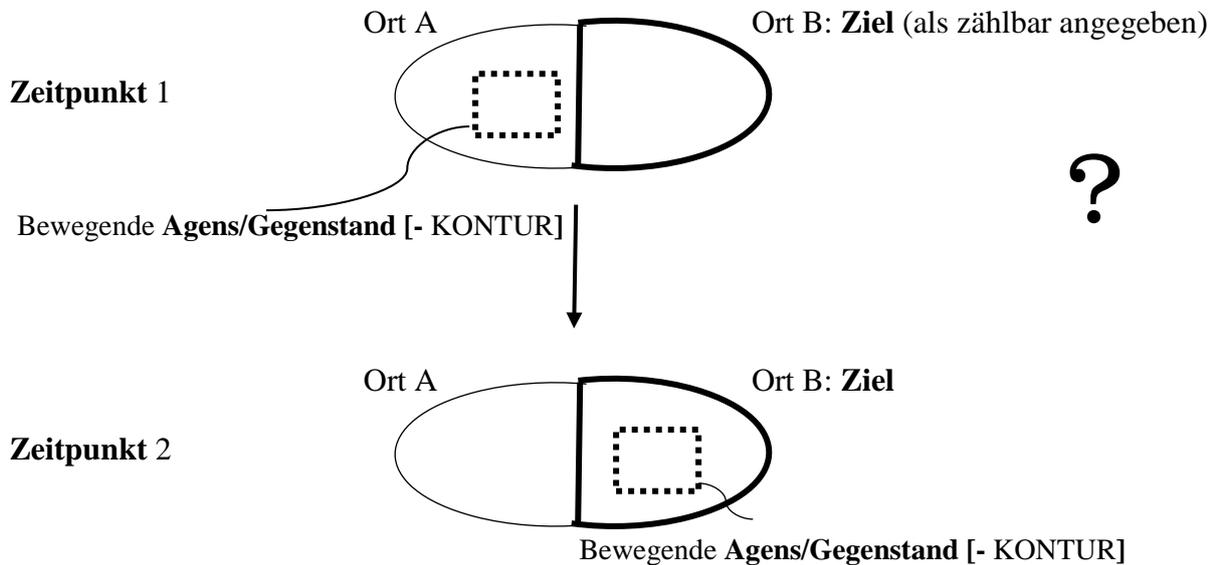


Abb. 53: *(Studentisches) kommt zum Bahnhof.

Jedoch wird in so einem Fall Folgendes verstanden: Auch wenn Dinge in der realen Welt keine scharfe Kontur besaßen, genauer gesagt, auch wenn Dinge in der Regel in dieser Sprache als Zählbares versprachlicht werden, sollte der Satz grammatisch sein, als ob er eine Kontur hätte (Satz 72, 73). Oder anders gesagt, der Hörer versteht sie so, als ob sie eine Kontur aufweisen würden, wenn sie die Komponente des in diesem Schema versprachlichten Sachverhalts bzw. der Ortsveränderung – etwas Zählbares erreicht das Ziel (Ziel beinhaltet in dem Sinne das Merkmal „Zählbarkeit“ in seiner Definition) [$\circ \rightarrow \circ$] – darstellen (Abb. 54).

72. Er kommt nach Deutschland. (Ortsveränderung eines Agens)

73. Der Frühling kommt nach Deutschland. (Pseudo-Ortsveränderung eines Gegenstandes, oder besser gesagt, eine gewagt metaphorisierte Ortsveränderung)

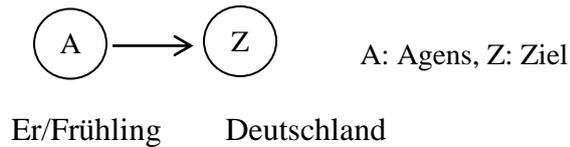


Abb. 54: Etwas Zählbares erreicht das Ziel (Ziel beinhaltet in dem Sinne das Merkmal „Zählbarkeit“ in seiner Definition) [○→○]

Worauf wir achten müssen, ist, dass die Pointe bezüglich der Versprachlichung der Ortsveränderung nicht an der Opposition Plural und Singular liegt, sondern an der Opposition zwischen Pluralisierbarkeit und Nicht-Pluralisierbarkeit (Countnoun VS Massnoun) – also zwischen Außen- und Innenperspektive. Die Konturierung eines Gegenstandes ist zwar tatsächlich eine unabdingbare Voraussetzung für die Mehrzahl von *gleichartigen* Gegenständen, die zu einer gleichen Kategorie (wie etwa X) gehören:



Abb. 55: Mehrzahl von Hase

Jedoch, bezüglich der Versprachlichung einer Ortsveränderung relevant ist das Vorhandensein des Betrachtungspunkts, der es ermöglicht, die Kontur eines Gegenstandes zu erkennen – also des außenstehenden Betrachtungspunkts der zu versprachlichenden Szene. Die Kontur ermöglicht wiederum, zwei *verschiedenen* Bestandteile (X und Nicht-X; Ziel und Nicht-Ziel: Abb. 56, 57) aus der kontinuierlichen Welt sprachlich entstehen zu lassen, wie die Hervorhebung der Kontur eines Gegenstandes aus der kontinuierlichen Welt ein Ziel sowie ein Agens ergibt. (Abb. 56, 57 und auch Abb. 51, 52)

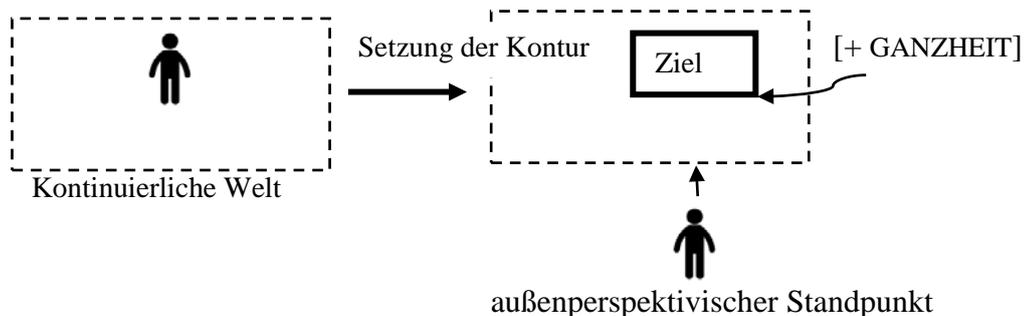


Abb.56: Hervorhebung von Bestandteilen X und Nicht-X aus der kontinuierlichen Welt

Der Artikel im Deutschen ist ein grammatisches Mittel, das signalisiert, dass die Hervorhebung der Kontur eines Gegenstandes aus der kontinuierlichen Welt vorhanden ist.

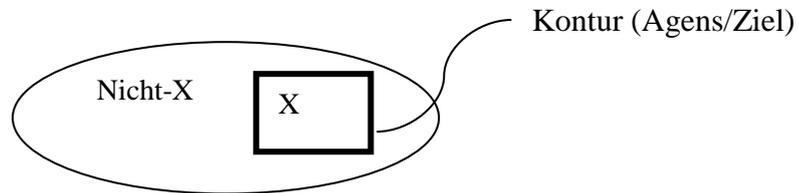


Abb.57: Vorstellung über die Hervorhebung der Kontur eines Gegenstandes (sowohl Ziel als auch Agens)

Ohne Hervorhebung eines konturierten Orts (Ziels) und ebenso eines konturierten Gegenstandes (das sich bewegende Agens) ist die versprachlichte Welt in dieser Sprache unverändert kontinuierlich in dem Sinne, dass es keine Ortsveränderung mehr gibt, sondern nur eine abgeschlossene Bewegung bzw. eine Bewegung an einem Ort. Die grammatische Kategorie Numerus sowie der Artikel in dieser Sprache spielen somit eine wesentliche Rolle im Referenzsystem. Diese Art sprachliche Rekonstruktion der Ortsveränderung [als Veränderung der Orte, wo sich das Agens bzw. der Gegenstand befindet] wie im Deutschen hängt eng mit der Hervorhebung der Kontur des Objekts – Agens sowie Zieles – und der Hervorhebung der Kontur eines Gegenstandes mit der Außenperspektive zusammen [$\circ \rightarrow \circ$]. In dem Sinne stellen die Nominalqualifikation und die Außenperspektive in diesen Sprachen einen unverzichtbaren Teil der Referenztechnik dar.

8.6 Methodisch misslungene Gegenüberstellung

Dahingehend, ob eine Sprache einen Artikel, der signalisiert, ob der betreffende Gegenstand zählbar ist, gebraucht, um einen Satz finit zu machen, bildet das Japanische einen klaren Kontrast zu dem Deutschen und den anderen sogenannten Artikelsprachen: Während im Deutschen bezüglich eines Nomens in einem finiten Satz immer diese Entscheidung in Bezug auf seine Kontur – zählbar oder nichtzählbar – getroffen werden muss, bleibt das Nomen im Japanischen auch im finiten Satz in dieser Hinsicht offen. Die oft gehörte folgende Erklärung für das japanische Nomen reicht in diesem theoretischen Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht aus: Das japanische und deutsche Nomen weisen unterschiedliche kategoriale Eigenschaften des Nomens auf: Das deutsche Nomen umfasst in der Regel ein zählbares Individuum, das japanische hingegen bezieht sich in der Regel auf die homogenen

Substantive ohne Ganzheitsbezug, wie Adjektive oder Massennomen im Deutschen. Die japanischen Nomina können nach dieser Erklärung dann in Bezug auf ihre Abgrenzbarkeit durch einen sogenannten Nominalklassifikator wie [18] spezifiziert und zählbar gemacht werden:

[18]

三	枚 の	紙
san	mai-no	kami
drei	Blatt (KL ³³)-GEN	Papier
	„drei Blatt Papier“	
三	人 の	人
san	nin-no	hito
drei	Person (KL)-GEN	Mensch
	„drei Menschen“	

Sie lassen sich somit pluralisieren bzw. zählen, wenn die Notwendigkeit dazu besteht – zum Beispiel, wenn es auf die Stückzahl ankommt. Was wir eigentlich in Frage stellen müssen, ist jedoch, wann überhaupt in dieser Sprache eine Stückzahl des Gegenstandes ankommt. Es könnte beispielsweise für englische Muttersprachler schwer vorstellbar sein, dass im Deutschen in so einem Satz (54a. I'm a teacher. 54b. Ich bin Lehrer.), morphologisch betrachtet, nicht der Beruf als etwas *Zählbares* aufgefasst wird – dass es dabei nicht auf die Stückzahl ankommt. Wenn ich nach dieser Auffassung den Gedanken versuchsweise weiterführe, gilt: Wenn die Klassifikatoren nicht im Satz vorkommen, hält man den Satz zum Beispiel für einen Satz, in dem die Interpretation der (An-)Zahl des Gegenstandes an dem Kontext liegt. Die Klassifikatoren werden hier als Ersatztechnik der Signalisierung/Markierung der Zählbarkeit eines Gegenstandes betrachtet. Somit wird betrachtet, dass die Klassifikatoren im Japanischen die Abwesenheit des Numerussystems kompensieren. Das Deutsche verfügt über die Kategorie Numerus, das Japanische weder über die grammatische Kategorie Numerus noch über das Genus noch den Artikel noch die Flexion am Verb nach Person und Zahl. Im Japanischen gibt es jedoch dafür *lexikalische* Mittel – Klassifikatoren –, so wird angenommen. Es steht somit dem Japanischen ein vergleichbares System, das die Zählbarkeit des betroffenen Gegenstandes ausdrückt, zur Verfügung. Die Gegenüberstellung zwischen Klassifikatoren des Japanischen und Numerus- bzw. Artikelsystem des Deutschen ist in dieser Hinsicht angemessen, da sie sich beide auf die

³³ KL steht hier und im Folgenden für Klassifikator.

Kontur des Gegenstandes beziehen. Anhand dieser Gegenüberstellung kommt man zu dem sprachlichen Pendant, wie ein *konturierter Gegenstand* zweier Sprachen ausgedrückt wird. Wie gesagt, jedoch ist nicht erfahrbar, wann ein Gegenstand in dieser Sprache konturiert versprachlicht werden soll, was wir eigentlich wissen möchten. Wir gehen in der vorliegenden Arbeit nicht der Frage nach: Wie kann man – vom außenstehenden Betrachtungspunkt, der die Voraussetzung für den Ganzheitsbezug des Gegenstandes ist – auf Japanisch einen Sachverhalt versprachlichen? Was wir bisher gesehen haben, ist, dass ein Gegenstand durch Sprache in einem finiten Satz, in einem Sachverhalt, zählbar wird.

Es gibt jedoch offenbar in der Tat auch Sprachen, deren Haupttechnik für die nominale Quantifikation solche Klassifikatoren beinhaltet und in denen die Entscheidung der (Un)zählbarkeit bezüglich des zu versprachlichenden Gegenstandes obligatorisch angetroffen werden muss. Ein bekanntes Beispiel für eine solche Sprache ist das Dyirbal – eine fast schon ausgestorbene Sprache in Australien. Sie gehört zu den Pama-Nyungan-Sprachen. Die Sprache ist dank Dixon (1994) schon lange für ihre Ergativität bekannt. Ein weiteres Kennzeichen dieser Sprache ist ihre Klassifizierungstechnik des Gegenstandes in vier Nominalklassen, die jeweils mit einem Klassifikator ausgedrückt werden. Diese zweite Eigenschaft der Sprache wurde von George Lakoff (1987) in *Women, fire, and dangerous things* in der Sprachwissenschaft bekannt gemacht. Wenn man in dieser Sprache auf einen Gegenstand referieren will, muss eine der vier Nominalklassen immer mitbenannt werden. In dieser Sprache kommt ein Nomen in einem finiten Satz stets von einem Klassifikator begleitet vor. Die versprachlichten Nomina dieser Sprache wurden alle obligatorisch in eine der vier Gruppen eingeordnet – so wie die deutschen Nomina, bezüglich derer die Entscheidung der Zählbarkeit und Nicht-Zählbarkeit getroffen werden muss. Die Klassifikatoren in so einer Sprache wie Dyirbal könnten sich möglicherweise in Hinblick auf die Nominalquantifikationstechnik mit Recht mit dem Numerussystem der Artikelsprachen – zählbar oder nichtzählbar – vergleichen lassen. Denn, es scheint, dass die *Nominalqualifikation* auch in dieser Sprache wie im Deutschen einen unverzichtbaren Teil der Referenztechnik darstellt. Im Japanischen ist dies jedoch nicht der Fall. Im Japanischen gibt es mehr als 100 Klassifikatoren, während Gyirbal über vier verfügt. Und die Angabe der Klassifikatoren ist nur dann obligatorisch, wenn es um die Stückzahl geht. Es kommt selten auf die Stückzahl an. Wenn ich einkaufen gehe und zwei Äpfel kaufen muss, könnte ich einen passenden Klassifikator verwenden, oder wenn ich auf eine Frage antworten muss, wieviel Kinder ich habe, usf. Die Aufführung der alltäglichen Kontexte, wobei es auf die Stückzahl ankommt, bringt wahrscheinlich nicht viel für unser Ziel der Arbeit. Für uns ist wichtig, dass

es in Bezug auf die japanischen Nomina nicht obligatorisch ist, ihre (Un-)zählbarkeit zu signalisieren, um einen Satz finit zu machen. Es darf betont werden, dass es in Bezug auf die Versprachlichung der Ortsveränderung in der Regel bezüglich der Komponente der Ortsveränderung nicht auf die Stückzahl ankommt. Die Determination der Nomina oder, besser gesagt, die Finitheit des Satzes muss da anders als durch die Signalisierung der Nominalqualifikation erfolgen.

8.7 Erkenntnisse und Grundlage für kontrastive Untersuchungen

Eine wichtige Erkenntnis, die uns bei der kontrastiven Sprachuntersuchung über mögliche grammatische Muster für die Versprachlichung der Ortsveränderung einen Anhaltspunkt geben könnte, ist die von Leiss (2000), die besagt, dass die Angabe der Kontur eines Gegenstandes nicht die einzige Möglichkeit darstellt, um einen perfektivischen Sachverhalt – Verbaltotalität – auszudrücken. Leiss (2000) zeigt, dass es zumindest zwei verschiedene Wege zum gleichen perfektivischen Sachverhalt gibt: einmal durch die Signalisierung der Zählbarkeit des Gegenstandes mittels Artikel (wie im Deutschen) und einmal durch die Signalisierung der Perfektivität des Verbalereignisses mittels Aspekt (wie im Russischen). Was wir vorhin gesehen haben, war, dass ein perfektivischer Sachverhalt – wie zum Beispiel eine Ortsveränderung – im Deutschen durch die Angabe sprachlich konturierter Gegenstände, die mit einem Artikel versehen im Satz vorkommen, dadurch erfolgt, dass die konturierten Gegenstände das Agens sowie das Ziel der Ortsveränderung darstellen. Die Sprache bietet eine Ortsveränderung als die Veränderung der Orte an, wo sich ein konturierter Gegenstand bzw. Agens befindet [Agens erreicht ein Ziel] [$\circ \rightarrow \circ$]. Leiss (2000) stellt dar, dass zu dem gleichen Ergebnis – sprachliche Rekonstruktion einer perfektivischen Ortsveränderung – eine andere Sprache auf anderem Weg, und zwar durch die Angabe perfektivischer verbaler Aspekte, kommt. Wie wird dabei eine Ortsveränderung strukturiert? Eine durch die Signalisierung von Perfektivität des Verbalereignisses erschließbare Ortsveränderung lässt sich meines Erachtens so formulieren: eine Ortsveränderung als eine Zustandsveränderung. Das ist eine Ortsveränderung, die nicht durch die Angabe der Abzählbarkeit der Objekte, sondern durch Signalisierung der Ortsabzählbarkeit eines Sachverhalts (= perfektivischer Aspekt eines Ereignisses) ermöglicht wird. Wir müssen nun die ganze Diskussion, die wir im Zusammenhang mit der Konturierung eines Gegenstandes geführt haben, auf den zeitlichen Bereich ausdehnen. Der perfektivische Aspekt hebt – so wie der Artikel – eine verbale Handlung aus dem kontinuierlichen Zeitverlauf hervor und bildet zwei Zustände, eine

perfektivische verbale Handlung und einen Vor- bzw. Nachzustand. Je nach der Aktionsart des Verbes, ob das Verb eine inchoative Aktionsart *entbrennen* aufweist oder eine resultative *verbrennen* usw., wird das Ende des ersten Zustands oder der Beginn des zweiten Zustands usw. signalisiert. (Abb. 58) Es erfolgt ein Vergleich auch mit der Konturierung eines Gegenstandes, was ein X (Zustand 1) und Nicht-X (ein anderer Zustand 2) ergeben (s. a. Abb. 57):

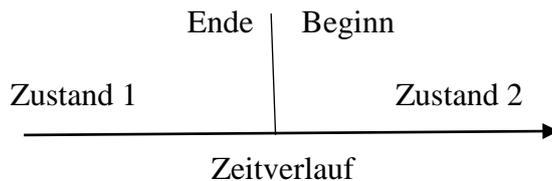


Abb. 58: Durch die Signalisierung der perfektivische Aspekt ergeben sich zwei Zustände

Eine Ortsveränderung als Zustandsveränderung lässt sich zum Beispiel folgendermaßen darstellen: Der perfektivische Aspekt kann eine Ortsveränderung so rekonstruieren: Er signalisiert, dass ein Zustand, in dem ein X (Gegenstand bzw. Agens) am Ort A existiert, (= Zustand 1) in einen anderen Zustand, in dem das gleiche X am Ort B ist (= Zustand 2), wechselt (Abb. 59).

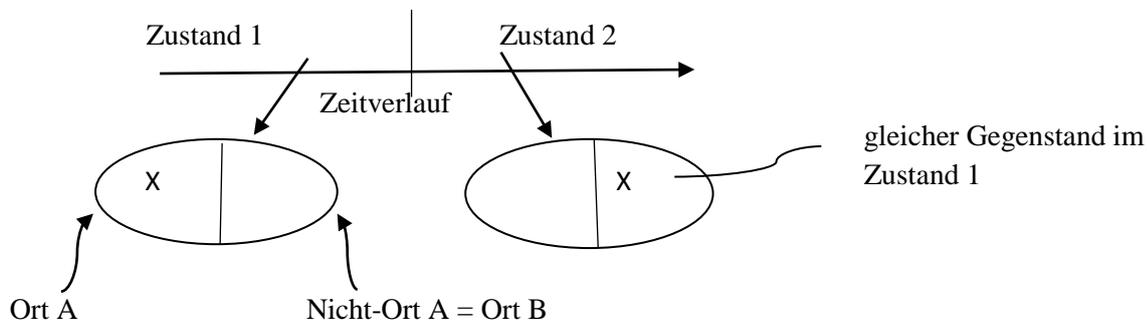


Abb.59: Ortsveränderung als Zustandsveränderung

Dass die Zeit abgelaufen ist, wird in dieser Sprache vermutlich dadurch erkannt, dass sich durch den perfektivischen Aspekt zwei nacheinander folgende Zustände, die vom Hörer so aufgefasst werden, ergeben, während der Zeitverlauf im deutschen Ausdruck der Ortsveränderung durch die Angabe des Endzeitpunkts, genauer gesagt, durch die Angabe des Ziels, erkannt wird. Der Zeitverlauf – dass der Hörer versteht, dass die Zeit abgelaufen ist – ist für einen perfektivischen Sachverhalt generell unentbehrlich. In dem Fall mit dem perspektivischen Aspekt nimmt der Erkennende wahr, dass ein sich in der Anfangssituation

an einem Ort befindender Gegenstand/Agens (X) nach einer gewissen Zeit einen anderen Ort einnimmt, d. h., dass sich in einer gewissen *Zeitspanne* der Zustand des Gesamtbilds verändert hat. So wird die Zeit – die keinen ontologischen Status hat – bzw. der Zeitverlauf von Sprecher dieser Sprache erkannt/aufgefasst, soweit es sich anhand von Beobachtung dieser Sprache erschließen lässt. Der Zustand 2 muss als der nächste, spätere Zustand des Zustands 1 verstanden werden, damit man die beiden Zustände als einen Vor- und Nachzustand verstehen kann, d. h. damit man die Zustandsveränderung als eine erfolgreiche Ortsveränderung eines Gegenstandes begreifen kann. Die zwei Zustände verbindet der gleiche Gegenstand (bzw. Agens), den die beiden Zustände gemeinsam in sich einschließen, miteinander. In dieser Konzipierung der Ortsveränderung ist die Signalisierung der Kontur eines Gegenstandes X (bzw. Agens) dann in diesem Sinne nicht mehr entscheidend für die sprachliche Rekonstruktion einer Ortsveränderung. So erläutere ich die sprachliche Rekonstruktion einer Ortsveränderung durch den perfektivischen Aspekt, die Konzipierung einer Ortsveränderung als Zustandsveränderung.

Wir haben daraus für die kontrastive Sprachuntersuchung über die möglichen grammatischen Muster für die Versprachlichung der Ortsveränderung zur Kenntnis genommen, dass die Angabe der Kontur eines Gegenstandes nicht die einzige Möglichkeit ergibt, um die *Verbaltotalität* auszudrücken. (vgl. Leiss 2000) Artikel und Aspekt stellen bezüglich des Ausdrucks der Verbaltotalität grammatische Synonyme dar (vgl. Leiss 2000: 275 – 276), obwohl es so scheint, dass es bei dem Aspekt um die Signalisierung der Totalität der Verbalsituation geht und bei dem Artikel um die Signalisierung der Totalität eines Gegenstandes. Jedoch kann weder Artikel noch Aspekt allein nicht *eine Ortsveränderung* sprachlich rekonstruieren. Erst in einem finiten Satz, im Zusammenspiel mit anderen beteiligten grammatischen Mitteln des Satzes, können die beiden grammatischen Kategorien die sprachliche Rekonstruktion der Ortsveränderung – die Verbaltotalität – hervorrufen. Werden die beiden grammatischen Kategorien „transkategorial“ (Leiss 2000: 150, 156) betrachtet, werden sie in Bezug auf ihre Funktion im sprachlichen Rekonstruktionssystem einer Ortsveränderung unter einer Invarianz der Funktion zusammengebracht. Sie substituieren sich in dieser Hinsicht gegenseitig. (vgl. Leiss 2000) Wenn Sprache unabhängig von einzelsprachlich bedingten Wortarten untersucht wird, gibt es verschiedene Wege, die zum gleichen Sachverhalt, zur gleichen Ortsveränderung gelangen. Es bestehen alternative Wege, die Verbaltotalität auszudrücken. Der morphologische Unterschied der Realisierungsformen bzw. Realisierungstechniken, die dasselbe Ziel verfolgen – ob nun die Ortsabzählbarkeit eines Gegenstandes oder einer verbalen Handlung –, sollte als äquivalent

gelten. Die Abweichungen der eingeschlagenen Wege in jeder Einzelsprache bestehen nicht in einem jeweils anderen Vorkommen des zu versprachlichenden Sachverhalts in der Welt. Relevant ist, dass die Sprache transkategorial und in einem finiten Satz, in dem erst alle beteiligten grammatischen Mittel des Satzes im Zusammenspiel die Rekonstruktion der Verbaltotalität hervorrufen, betrachtet wird. Wir sprechen hier über die Unbegründetheit der Rekonstruktionstechnik des Zeitverlaufs, der sprachlichen nominalen Quantifikation und zugleich aber auch der verbalen Quantifikation und über deren einzelsprachliche Konzipierungsfreiheit bzw. -flexibilität. Die nichtcartesianische Sprachtheorie hat uns zu dieser Ansicht geführt, die uns Sprachforscher von der verbreiteten, jedoch sprachspezifischen Parametersetzung befreit. Wir müssen nicht wählen, welche sprachliche Konzipierung eines Sachverhaltes richtiger ist. Somit wird das Konzipierungsschema der Ortsveränderung, das im Deutschen und in vielen bekannten Sprachen wirksam ist und somit mehr oder weniger als Parameter bei der Untersuchung der Versprachlichung der Ortsveränderung vorausgesetzt wird, durch die Signalisierung der Zählbarkeit eines Gegenstandes [Agens erreicht ein Ziel] [$\circ \rightarrow \circ$], auch als eine mögliche sprachliche Rekonstruierungstechnik der Ortsveränderung relativiert.

9 Problematisierung der Parametersetzung

9.1 Parameter für die sprachliche Rekonstruktion der Ortsveränderung

Es gibt zahlreiche Untersuchungen mit der gleichen, aber mit einer von meiner Axiomatik und konsequenterweise meiner Methodik abweichenden Thematik: Man geht unreflektiert von einer Parametersetzung der besser bekannten Sprachen, im vorliegenden Fall des indogermanischen Deutschen, aus, und es wird versucht, die Realisierungsform der Parameter in den anderen Sprachen zu finden. Das bleibt ein morphologischer Vergleich der Formseite: Mit welchen sprachlichen Mitteln wird das grammatische Muster der Ortsveränderung [ein Agens erreicht ein Ziel [$\circ \rightarrow \circ$]] – versprachlicht? Konsequenz dieser Fragestellung ist bezüglich der Suche nach dem Verwendungsprinzip des japanischen deiktischen Verbpaars *iku – kuru* (de: „gehen – kommen“) folgende Auffassung: Im Japanischen kann sich der Sprecher nicht in den Hörer hineinversetzen. Die *Origo-Hineinversetzung* ist in dieser Sprache unter diesen Bedingungen nicht erlaubt. Eine *Origo-Hineinversetzung* bedeutet, die Position des Hörers zu seiner Origo zu machen, der Sprecher versetzt sich etwa in die Lage des Hörers. Daraus wird aus *Sprecher geht zu Hörer* \rightarrow *Sprecher kommt zu Hörer*. Der

japanische Sprecher sagt in einem solchen Fall immer *Sprecher geht zu Hörer*. Er wechselt seine Origo nicht unter diesen Bedingungen. Die Origo-Hineinversetzung ist verboten. Die Erklärung hört sich zunächst logisch an, weil sich mit ihr eine richtige Beschreibung gewinnen lässt. Das ist aber eine klare Folge der Fragestellung: Mit welchen sprachlichen Mitteln wird das Agens oder das Ziel einer Ortsveränderung versprachlicht? Es wird gefragt und geantwortet, wie in dieser betreffenden Sprache bei der Versprachlichung einer Ortsveränderung ein Agens bzw. ein Ziel ausgedrückt wird. Wie überhaupt eine Ortsveränderung in dieser Sprache konzipiert wird, wird hingegen nicht gefragt. Deshalb muss zur Erklärung des Verbots der Origo-Hineinversetzung hinzugefügt werden, dass das Agens und das Ziel in der Regel ausgelassen werden, wenn sie kontextuell rekonstruierbar sind, um den japanischen Ausdruck mit *iku – kuru* (*de*: „gehen – kommen“) zu erklären. Das Konzipierungsmuster bzw. das grammatische Muster [ein Agens erreicht das Ziel [○→○]], das durch die grammatischen Mittel realisiert werden sollte, ist bei einer solchen Untersuchung vordeterminiert. Diese *deduktive* Methodik erweist sich als die typische wissenschaftliche Methodik in vielen Bereichen. Aus einer Deduktion ergibt sich in der Tat eine aussagekräftige Schlussfolgerung. Es ist aber auch wahr, dass die Deduktion uns leicht zu einer unangemessenen Schlussfolgerung führt, wenn die erste Prämisse nicht angemessen ist. Für diejenigen, die schon die erste Prämisse – die Parametersetzung in der Sprachforschung – bezweifeln, ist selbstverständlich keine dadurch erworbene Schlussfolgerung – das Verbot der Origo-Hineinversetzung – aussagekräftig. Es gibt in der japanischen Sprachwissenschaft seit dem Beginn der Rezeption der westlichen Grammatik Diskussionen um das grammatische Subjekt, das einen unverzichtbaren Begriff für die Grammatik der indogermanischen Sprachen darstellt, dahingehend, ob das grammatische Subjekt für die Beschreibung der japanischen Grammatik notwendig ist – d. h. für das grammatische Muster zum Beispiel der Versprachlichung der Ortsveränderung. Die ganzen Diskussionen darüber lassen sich als Versuch verstehen, den vorausgesetzten Parameter bei der Sprachanalyse selbst zu hinterfragen. Die Überlegung hinsichtlich des grammatischen Subjekts in der indogermanischen Grammatik gibt uns einen Anhaltspunkt, über den Unterschied der sprachlichen Konzipierungen der Ortsveränderung im Deutschen und Japanischen nachzudenken.

9.2 Das grammatische Subjekt

Die Sachverhalte – wie Sinneswahrnehmung, Gefühle und Fähigkeit usw. –, die die japanischen Verben oder Adjektive mit Personeneinschränkung ausdrücken, können im Deutschen zum Beispiel mit der sogenannten unpersönlichen Konstruktion ausgedrückt werden (s. a. Wackernagel 1950, I: 113 ff.). Die unpersönliche Konstruktion (*engl.*: „impersonal construction“) verlangt nicht nach dem *gewöhnlichen* grammatischen Subjekt. Es muss nicht wie folgt verstanden werden: In dieser Konstruktion fehlt das grammatische Subjekt oder es wird regelmäßig *ausgelassen*. Vielmehr verlangt das unpersönliche Verb, das eine unpersönliche Konstruktion bildet – oder ein Verb, das in einer unpersönlichen Konstruktion verwendet wird – von der Logik her kein Subjekt bzw. kein Agenssubjekt. Matsumoto (1991:1 – 41) erwähnt den Zusammenhang zwischen der Entstehung der obligatorischen Angabe eines grammatischen Subjekts und dem Verlust der unpersönlichen Konstruktion in den sogenannten SAE. SAE ist ein Begriff von Whorf (1963):

Da sich das Englische, Französische und Deutsche und die anderen europäischen Sprachen, [sic!] mit der möglichen, aber fraglichen Ausnahme des Balto-Slavischen und des Nicht-Indoeuropäischen, [sic!] in bezug auf die verglichenen Züge kaum unterscheiden, habe ich sie zu einer Gruppe zusammengefaßt, die ich kurz mit SAE für «Standard Average European» (Standard-Durchschnitts-Europäisch) bezeichne. (Whorf 1963: 78)

Wie seine nicht unbedingt präzise Definition des Begriffs andeutet, es ist scheinbar nicht entscheidend für die Diskussion, zu ermitteln, welche Sprachen zum SAE gezählt werden. Wichtig ist, dass wir uns ungefähr vorstellen können, dass es im Folgenden um die Sprachen geht, die typischerweise eine gemeinsame grammatische Konzipierungsstruktur eines Sachverhaltes – und zwar mit dem obligatorischen grammatischen Subjekt – aufweisen. In Anlehnung an Matsumoto (1991: 1 – 41) überlegen wir, was das *gewöhnliche* grammatische Subjekt in der modernen Sprachwissenschaft ist.

In früherer Zeit hatten viele indogermanischen Sprachen diese unpersönliche Konstruktion. Sie sind im Gegenwartdeutschen noch zum Teil zu sehen, jedoch ihr größter Teil ist verloren gegangen:

[19]

Mich friert – ich friere, mich hungert – ich hungere, mich dürstet – ich dürste, mir/mich schaudert – ich schaudere, mir träumet – ich träume, mir zweifelt – ich zweifle, mir/mich ekelt – es ekelt mir/mich, mich juckt – es juckt mich etc.

Der Wahrnehmende wird in einer unpersönlichen Konstruktion nicht mit dem Agenssubjekt, sondern oft mit dem Akkusativ oder dem Dativ ausgedrückt. Die unpersönliche Konstruktion sollte in vielen Fällen durch die normale persönliche Konstruktion mit Agenssubjekt (bspw. *ich habe Hunger*) oder durch eine Konstruktion mit einem sogenannten expletiven *es* (bspw. *es juckt mich*) ersetzt werden. Wie strukturiert eine unpersönliche Konstruktion den Sachverhalt konzeptionell? Sie strukturiert einen Sachverhalt nicht im Schema von *Agens und seiner Handlung*, sondern in sozusagen einem Schema des *Wahrnehmenden (Experiencer) und des Sachverhalts, der ihn betrifft*. Das Konzipierungsschema des Sachverhaltes wie Sinneswahrnehmung, Gefühle, Fähigkeit wurde, soweit sich morphologisch einschätzen lässt, sozusagen vom unpersönlichen Schema [Wahrnehmender und der Sachverhalt, der ihn betrifft], in dem konzeptionell kein Agens der Handlung verlangt wird, in dem Schema [Agens und seine Handlung] umgesetzt. In der Tat soll die Rezeption des Begriffs *Subjekt* in die Grammatikbeschreibung des Englischen nach Matsumoto (1991) erst im 17. Jhd. erfolgt sein. Er warnt vor der unreflektierten Annahme – so wie Bloomfield es macht –, dass der Begriff *Subjekt* auf die griechische Grammatik zurückzuführen ist, weil die Begriffe *Subjekt* und *Prädikat* auf Aristoteles zurückgehen:

They (Ancient Greeks (T. S.)) discovered the parts of speech of their language, is syntactic constructions, such as, especially, that of subject and predicate, and is chief inflectional categories. (Bloomfield 1935: 5)

Ein großer Teil der grammatischen Begriffe, die gegenwärtig in der Sprachwissenschaft und in der deutschen Grammatik verwendet werden und ihre Namen wie Genus, Numerus, Tempus, Modus, Person usw. stammen tatsächlich von der traditionellen Grammatik (*engl: traditional grammar*) und wurden aus den Untersuchungen der griechischen und lateinischen Philologie gewonnen. Andererseits wird auch oft erwähnt, dass in der griechischen Grammatikbeschreibung der Begriff *Subjekt fehlt*. Matsumoto (1991: 4) führt Steinthal (1891/1961) an:

Apollonios fragt nicht: wie wird der Satz gebaut, und welches sind die Elemente des Satzes? Sondern nur: wie verbinden sich die Wörter im Satze? Daher fehlt ihm jede Kategorie für Satzverhältnisse; er weiß nichts von Subject und Object, Prädicat und Attribut. Statt dieser erscheinen nur Nominativ und Accusativ, Verbum, Transition d. h. Wortverhältnisse. (Steinthal 1891/1961 II: 341)

Was ist überhaupt das Subjekt für die SAE, das sich dermaßen stark von seiner Universalität und seiner Unentbehrlichkeit im Satz bzw. in der sprachlichen Konzipierung eines Sachverhaltes überzeugen lässt.

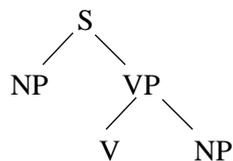
9.2.1 Das verbreitete Verständnis über den Begriff des grammatischen Subjekts

Es ist – soweit ich einschätzen kann – nicht so schwer, das Subjekt eines Satzes im Deutschen und möglicherweise auch in anderen SAE-Sprachen zu identifizieren. Das grammatische Subjekt ist nach der verbreiteten Definition der gegenwärtigen Sprachwissenschaft eine eindeutige syntaktische Kategorie, die sich nach Chomsky (1965: 71) wie folgt definieren lässt (vgl. Matsumoto 1991: 3): Das Subjekt ist die NP, die direkt von S regiert wird.

[20] (Chomsky 1965: 71)

”Suppose further that we propose the following general definitions:

- i) Subject-of : [NP, S]
- ii) Predicate-of: [VP, S]
- iii) Direct-Object-of: [NP, VP]
- iv) Main-Verb-of: [V, VP]”



(Chomsky 1965: 71)

Das grammatische Subjekt ist nach dieser Definition, unabhängig von der Semantik und der pragmatischen Funktion, syntaktisch definiert. Das grammatische Subjekt ist, vor allem bezüglich des Englischen, wie unterschiedlich seine semantische Rolle im Satz ist, das Element, das direkt von S regiert wird. Nach Perlmutter (1971) sind das Subjekt und das Verb die unabdingbaren Begriffe für die Beschreibung der Satzstruktur, des Konzipierungsschemas:

[C]onstraint (9) Any sentence other than an Imperative in which there is an S that does not contain a subject in surface structure is ungrammatical. (Perlmutter 1971: 100)

Das sogenannte “dummy subjekt” (Perlmutter 1971) sollte sich nach ihm als Konsequenz der Definition des Subjekts (constraint 9) verstehen lassen. Perlmutter (1971) sieht das Vorhandensein vom *dummy subjekt* als die distinktive Eigenschaft für die Sprachen, in denen sich ein syntaktisches grammatisches Subjekt in der Oberfläche obligatorisch realisieren lassen muss, an. Das *dummey Subjekt* lässt sich als ein syntaktischer Füller in der Satzstruktur definieren, der die syntaktische Bedingung bzw. das syntaktische Loch im Satz erfüllt und somit den Satz syntaktisch *vervollständigt* (lat: expleo). Die Sprachen mit so einer syntaktischen Bedingung stellen nach Perlmutter (1971) fast ausschließlich die SAE dar:

I will refer to languages such as French and English, which have the surface constraint (9) in their grammars, as Type A languages. Languages that do not have this surface structure constraint I will call Type B languages. These include Spanish, Italian, [...] Arabic, Hebrew [...] and Basque. Given this definition of Type A and Type B languages, every language must be either of one type or the other. (Perlmutter 1971: 115)

[T]he surface structure constraint (9) is an explanatory hypothesis that explains why all grammatical English sentences have some kind of subject in surface structure – that is, why they have the form that they do. (Perlmutter 1971: 115)

Englisch oder Französisch usw. gehören zum Typ A, der obligatorisch in der Oberfläche ein Subjekt realisieren lassen muss, so dass somit das *dummy subjekt* gegebenenfalls im Satz auftritt, während Spanisch, Italienisch und Arabisch usw. zum Typ B rechnen, bei dem die *morphologische* Realisierung des grammatischen Subjekts nicht obligatorisch ist. Das Subjekt kann in den Typ-B-Sprachen ausgelassen werden. In so einem Fall können wir meines Erachtens das Wort *auslassen* richtig verwenden, weil – ganz gleich, ob es ausgelassen (Type B) oder morphologisch realisiert wird (Typ A) – die Konzipierung von *Agens und seine Handlung* zugrunde liegt. Die Typ-B-Sprachen sind wie bekannt sogenannte Pro-Drop-Sprachen (Chomsky 1981: 240 ff.) im gegenwärtigen Wissensstand. Solange man von dieser Definition überzeugt ist oder die Definition unreflektiert für alle Sprachen – wie Perlmutter im Zitat sagt – voraussetzt, ist eine solche Einschätzung die klare Folge, dass auch in einer unpersönlichen Konstruktion und im Japanischen das Subjekt *fehlt* bzw. *ausgelassen* wird, wenn es aus dem Kontext rekonstruierbar ist:

In language it is universally observed that strategies exist to minimize the effort of conveying messages. The most common strategies are ellipsis, contraction, abbreviation and the use of

pronouns. Of these, ellipsis is the most efficient and occurs frequently in Japanese. Generally speaking, elements which can be understood from the context and / or from the situation can be omitted in Japanese unless ellipsis makes the sentence ungrammatical. (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 23)

Was ist dann der Kontext, den die Sprachgemeinschaft ohne Wort rekonstruieren kann? Der Kontext ist in dem Fall bezüglich des Subjekts nichts Anderes als das vorausgesetzte Konzipierungsschema des Sachverhaltes in dieser Sprache: Der Sachverhalt wird im Schema von *Agens und seine Handlung* aufgefasst, das Agens stellt in Bezug auf die Versprachlichung einer Ortsveränderung im Deutschen das Subjekt dar, das als etwas Zählbares sprachlich wiedergegeben wird. Wie erwähnt, ist es in einem japanischen normalen Satz vor allem in Bezug auf die Versprachlichung einer Ortsveränderung zwischen Gesprächsteilnehmern natürlicher, dass das Subjekt im Satz *fehlt*, um die Ortsveränderung auszudrücken – also nicht *fehlen*, sondern, dass der Sachverhalt vermutlich vom Konzept her nicht in dem Schema von *Agens und seine Handlung* aufgefasst wird. In vielen Fällen ist es tatsächlich schwer in Bezug auf den normalen japanischen Satz zu bestimmen, was das Subjekt des Satzes ist. Schauen wir uns einen *einfachen* Satz an:

74. modifiziertes Beispiel von (ibd. (1))

花子は 先生 です
Hanako-wa sensei desu.
Hanako-TOP Lehrer Kopula
„Hanako is a teacher./Hanako ist Lehrerin“

Wird *nicht* der Unterschied der Konzipierung berücksichtigt, ist jedoch einfach in Bezug auf den Satz zu antworten, was das Pendant darstellt, das zum Beispiel das Englische nach seinem Konzipierungsschema mit dem grammatischen Subjekt (74: *Hanako is a teacher*) angibt. Auf die gleiche Person *Hanako* in der realen Welt, die das grammatische Subjekt (im englischen Satz 74) darstellt, bezieht sich die nominale Phrase mit *Hanako*, die als Topik im japanischen Satz markiert aufgetreten ist (Satz 74). Das ist jedoch nicht die Antwort, die wir haben wollen, oder besser gesagt, nicht die Frage, der wir in der vorliegenden Arbeit nachgehen wollen. Wir behalten im Laufe der Überlegung im Folgenden die grobe Vorstellung über das grammatische Subjekt und den Punkt im Hinterkopf, dass das Subjekt nach der Definition (Perlmutter 1971: 100, constraint 9) auch in den indogermanischen Sprachen im Imperativ –

wobei die *Sprecherorientiertheit* vorausgesetzt wird – mit Recht *fehlen* darf. (Perlmutter 1971: 100) ³⁴

9.3 Das Topik im Japanischen

Der Begriff *das grammatische Subjekt* ist traditionell in der Beschreibung der japanischen Grammatik vor der Zeit des Anfangs der Rezeption der westlichen Grammatik, in der versucht wurde, die japanische Grammatik anhand von Begriffen der westlichen Grammatik zu systematisieren und zu beschreiben, nicht zu finden. Dass sich das japanische Subjekt anders verhält als das grammatische Subjekt indogermanischer Art, ist den japanischen Grammatikern schon seit der Zeit der Rezeption der westlichen Grammatik bewusst. Seitdem wurde immer wieder darüber diskutiert, was überhaupt das grammatische Subjekt sei, ob es wirklich für die Beschreibung japanischer Grammatik vonnöten sei. Wie wurde bis dahin die japanische Grammatik beschrieben? Einen möglichen Vergleich bietet die Beschreibung mit dem Begriff *Topik-Komment-Konstruktion*. Im Lehrwerk für japanische Nichtmuttersprachler steht bei dem Beitrag über die Kategorie *Topik* Folgendes geschrieben:

Topic is a key concept in understanding Japanese. Roughly speaking, the topic of a sentence is what the sentence is about. For example, in (1³⁵), the topic is Hanako and the rest of the sentence provides information about Hanako. (A dictionary of basic Japanese grammar: 2002: 21)

75. modifiziertes Beispiel von (ibd. (1)) und Satz 74

花子は 先生 です
Hanako-wa sensei desu.
Hanako-TOP Lehrer Kopula
„(Speaking of Hanako,) Hanako is a teacher./Hanako ist Lehrerin“

³⁴ Nur nebenbei ist zu bemerken: Es ist selbstverständlich nicht der Fall, dass in allen bisher vorgeschlagenen Sprachtheorien der Begriff *Subjekt* im Zentrum der Beschreibung der sprachlichen Konzipierung eines Sachverhaltes steht. In der Theorie der Kasusgrammatik („Case Grammar“) des amerikanischen Sprachwissenschaftlers Charles J. Fillmore (Fillmore 1968) werden Sätze als Kombination aus einem Verb und einem oder mehreren semantischen Rollen (= Kasusrolle), wie Agens, Instrumental oder Experiencer, aufgefasst. In der Theorie der sogenannten Dependenzgrammatik des französischen Slawisten Lucien Tesnière (Tesnière 1959) werden die Sätze nach der Anzahl der Aktanten, die von einem Verb, das für ihn das zentrale Element des Satzes darstellt, regiert (= die Valenz des Verbs) (vgl. Tesnière 1969: 238).

³⁵ Satz (75) dieser Arbeit.

Ein Sachverhalt – hier der Identitätsbestimmung – kann nach dieser Beschreibung über die grammatische Kategorie *Topik*, die in der modernen japanischen Grammatik manchmal auch als *das semantische Subjekt* bezeichnet wird, also so konzipiert und angegeben werden:

[21]

Topik = worüber man spricht („what the sentence is about“) (Ebd.): hier *Hanako*

Komment = was man über *Topik* spricht. (Ebd.): hier *Lehrer (zu) sein*

Wenn wir nun das Satzelement im Japanischen, das dem Subjekt der indogermanischen Sprachen möglicherweise entspricht, das *grammatische* Subjekt, das Satzelement, das das sogenannte Topik aufweist, als das *semantische Subjekt* bezeichnen, ist es auch nicht selten, dass ein Satz vorkommt, der das grammatische Subjekt und das semantische Subjekt beide enthält. Aus der Perspektive der westlichen Grammatikbeschreibung, die in den Sprachen entworfen ist, in denen keine (zumindest morphologische) Unterscheidung zwischen dem grammatischen und semantischen Subjekt obligatorisch ist, schaut so ein Satz aus, als ob er zwei Subjekte besitzt. Somit wurde das semantische Subjekt in so einem Satz manchmal als *Nominativus pendens* (lat. nominativus “nominative case” + pendens “hanging”= eine nominale Phrase, die wie ein Subjekt des Satzes aussieht, jedoch nicht als das Subjekt im Satz fungiert) bezeichnet. (vgl. Matsumoto 1991) Whorf (1956: 264) hat in einem Kontext, bei dem er die Meinung vertritt, dass der japanische Satz zwei Subjekte besitzen kann, einen japanischen Satz mit dem doppelten Subjekt – hier mit dem grammatischen und semantischen Subjekt –, wie folgt (Satz 76) übersetzt (vgl. Ikegami 1981, 2000). Es werden die Übersetzungen des gleichen Satzes von Ikegami (2000) und von Whorf (1956) gegenübergestellt:

76.

日本は	山が	多い
Nihon-wa	yama-ga	ooi
Japan-TOP	Berg-NOM	viel

„Was Japan betrifft, gibt es viele Berge.“

→ As for Japan/In Japan, there are many mountains.” (vgl. Ikegami 2000)
“Japan, in regard to its mountains, are many.” (Whorf 1956: 264)

Ikegami (2000) kommentiert die Übersetzung Whorfs dahingehend, dass sein Satz weder eine vernünftige Wiedergabe des japanischen Satzes noch ein grammatischer englischer Satz sei. Die Übersetzung von Ikegami (2000) liefert möglicherweise dem Sprecher, dessen Sprache

über keine grammatische Kategorie *Topik* bzw. das semantische Subjekt verfügt, eine bildhafte Vorstellung über die Konzipierung eines Sachverhaltes des Topik-Komment-Schemas. Denn die Topik bzw. das semantische Subjekt lässt sich in einem solchen Fall, den Ikegami behandelt hat (Satz 76), mit der lokalen adverbialen Phrase im Deutschen, die ausdrückt, wo die verbale Handlung stattfindet, in ähnlicher Weise wiedergeben. Die lokale Angabe steht grammatisch – nach der deutschen Grammatik – außerhalb des Rahmens der verbalen Handlung. Sie hängt nicht von dem Prädikat des Satzes ab. Sie ist kein Argument des Satzes. Wenn wir den Satz (76) konkret mit dem vorherigen erwähnten Schema von *Topik-Komment* darstellen, ergibt sich Folgendes:

[22]

Im Fall der englischen Übersetzung von (76): „In Japan, there are many mountains.“ (Ikegami 2000))

Topik (*griech.* topos „Ort“) – worüber man spricht, ist der Ort, den die lokale Angabe darstellt, wo ein Sachverhalt stattfindet: hier *in Japan*

Komment, – was man darüber spricht, ist der Sachverhalt, der an dem Ort stattfindet: hier *there are many mountain*

Wird die Konzipierung eines Sachverhaltes mit dem Topik-Komment-Schema nun auf den zeitlichen Bereich ausgedehnt, ergibt sich ein Satz:

77. von Ikegami (2000), er zitiert an dieser Stelle Whorf (1956: 264)

今日は	気温が	高い
Kyou-wa	kion-ga	takai
Heute-TOP	Temperatur-NOM	hoch

Wörtl: „Was heute betrifft, ist das Temperatur hoch.“ „Heute ist es warm.“

Das Topik drückt hier den metaphorisch übertragenen *Ort*, wo der Sachverhalt, der den Rest des Satzes (Kommentar) darstellt, stattfindet, aus:

[23]

Im Fall von Satz (77: Was heute betrifft, ist das Temperatur hoch. / Heute ist es warm.)

Topik-Marker markiert den zeitlich übertragenen Ort, wo ein Sachverhalt stattfindet: hier *heute*

Der Sachverhalt (= **Komment**), der an dem Ort stattfindet: hier *das Temperatur ist hoch*

Mit der gleichen Konstruktion von Topik-Komment lässt sich nun auch die Konzipierung des Sachverhaltes des Satzes (78) auffassen, diesmal jedoch mit einer menschlichen Topik. (vgl. Ikegami 2000) Es bedarf einer Umformulierung: In dieser Konzipierung dieses Sachverhaltes ist ein Mensch zu sehen, der funktionell das Topik in dem bisher festgestellten Sinne aufweist, also das Topik, das den Ort ausdrückt, wo der Sachverhalt, den der Rest des Satzes (Kommentar) darstellt, stattfindet.

78. (Wiederhaufname von 54a. und b. S. a. Satz 74, 75)

私は 先生 です
Watashi-wa sensei desu.
Ich-TOP Lehrer Kopula
„(Speaking of me,) I'm a teacher. / Ich bin Lehrer (bzw. Lehrerin)“

Vor allem der Satz (78) mit dem menschlichen Topik scheint sich auch mit der Subjekt-Prädikat-Konstruktion gut analysieren zu lassen. Wird der Satz (78) jedoch ganz unabhängig von der Logik der Einzelsprachen, zum Beispiel der deutschen bzw. der indogermanischen Sprachen, analysiert, ist es auch kein Muss, so eine Struktur der Subjekt-Prädikat-Konstruktion hinter dem Satz (78) vorauszusetzen. Ikegami (2000) fasst letztlich den Begriff *Topik*, *worüber der Rest des Satzes kommentiert*, zusammen und verallgemeinert: Der Topik-Marker *-wa* im Japanischen markiert ein Satzelement, der im Rest des Satzes *gilt*. (vgl. Ikegami 1981)

9.4 Die bevorzugte Perspektivierung über ein Besitz-Verhältnis: *sein* und *haben*

Was an dieser Stelle – wo wir über den Unterschied der Konzipierung bezüglich des an dem zu versprachlichenden Sachverhalt beteiligten Menschen sprechen – noch miteinbezogen werden kann, ist die Diskussion über den Ausdruck des Besitzens. Der Unterschied der sprachlichen Konzipierung des Sachverhaltes – *besitzen* –, der sich aus dem verwendeten Verb erschließen lässt, hat in der Sprachwissenschaft besonders große Aufmerksamkeit erregt: welchen Typ des Verbs – *Sein*-Typ oder *Haben*-Typ – die Sprache verwendet, um ein Besitz-Verhältnis auszudrücken, ob eine Sprache ein Besitz-Verhältnis sprachlich als etwas konzipiert, das sich mit *Haben* kodieren bzw. strukturieren lässt oder mit *Sein*. Darüber berichtet Ikegami (2000). Basierend auf diesem Unterschied des gewählten Verbs – *Sein*- oder *Haben*-Typ – wurden Sprachen der Welt gegenübergestellt und es wurde die typologische Benennung als BE-Sprachen und HAVE-Sprachen vorgeschlagen (vgl. Issatschenko 1974,

s. a. Ikegami 2000). Darüber diskutierten auch Antoine Meillet, einer der wichtigsten französischen Sprachwissenschaftler des 20. Jahrhunderts, und sein Schüler Émile Benveniste. Benveniste (1966) weist darauf hin, dass die Sprachen der Welt größtenteils *Haben*-Sprachen sind und sich, historisch gesehen, Sprachen von *Sein*-Sprachen zu *Haben*-Sprachen verändern. Für uns interessant ist, zu überlegen, wie wir den Unterschied der Konzipierung des Besitzens der jeweiligen Sprachtypen verstehen können. Es gibt vermutlich keinen japanischen Muttersprachler, der sich nicht wundert, wenn er zum ersten Mal so einen Satz – *Ich habe ein Kind* –, in dem das Besitz-Verhältnis mit *haben* strukturiert wird, hört. Warum *haben*? Wie wird der Sachverhalt – *besitzen* – dabei konzipiert? Für das Japanische ist es kaum vorstellbar, vor allem wenn der Besitz wie in Satz (79) ein Lebewesen ist, diesen anders als mit *sein* zu strukturieren und auszudrücken³⁶:

79.

私には	子供が	いる
Watashi-(ni)-wa	kodomo-ga	iru.
Ich-(DAT)-TOP	Kind/Kinder-NOM	Kopula

Wörtl: „(Bei mir) ist/sind Kind(er).“ „Ich habe ein Kind/ Kinder.“³⁷

Der Satz (79) ist ein normaler Satz im Japanischen, der besagt, dass ich ein Kind bzw. mehrere Kinder habe. Grob gesagt, die germanischen Sprachen im gegenwärtigen Europa wie das Deutsche sollten als *Haben*-Sprachen und die nichtgermanischen Sprachen in Europa, wie Finnisch, Ungarisch und aber auch Russisch, als *Sein*-Sprachen eingeordnet werden. Das Japanische gilt in der Regel als eine *Sein*-Sprache. Wie wird das bestehende Besitz-Verhältnis zwischen zwei Gegenständen (hier *ich* und *Kind(er)*) sprachlich konzipiert, wenn man es jeweils mit *haben* und mit *sein* ausdrückt?

9.4.1 Der Begriff *Besitzen*

Die Interpretation von Ikegami (2000) lautet: Die *Haben*-Sprachen verwenden ein gesondertes Konzipierungsschema, das sich mit dem Verb *haben* ausdrücken lässt [**Ein Besitzer hat einen Besitz**], um die *Kontiguität* zwischen zwei Gegenständen wiederzugeben, wobei der Ort, an dem der Besitz (X: *Kind*) existiert, ein Mensch (Y: *Ich*) ist bzw. ein Gegenstand, zu dem der andere Gegenstand (hier, X: *Kind*) in der Nähe existiert

³⁶ Wenn der Besitz kein Lebewesen, beispielsweise ein Haus, ist, stehen auch im Japanischen beide Möglichkeiten zur Verfügung, um das Besitz-Verhältnis auszudrücken, das Verb *haben* und *sein*.

³⁷ In dem japanischen Satz bleibt unklar, ob es sich auf ein Kind oder mehrere Kinder bezieht.

(= Kontiguität), ein Mensch (hier, Y: *Ich*) ist (Abb. 60). Die Konzipierung vom Besitz-Verhältnis mit *haben* [Y hat X] hat Ikegami (2000) als einen besonderen Fall der Kontiguität, in dem das Argument Y (hier *Ich*) ein Mensch ist, interpretiert. (Abb. 61)

Ich habe ein Kind:
 X: Der Besitz (hier *Kind*)
 Y: Der Besitzer (hier *Ich*)

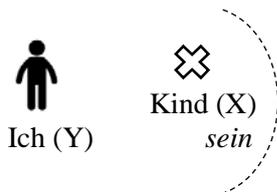


Abb. 60: Vorstellung des *sein*-Besitzes

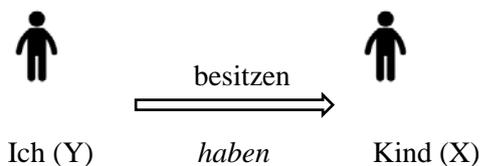


Abb. 61: *haben*-Besitz: eine Relation von einem Besitzer und einem Besitz

Seine Interpretation basiert meines Erachtens auf der Beobachtung, dass die gleiche Relation zwischen zwei Gegenständen – also die Kontiguität – dahingehend zugrunde liegt, ob die Besitz-Relation mit *Sein* oder mit *Haben* versprachlicht wird: Der Besitz X (*Kind*) existiert in der Nähe zu dem Besitzer Y (*Ich*) (s. a. Abb. 78). Selbstverständlich gilt dies auch umgekehrt: Der Besitzer Y (*Ich*) existiert in der Nähe von dem Besitz X (*Kind*). Aber dann wird in den *Haben*-Sprachen die bloße Kontiguität in der realen Welt so angesehen, als ob ein Besitz-Verhältnis zwischen den beiden Gegenständen bestände, wenn ein Gegenstand (hier Y: *Ich*) ein Mensch ist. So besteht der Begriff Besitzer (hier Y: *Ich*), denn, dadurch ergibt sich die Möglichkeit, dass die Beziehung zwischen den zwei Gegenständen, die nah beieinanderstehen, als Zugehörigkeit des X (hier *Kind*) zu Y (hier *Ich*) bzw. als Besitz des X (hier *Kind*) von Y (hier *Ich*) zu verstehen ist. Vergleichen Sie den Fall mit einem, in dem beide Gegenstände bzw. der „Besitzer“ ein unbelebter Gegenstand ist. Da liegt vermutlich in der Regel kein Besitz-Verhältnis vor. Das Besitz-Verhältnis ist mehr oder weniger ein sprachliches Konzept, das nicht in der Welt vorkommt. Es kann sein, dass Ikegami (2000) die Ansicht vertritt, dass die beiden Formulierungen, ob mit *Sein* oder mit *Haben*, die die gleiche Relation – die

Kontiguität –, jedoch mit unterschiedlichen Konzipierungsschemata, versprachlichen, deshalb aufgetreten sind, weil die zu erschließende Konzipierung von *Sein*-Sprachen über das Besitz-Verhältnis, rein morphologisch betrachtet, nichts Anderes als ein Ausdruck für eine lokale Existenz des Gegenstandes X (hier *Kind*, Besitz in der *Haben*-Sprache) ist, das dem anderen Gegenstand Y (hier *Ich*, der Besitzer in der *Haben*-Sprache) nahesteht. Vergleichen Sie den Satz (80: Ein Kind ist im Raum.), der eine lokale Existenz des Gegenstandes/einer Person (hier *ein Kind*) darstellt:

79. (Wiederaufnahme)

私には	子供が	いる
Watashi-(ni)-wa	kodomo-ga	iru.
Ich-(DAT)-TOP	Kind/Kinder-NOM	Kopula

Wörtl: „(Bei mir) ist/sind Kind(er).“ „Ich habe ein Kind/ Kinder.“

80.

部屋には	子供が	いる
Heya-ni-(wa)	kodomo-ga	iru.
Raum-DAT-(TOP)	Kind/Kinder-NOM	Kopula

Wörtl: „Im Raum ist/sind Kind(er).“

Die Partikel *-ni*, die in Bezug auf die lokalen Ausdrücke üblicherweise mit *in* oder *bei* im Deutschen übersetzt wird, aber wenn sie mit einem Verb, das eine Direktion aufweist, im Satz auftritt, üblicherweise in *zu* oder *nach* ins Deutsche übersetzt wird, wird, so wie die anderen Partikel im Japanischen, getilgt, wenn sie mit dem Topik-Marker *wa-* im Satz auftreten. Satz (79) und (80) stellen eine strukturelle Homologie dar. Der Unterschied zwischen (79) und (80) liegt nur darin, dass der Ort, wo sich das Kind befindet, in Satz (80) ein *Raum* und in Satz (79) ein Mensch (*ich* = sinngemäß bei mir) ist:

[24] Die homologe Struktur der Konzipierung des Besitzes mit *sein*

Bei Y (Besitzer in der *Haben*-Konstruktion) existiert X:

Kind [X] ist [*sein*] im/bei [Art der Kontiguität] Raum/mir [Y] = [X ist bei Y]

Der japanische Ausdruck stellt zumindest morphologisch keinen Unterschied dar, ob der Ort, wo sich das Kind befindet, in einem Raum oder bei mir ist. In einer *Haben*-Sprache hingegen wird der Ort, wo sich der Besitz befindet, unter der Bedingung, dass er ein Mensch ist, typischerweise nicht mehr diese Kontiguität mit dem Schema der lokalen Existenz [X ist bei Y] aufweisen: wie etwa im Sinne von „Ich habe ein Kind“, (81) Bei mir ist ein Kind [X ist bei Y], daher gilt das Deutsche als eine *Haben*-Sprache:

81. (s. a. Satz 80)

子供が	部屋に	いる
kodomo-ga	Heya-ni	iru.
Kind/Kinder-NOM	Raum-DAT	Kopula
Wörtl: „Kind(er) ist/sind im Raum.“		

Jedoch wird der Mensch nicht nur in den *Haben*-Sprachen sprachlich gesondert behandelt, sondern dies geschieht auch in einer anderen Weise in den *Sein*-Sprachen, im Japanischen. Denn, wenn der Ort, an dem sich der Besitz befindet, ein Mensch ist, wird das Argument Y (in Satz 79: *ich*, der Besitzer in der *Haben*-Konstruktion des Besitzens) in der Regel mit der Topik-Marker versehen nach vorne gestellt (Satz 79, s. a. 82 – 85), wenn der Ort *nicht* ein Mensch ist, sondern wie etwa ein Raum (in Satz 80: *heya* „Raum“), dann ist das nicht der Fall. Wenn der Ort, an dem sich der Besitz befindet, ein Mensch ist (Y, in Satz 79: *ich*, der Besitzer in der *Haben*-Konstruktion des Besitzens), wird im Japanischen die Kontiguität zwischen Y und X zwar nicht mit dem *Haben*-Schema aufgefasst, jedoch ändern sich die Umstände: Erstens wird das Argument Y (der Besitzer in der *Haben*-Konstruktion) in der Regel mit der Topik-Marker *-wa* topikalisiert: (Satz 82, *watashi-ni-wa* /*?watashi-ni*). Zweitens macht die Reihenfolge zwischen den Phrasen Y und X – aus Gründen der Bequemlichkeit und zur Erleichterung des Verständnisses mit den Begriffen von der *Haben*-Konstruktion des Besitzens: dem Besitzer (Y) und dem Besitz (X) – hier (Y: *ich-DAT-(TOP)*) und (X: *Kind/Kinder-NOM*), einen Unterschied aus (Satz 82 und 83): Der Satz (83), in dem die topikalisierte *ni*-Phrase (Besitzer (Y): *ich-DAT-(TOP)*) dem Besitz (X) vorangestellt wird, stellt im Gegensatz zum Satz (82), in dem die Reihenfolge der X und Y umgekehrt ist, einen normalen Fall dar.

82.

子供が	私には/ <i>?私に</i>	いる
kodomo-ga	<i>watashi-ni-(ha)/?watashi-ni</i>	iru.
Kind/Kinder-NOM	<i>ich-DAT-(TOP)/?ich-DAT</i>	Kopula
Wörtl: „Kind(er) ist/sind bei mir.“		

83.

私には	子供が	いる
<i>Watashi-(ni)-wa</i>	<i>kodomo-ga</i>	iru.
<i>Ich-(DAT)-TOP</i>	<i>Kind/Kinder-NOM</i>	Kopula
Wörtl: „Bei mir ist/sind Kind(er).“		

Wie erwähnt, wird die Partikel *-ni* wie die anderen Partikel im Japanischen getilgt, wenn sie mit dem Topik-Marker *wa-* topikalisiert wird (Satz 84) (vgl. Ikegami 1981):

84.

私は	子供が	いる
Watashi-wa	kodomo-ga	iru.
Ich-TOP	Kind/Kinder-NOM	Kopula

Wörtl: „Bei mir ist/sind Kind(er).“
„Was mich betrifft, es gibt ein Kind/Kinder.“

Wenn alles stimmt, stellt somit, rein morphologisch betrachtet, der Satz (84) keinen Unterschied mehr zu dem normalen Topik-Satz (Satz 85) dar, den wir im vorherigen Abschnitt gesehen haben: Topik ist ein Satzelement, der für den Rest des Satzes gilt. (vgl. Ikegami 1981, s. a. [22] [23])

85. (Wiederaufnahme von 78)

私は	先生	です
Watashi-wa	sensei	desu.
Ich-TOP	Lehrer	Kopula

„(Speaking of me,) I’m a teacher. / Ich bin Lehrer (bzw. Lehrerin)“

9.4.2 Das grammatische Subjekt und das Konzept des *Haben*-Besitzes

Was die Fokussierung auf den Menschen in der Sprache betrifft, betont Ikegami (1981) die Subjektivierung von Y (den Besitzer in *Haben*-Sprachen/den Ort, an dem der Sachverhalt stattfindet, in *Sein*-Sprachen) – in einer Hinsicht auch die Topikalisierung des Menschen – in den *Haben*-Sprachen. In den *Haben*-Sprachen wird in Bezug auf die Versprachlichung des Besitzens als Prädikat *haben* anstelle von *sein* eingeführt und X (der Besitz) als (direktes) Objekt des Verbs *haben* eingegliedert. Der Besitzer (Y) wird dabei syntaktisch und morphologisch als *grammatisches* Subjekt sprachlich behandelt. Das heißt, der Besitzer als Subjekt kongruiert mit dem Prädikat in Hinsicht auf die grammatischen Merkmale Person und Numerus (= Subjekt-Prädikat-Kongruenz) und der Besitz wird als Objekt vom Prädikat regiert. Somit etabliert sich die morphologische Seite [Y hat X] / [Besitzer hat Besitz] (vgl. Ikegami 1981: 63) sowie die Subjekt-Prädikat-Kongruenz. In den *Sein*-Sprachen jedoch stellt dieser *Besitzer* (Y) in den *Haben*-Sprachen – morphologisch gesehen – die lokale Präpositionalphrase dar, die den Ort, an dem der Sachverhalt, den der Rest des Satzes ausdrückt, stattfindet. [Bei Y ist [X existiert]].

[25]

Haben-Besitz-Verhältnis [Y (= grammatisches Subjekt) hat X]
Sein-Besitz-Verhältnis [Bei Y (= Topik) ist [X existiert]]

Bei der Konzipierung des Besitz-Verhältnisses als *Haben* wird konzeptionell nicht thematisiert, *wo* bzw. *bei wem* der betroffene Sachverhalt stattfindet [Bei Y (= Topik) ist [X existiert]]. Umgekehrt wird bei der Konzipierung des Besitz-Verhältnisses als *Sein* konzeptionell nicht thematisiert, „*von wem* es getan wird“ (Ikegami 1981) bzw. *wer* das tut [Y (= grammatisches Subjekt) hat X]:

[26] Konzipierungsschema des Besizens

Haben-Besitz-Verhältnis: [Y (= grammatisches Subjekt) hat X]:
von wem (= Subjekt) es getan wird bzw. *wer* (= Subjekt) tut was

Sein-Besitz-Verhältnis: [Bei Y (= Topik) ist [X existiert]]:
wo bzw. *bei wem* (= Topik) der betroffene Sachverhalt stattfindet

Diese zwei Schemata der Konzipierung des Besitz-Verhältnisses sind insofern sprachlich realisierte Varianten, als dass sie sich beide auf die gleiche Relation der Kontiguität, die zwischen zwei Gegenständen besteht, beziehen. Die beiden Konzipierungen sowohl als Topik-Komment-Konstellation als auch Subjekt-Prädikat-Konstellation erlangen Ähnliches – die Versprachlichung der Relation der Kontiguität. Sie sind jeweils eine einzelsprachliche *Interpretation* des Sachverhaltes der Kontiguität, die in der Welt nicht vorkommt. Deswegen geht es in der Konzipierung des Besizens mit *Haben* nicht darum, „*Wo* bzw. *bei wem* (= Topik) der betroffene Sachverhalt stattfindet“, und in der Konzipierung des Besizens mit *Sein* nicht darum „*von wem* (= Subjekt) es getan wird“. Der einen Auffassung steht immer die andere Auffassung gegenüber: wer Agens der verbalen Handlung ist (Subjekt-Prädikat-Kongruenz) oder wo die verbale Handlung stattgefunden hat (Topik-Komment-Konstellation). Es ist auch kein Wunder, dass wir in Bezug auf einen japanischen Satz wie (86) nicht sofort beantworten können, was das grammatische Subjekt ist:

86. (Wiederhaufname von 85)

私は 先生 です
Watashi-wa sensei desu.
Ich-TOP Lehrer Kopula
„(Speaking of me,) I'm a teacher. / Ich bin Lehrer (bzw. Lehrerin)“

Es macht nach dieser Auffassung wenig Sinn, bezüglich des Satzes (86) zu fragen, was das Subjekt ist (von wem das getan wurde), genauso aber auch, in Bezug auf die deutsche Übersetzung des Satzes (86: Ich bin Lehrer) zu fragen, was die Topik des Satzes ist (wo der Sachverhalt stattfindet). Es ist wahrscheinlich auch unangemessen bzw. unnötig, wenn man die Übersetzungen des Satzes (86) so interpretieren: Das Agenssubjekt enthält auch eine Topik oder umgekehrt, die Topik enthält das Agenssubjekt, obwohl es sich nicht ausschließen lässt, dass sich die beiden (Subjekt und Topik) wie in Satz (86) insofern überschneiden, dass sie sich auf dieselbe Person in der realen Welt beziehen. Nach dem Agens (meistens dem Subjekt) bezüglich des japanischen Satzes (86), der eine völlig andere entworfenen Konzipierung aufweist, muss nur dann gesucht werden, wenn man von der Universalität der Logik der „Subjekt-Prädikat-Kongruenz“ überzeugt ist, die eigentlich von der Einzelsprache bedingt ist. In so einem Fall kann von einem *Auslassen* des Subjekts in einem *vollständigen* Satz gesprochen werden.

9.5 Kongruenzphänomen im Japanischen: Topik-Komment-Kongruenz

Wir müssen jedoch konkret denken. Wenn keine Subjekt-Prädikat-Kongruenz, die signalisiert, für wen der Sachverhalt gilt – ob als Subjekt oder ob als eine Flexion am Verb – vorhanden ist, woher weiß man in Bezug auf so einen Satz wie Satz (87), um wessen Possession es im Satz geht? Vor allem dann, wenn die Topik-Phrase ausgelassen wird, weil aus dem Kontext rekonstruierbar ist, wie der normale Fall aussieht:

87. (Wiederaufnahme von 83)

私には	子供が	いる
Watashi-(ni)-wa	kodomo-ga	iru
Ich-(DAT)-TOP	Kind/Kinder-NOM	Kopula
Wörtl: „Bei mir ist/sind Kind(er).“		

Oder die Sache ist wie folgt: Während die Haben-Besitz-Sprachen zweierlei Kontiguitäten (einmal eine lokale Existenz eines Gegenstandes (X: Kind vom Satz (80) Ein Kind ist im Raum), die mit dem Verb *sein* strukturiert wird, und einmal ein Besitz-Verhältnis unter der Bedingung eines menschlichen Gegenstands (Y: *ich* vom Satz (79) Ich habe ein Kind), das mit dem Verb *haben* strukturiert wird), sprachlich differenzieren, differenzieren Sein-Besitz-Sprachen die Kontiguität etwas stumpfer und kommen nur mit einer *sein*-Struktur für die beiden Relationen von Kontiguität und vielleicht mit irgendeinem lexikalischen Mittel wie etwa einem Demonstrativum aus, wie oft vermutet wird. Hier muss der Begriff der

Personeneinschränkung, das Kongruenzphänomen des Japanischen meines Erachtens miteinbezogen werden: Das Japanische bereitet jeweils eine sprachliche Markierung für eine lokale Existenz eines Gegenstandes (zum Beispiel *ein Kind*), die *bei mir* stattfindet, und für die, die *bei dir* bzw. die *nicht bei mir* stattfindet, vor. Die aktuellen Gesprächsteilnehmer werden also in diesem Fall des Japanischen in einer anderen Weise als in den Subjekt-Prädikat-Kongruenz-Sprachen mitkodiert. Während die Gesprächsteilnehmer in diesen Sprachen entweder als das erste oder das zweite Personalpronomen versprachlicht werden, werden sie in Japanischen in dem in der aktuellen Sprechsituation ausgewählten Verb bzw. Auxiliar, das eine Personeneinschränkung aufweist, angedeutet. Die Gesprächsteilnehmer werden in dem in der aktuellen Sprechsituation ausgewählten Verb bzw. Auxiliar mitkodiert, weil sie nicht das gleiche Verb bzw. Auxiliar, das eine Personeneinschränkung aufweist, verwenden können, so wie bei der Nutzung des ersten und des zweiten Personalpronomens bzw. bei dem abgekürzten imperativen Ausdruck wie statt „komm du her!“ „her!“ (Humboldt 1828/1968: 312) im Deutschen. *Ein Kind ist im Raum, in dem ich mich befinde* (auch in übertragenen Sinne wie etwa im Sinne von Besitz), und *ein Kind ist im Raum, in dem du dich befindest*, muss der Sprecher dafür jeweils ein anderes Verb verwenden. Sie müssen im Japanischen mit unterschiedlichen morphologischen Mitteln versprachlicht werden. Wichtiger in Bezug auf das japanische Referenzsystem, ist, dass das vom Sprecher gewählte Verb obligatorisch anders als das Verb, das vom Gesprächspartner gewählt wird, sein muss. Wenn sich ein Kind in einer aktuellen Sprechsituation *bei mir* befindet, befindet es sich nicht *bei dir*. Hier werden die Personeneinschränkung des Japanischen und das Paradigma im Deutschen, das die drei Personen in Bezug auf die Subjekt-Prädikat-Kongruenz bilden, gegenübergestellt. Dass die erste Person mit der zweiten und dritten in Hinblick auf die Subjekt-Prädikat-Kongruenz gleichermaßen ein Paradigma bilden, ist nicht die Binsenwahrheit der Sprachen der Welt. Dafür bereitet das Japanische jeweils ein anderes sprachliches Mittel – bspw. Verb bzw. Auxiliar mit der Personeneinschränkung – vor, so möchte ich behaupten, und ich habe dies als ein Kongruenzphänomen zwischen dem aktuellen Sprecher sowie Hörer und dem in der aktuellen Sprechsituation gewählten Prädikat bezeichnet. Meines Erachtens beziehen sich auch die folgenden Zitate auf den gleichen Unterschied zwischen den konzeptionellen Entwürfen der sprachlich zu rekonstruierenden Raumzeit, die sich im Grad der Objektivierung des Sprechers unterscheiden, wie wir gerade bezüglich der Konzipierung des Besitzens gesehen haben, bzw. auf den Unterschied zwischen den sprachlichen Kodierungsmustern mit einem Zwei- und Drei-Personen-System:

In anderen (insbesondere indoeuropäischen) Sprachen rufen die Regelmäßigkeit der formalen Struktur und eine ursprünglich sekundäre Symmetrie den Eindruck von drei koordinierten Personen hervor. Dies ist vor allem der Fall bei den modernen Sprachen mit obligatorischem Pronomen, in denen er, auf gleicher Stufe wie ich und du, Teil eines dreigliedrigen Paradigmas zu sein scheint; [...] In Wirklichkeit ist die Symmetrie nur formal. (Benveniste 1966/1974: 286)

Zum anderen wird im Japanischen seit der ältesten Zeit eine Kongruenz für die zweite und, schwächer, auch die erste Person beim Sprechen durch Hilfsverben der Höflichkeit ausgedrückt, und der Mensch könnte dabei, psychologisch gesehen, ‚seine volle Anerkennung und eigengesetzliche Entwicklung‘ in noch weit stärkerem Maße finden als im Indogermanischen, da diese Kongruenz sogar noch über das grammatische Subjekt hinausreicht; ein prinzipieller psychologischer Unterschied zwischen Personal- oder Demonstrativsuffixen (?) und einem suffigierten Hilfsverb besteht kaum. (Hartmann 1952: 308)

Wenn man den herkömmlichen Begriff *Kongruenz* relativieren kann, ist ein Kongruenzphänomen auch im Japanischen zu sehen. Mit der Bemerkung von Hartman findet sich auch mehr oder weniger eine Gemeinsamkeit mit den folgenden wiederaufgenommenen Beobachtungen von Humboldt (1828/1968) und Benveniste (1966/1974) über die Sprachen, in denen die Personalpronomen mit den lokalen Adverbien übereinstimmen:

„Die Malayische und Japanische Sprache sind vorzugsweise reich an synonymen Pronominalformen. In beiden giebt der mehr oder minder höfliche Styl Anlass dazu.“ (Humboldt 1828/1968: 310)

„zum Unterschiede von unsren mit Adverbien verbundenen Verben (hingehen, herfahren), im Sinne des Volks genau eine auf die drei Personen gerichtet ist.“ (Humboldt 1828/1968: 314)

„Es kann lediglich geschehen, daß in bestimmten Sprachen unter bestimmten Umständen diese >>Pronomen<< absichtlich fehlen; dies ist der Fall bei den meisten Gesellschaften des Fernen Ostens, in denen eine Höflichkeitskonvention den Gebrauch von Umschreibungen verlangt oder von speziellen Formen zwischen bestimmten Personengruppen, um den direkten Verweis auf die Personen zu ersetzen.“ (Benveniste 1966: Deutsche Übersetzung von Wilhelm Bolle 1974)

Wie in den Zitaten angedeutet, stellt eine Möglichkeit zur Markierung – ob der Sachverhalt bei mir oder bei dir stattfindet – zum Beispiel die Verwendung der Höflichkeitsform, die ebenso im Japanischen nach seiner sprachlichen Logik *obligatorisch* ist, dar.

9.5.1 Höflichkeitssprache im Japanischen: Kongruenzphänomen

Da die Höflichkeitssprache im Japanischen ein sehr kompliziertes System darstellt, schränken wir unsere Beobachtung auf das Wesentliche, das meines Erachtens als das Kongruenzphänomen zwischen den Gesprächsteilnehmern und dem Prädikat des Japanischen betrachtet werden kann, ein. Der Stellenwert der Höflichkeitssprache im japanischen Referenzsystem muss offenbar anderes als üblich eingeschätzt werden. Die Gültigkeit der herrschenden Vorstellung über die Höflichkeitssprache in der Sprache muss für das Japanische überprüft werden. Es ist irreführend, wenn die japanische Höflichkeitssprache unreflektiert mit der deutschen sogenannten Höflichkeitssprache, wie etwa dem formalen Unterschied zwischen *Du* und *Sie* im Gegenwartdeutsch, gleichgesetzt und davon ausgegangen wird, dass es bei der Höflichkeitssprache im Japanischen auch um die Förmlichkeit oder das Zeigen von Respekt geht. Die Höflichkeitssprache ist durch ihre Funktion im jeweiligen Referenzsystem in den beiden Sprachen völlig verschieden, wie das Grammatikbuch für japanisch Lernende über die Höflichkeitssprache des Japanischen angemessen beschreibt, und zwar, dass die japanische Höflichkeitssprache grammatische Funktionen meines Erachtens in dem Sinne aufzeigt, dass sie den Hörer anweisen, wie der Sachverhalt rekonstruiert werden soll:

All languages are equipped with polite expressions and Japanese is no exception. What makes Japanese polite expressions distinctly different from those of other languages is that the Japanese system involves grammar as well as lexical items. (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 36):

Die Höflichkeitssprache des Japanischen lässt sich in der Regel in drei Arten einordnen:

[27] Höflichkeitssprache

1. Sonkeigo-Form (Sonkei “respect”, go „Expression“):
“Honorific Polite Expressions” (*ibd.*) – **Höflichkeitsform**
2. Kenjougo-Form (kenjou “modesty”):
“Humble Polite Expressions” (*ibd.*) – **Bescheidenheitsform**
3. **Teineigo-Form** (Teinei „polite“)

Die Teineigo-Formen sind vor allem durch die Verwendung von *-desu* und *-masu* (beide sind die Teineigo-Form vom Verb *sein*) am Verb (bspw.: *desu* von Satz (86): *Watashi-wa sensei desu.* „ich bin Lehrer“) und durch die Hinzufügung der Höflichkeitspräfixe *o* und *go* (*o* von *otou-san* „Vater“ in Satz (59): *otou-san -ga machiga-tte-ita.* „Vater war falsch.“) am Substantiv charakterisiert. Die Teineigo-Form wird in der Regel im alltäglichen Gespräch unter Erwachsenen verwendet. Sprachkurse sollten nach dem Grammatikbuch die Teineigo-Formen zuerst, vor den Grundformen der Verben, lehren. Das funktionelle Pendant dieser Teineigo-Form lässt sich vermutlich in jeder Sprache finden – so wie meines Erachtens die *Sie*-Form der zweiten Person oder auch die Konjunktiv-II-Form der Bitte im Deutschen. Bei der Verwendung dieser Form geht es nicht um die Grammatik, sondern darum, das Höflichkeitsgefühl dem Hörer gegenüber zu zeigen. In dem Sinne, dass es nicht von dem Inhalt des Gesprächsgegenstandes abhängt. Ob es im Satz um einen Hund geht oder um einen Hasen, davon unabhängig wird die Teineigo-Form, um den Hörer höflich zu behandeln, verwendet. Wenn man die Motivation bedenkt, warum die Teineigo-Form verwendet wird, gibt es wiederum unendlich unterschiedliche Motivationen/Faktoren. Als eine Motivation lässt sich sehr oft die sogenannte hierarchische Beziehung zwischen dem Sprecher und dem Hörer anführen. Somit erklärt die Motivation, warum der Sprecher die Teineigo-Form verwendet. Jedoch geht es nicht bei allen Höflichkeitssprachen um eine Frage der Förmlichkeit oder des Stils oder um das Ausdrücken der Höflichkeit. Ein derartiges ungenügendes Verständnis hinsichtlich der Höflichkeitssprache verhindert es, sie in die Diskussion über die Grammatik miteinzubeziehen. Es wird sogar manchmal von japanischen Lernenden behauptet, dass sie es vermeiden wollen, die Höflichkeitssprache des Japanischen zu verwenden, um die feudalistischen alten schlechten Fesseln zu sprengen. Das ist eine erschreckend naive Überzeugung bezogen auf die Funktion der Höflichkeitssprache, die vermutlich von ihrer Muttersprache, die über kein vergleichbares Höflichkeitssystem verfügt, bedingt ist. Aber zugleich zeigt dies möglicherweise auch das Fehlen der Besorgtheit der japanischen Lehrenden hinsichtlich des einzelsprachlichen Unterschieds der Höflichkeitssprache. Die Frage ergibt sich außerdem, wenn man nicht dort die Höflichkeitssprache verwendet, wo man sie verwenden kann, sondern stattdessen die sogenannte *neutrale* Form heranzieht, wird der Hörer dann überhaupt *neutral* behandelt? Darüber können wir hier nicht nachdenken. Jedoch jeder einzelne kann mit eigener Muttersprache überprüfen. Die Teineigo-Form unterscheidet sich eindeutig funktionell von den anderen zwei Formen – Höflichkeitsform (Honorific Polite Expressions) und Bescheidenheitsform (Humble Polite Expressions). Die letzteren zwei lassen sich

dahingehend auffassen, dass sie die Anweisung vom Sprecher an den Hörer bezüglich der sprachlichen Rekonstruktion kodieren. Tokieda (1950) sowie Tsujimura (1967) und viele andere japanischen Sprachwissenschaftler unterschieden die zwei Typen Höflichkeitssprache. Tokieda (1950: 66) bezeichnet beispielsweise die Teineigo-Form „shi 詞“ (*ibd.*) und die Höflichkeits- und Bescheidenheitsform „ji 辞“ (*ibd.*): Shi „詞“ ist nach ihm „an expression representing an objective and conceptualised notion of referents“. (Englische Übersetzung von Maynard (1989: 30)) Ji “辞“ ist „an expression representing the speaker’s perspective toward the referent“ (*ibd.*) Das distinktive Merkmal, das die beiden Typen der Höflichkeitssprache – shi 詞 und ji 辞 – unterscheidet, liegt darin, ob die betroffene Form ohne leibhaftigen Hörer in der aktuellen Sprechsituation auch verwendet wird (Höflichkeits- und Bescheidenheitsform = „ji 辞“) oder nicht (die Teineigo-Form = „shi 詞“). Wir schränken unsere Diskussion – die Suche nach dem Kodierungsmuster eines Sachverhalts im Japanischen – auf die Bescheidenheits- und Höflichkeitsform, die „the speaker’s perspective toward the referent“ (Tokieda 1950: 66, Englische Übersetzung Maynard 1989: 30) kodieren, ein und schauen uns die verbreitete Beschreibung über die beiden Formen der Höflichkeitssprache an:

Basically, there are two ways to be polite in Japanese; one is to elevate the speaker’s superior, i.e., a person who is older and higher in social status than the speaker. Expressions of this type are called *Honorific Polite Expressions*. The other method is to lower the speaker or his in-group members, and thus elevate his superior indirectly. Expressions of this type are called *Humble Polite Expressions*. (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 36)

Wenn wir nun die Beschreibung über die Hierarchie im Zitat ignorieren und uns auf die Anweisung der Rekonstruktion des Sachverhaltes der beiden Formen konzentrieren, merkt man gleich, dass man nur sich selbst höher oder niedriger stellen kann:

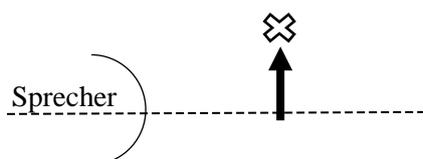


Abb. 62: Höflichkeitsform (Honorific Polite Expressions)

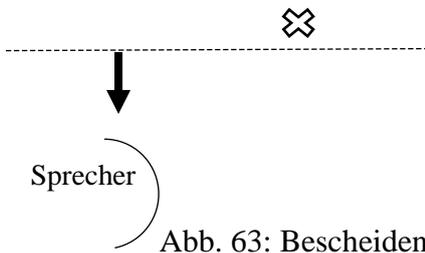


Abb. 63: Bescheidenheitsform (Humble Polite Expressions)

Die Konstellation bleibt stets gleich. Der Sprecher wird sprachlich immer niedriger als jemand anderer im versprochenen Sachverhalt gestellt. Es geht bei den beiden Höflichkeitsformen darum, ob jemand strukturell höher als ich steht oder ich niedriger als jemand anderer stehe. Derjenige wird dadurch sprachlich höflich behandelt (eventuell als Resultat der Verwendung der Höflichkeitssprache Respekt gezeigt), dass der Sprecher sich selbst entweder relativ zu ihm niedrig stellt (Bescheidenheitsform) oder denjenigen relativ zu sich selbst höherstellt (Höflichkeitsform):



Abb. 64: Höflichkeitsform (Honorific Polite Expressions)



Abb. 65: Bescheidenheitsform (Humble Polite Expressions)

Was wir dabei nicht übersehen dürfen, ist, dass jemand, der durch die Anwendung dieser beiden Formen der Höflichkeitssprache sprachlich höflich behandelt wird, nicht der Hörer ist, sondern die Komponente des zu versprechenden Sachverhaltes. Da unterscheiden sich die beiden Höflichkeitsformen – die Höflichkeits- und Bescheidenheitsform = „ji 辭“ – von der Teineigo-Form = „shi 詞“. Es schließt selbstverständlich nicht aus, dass diese Komponente den Hörer darstellt. Das muss jedoch auseinandergelassen werden: Der Hörer wird in so einem Fall deshalb höflich behandelt, weil er die Komponente des versprochenen

Sachverhaltes ist. Und zwar wird eine Komponente des Sachverhaltes dann sprachlich höflich behandelt, wenn sie beispielsweise das Subjekt des Prädikats, das eine Höflichkeitsform aufweist, darstellt: Mit der Höflichkeitsform (Honorific Polite Expressions) wird das Subjekt des Satzes erhöht. Mit der Bescheidenheitsform (Humble Polite Expressions) wird das Subjekt des Satzes verniedlicht:

[T]he subject of the sentence is the speaker's superior and the form of the main predicate is an honorific form. (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 39)

[I]n terms of humble polite expressions, the subject of the sentence is the speaker or someone in his in-group rather than the speaker's superior. (Ebd.)

Bleiben wir an dieser Stelle auch bezüglich des Japanischen aus Bequemlichkeitsgründen bei der Terminologie *Subjekt* auch wenn es nach unserer Beobachtung im strengen Sinne nicht mit dem grammatischen Subjekt der indogermanischen Sprachen gleichsetzbar ist. Im Folgenden wird bezüglich des Japanischen davon ausgegangen, das *Subjekt* ist das Argument, das mit dem Prädikat, welches die Höflichkeitssprache aufweist, kongruiert. Dann bieten uns die beiden Formen der Höflichkeitssprache eine Struktur des versprachlichten Sachverhalts an:

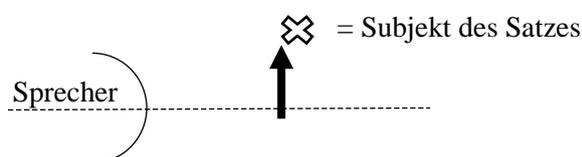


Abb. 66: Höflichkeitsform (Honorific Polite Expressions)

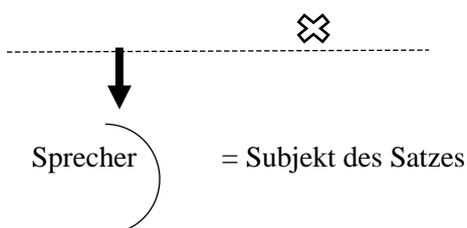


Abb. 67: Bescheidenheitsform (Humble Polite Expressions)

9.5.2 Verwendungsprinzip der Höflichkeitssprache im Japanischen:

Drei Punkte wurden meines Erachtens in den bisher zitierten Beschreibungen über die japanische Höflichkeitssprache angesprochen, um ihr Verwendungsprinzip zu verstehen.

Indem erstens die Höflichkeitsform (Honorific Polite Expressions) verwendet wird, wird das Subjekt des Satzes konzeptionell in der sprachlich zu rekonstruierenden Welt erhöht (Abb. 84) und somit derjenige, der das Subjekt des Satzes darstellt, sprachlich höflich behandelt, und eventuell wird ihm als Resultat der Verwendung der Höflichkeitsform Respekt gezeigt. Durch die Verwendung der Höflichkeitsformen (Honorific Polite Expressions) wird nur das *Subjekt* erhöht. Egal, wie viele Komponenten im Satz sonst vorkommen und mit wem man spricht, nicht die anderen Komponenten des Satzes, wie etwa das Objekt, und nicht der Hörer, sondern nur das Subjekt wird erhöht. Indem die Bescheidenheitsform (Humble Polite Expressions) verwendet wird, wird hingegen das Subjekt des Satzes verniedlicht. (Abb. 85) Nehmen wir das Verb *iru* („sein“) als Beispiel. Alle japanischen Verben, die einen Menschen als Subjekt haben können, können in der Regel die beiden Formen der Höflichkeitssprache – Bescheidenheits- und Höflichkeitsform – bilden. Sie werden regelmäßig gebildet. Die Verben, die oft verwendet werden, haben jedoch eigene Bescheidenheits- und Höflichkeitsformen. Das Verb *iru* („sein“) zeigt eine eigene Bescheidenheits- und Höflichkeitsform:

[28] (vgl. A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 39 – 40)

Non-polite (dictionary Form): *iru* (“sein”)

Höflichkeitsform (Honorific Polite Expressions): *irassharu*

Bescheidenheitsform (Humble Polite Expressions): *oru*

Die Höflichkeitsform von *iru* („sein“) ist *irassharu*. Sie wird typischerweise wie folgt verwendet:

88. Beispielsweise: ein Besucher an der Haustür fragt:

お父さまは	いらっしゃいますか
Otou-sama-wa	irasshai-masu-ka
Vater-sama ³⁸ -TOP	sein (HON ³⁹)-masu (TEI ⁴⁰)-INT ⁴¹ .

„Ist dein/Ihr Vater zu Hause?“

In Bezug auf den Satz (88) ist nicht zu unterscheiden, ob man auf den Vater bezogen *dein* oder *Ihr* meint (s. die deutsche Übersetzung des Satzes.), das hängt nicht damit zusammen. Anhand der Verwendung der Höflichkeitsform von *iru* = *irassharu* („sein“) lässt sich jedoch

³⁸ Otou-san = „Vater + Präfix von Teinei-Form.“ (s. a. Satz 59)

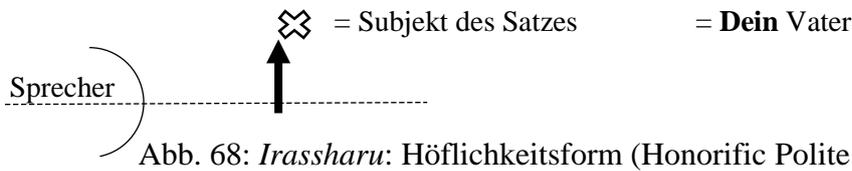
Otou-Sama = „Vater + Präfix von Höflichkeitsform (honorific polite Expressions)“

³⁹ HON steht hier und im Folgenden für die Höflichkeitsform (honorific polite Expressions).

⁴⁰ TEI steht hier und im Folgenden für die Teineigo-Form.

⁴¹ INT steht hier und im Folgenden für die Interrogation.

wissen, dass das Subjekt des Satzes (Otou-sama „Vater“) strukturell höhergestellt/erhöht wird, und somit wessen Vater hier gemeint ist.



Die Bescheidenheitsform (Humble Polite Expressions) von *iru* („sein“) ist *oru*. Sie wird typischerweise wie folgt verwendet:

89.

父は	家に	おります
Titi-wa	uchi-ni	ori-masu
Vater (HUM)-TOP	zu Hause-DAT	sein (HUM)-masu (TEI)

„Mein Vater ist zu Hause.“

Anhand der Verwendung der Bescheidenheitsform von *iru* = *oru* („sein“) wird erkennbar, dass das Subjekt des Satzes (titi „Vater“) strukturell niedriger gestellt wird, und somit wessen Vater man hier meint. Da haben wir bereits den zweiten Punkt in den zitierten Beschreibungen über die Höflichkeitssprache des Japanischen angesprochen: Bei der Verwendung der Bescheidenheitsform wird das Subjekt zwar verniedlicht, jedoch darf die Bescheidenheitsform niemanden außer dem Sprecher selbst und jemanden aus seiner „in-group“ (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 39) als Subjekt hinstellen:

[I]n terms of humble polite expressions, the subject of the sentence is the speaker or someone in his in-group rather than the speaker’s superior. (Ebd.)

Somit stellt der Satz (90) einen idiomatisch misslungenen Satz dar:

90. (s. a. 88: ein Besucher an der Haustür fragt:)

?あなたの	お父さまは	おりますか
?Anata-no	Otou-sama-wa	ori-masu-ka
?Du/Sie-GEN	Vater-sama (HON)-TOP	sein (HUM)-masu (TEI) -INT

„Mein Vater ist zu Hause.“

Das Gleiche gilt ebenso für die Höflichkeitsform (Honorific Polite Expressions). Sie weist auch die gleiche Einschränkung auf: Der Sprecher bzw. jemand aus seiner „in-group“ (Ebd.)

kann nicht in einem Satz, dessen Prädikat eine Höflichkeitsform aufweist, als Subjekt verwendet werden:

[T]he subject of the sentence is the speaker's superior and the form of the main predicate is an honorific form. (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 39)

Somit stellt der Satz (91) einen idiomatisch misslungenen Satz dar:

91. Dem Besucher in Satz (88) antwortend:

*私の	父は	いらっしやいます
*Watashi-no	TiTi-wa	irasshai-masu
*Ich-GEN	Vater-TOP	sein (HON)-masu (TEI)

„Mein Vater ist zu Hause.“

Dem Satz (88), der eine Höflichkeitsform enthält, kann somit entnommen werden, dass sich das Subjekt bzw. die Topik-Phrase (Otou-sama-wa „Vater-TOP“) nicht auf den eigenen Vater des Sprechers – also *meinen* Vater – bezieht, sondern auf *deinen/Ihren* bzw. *nicht meinen* Vater.

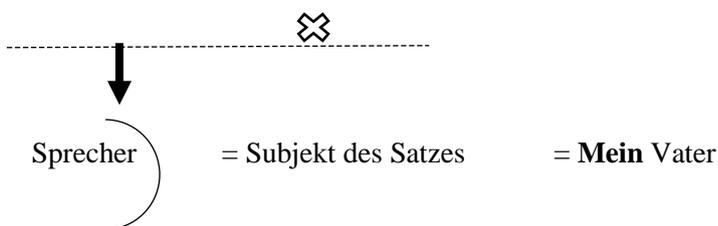


Abb. 69: *Oru*: Bescheidenheitsform (Humble Polite Expressions)

Das heißt, der Sprecher und die Angehörigen seiner Gruppe können nicht das Subjekt der Höflichkeitsform werden (Abb. 68) und wiederum nur sie können das Subjekt der Bescheidenheitsform werden. (Abb. 69) Wenn wir nun den Faktor der Höhe an dieser Struktur ignorieren, stellt sich nichts Anderes als eine Personeneinschränkung des Prädikats heraus, die wir bisher behandelt haben. Die beiden Formen der Höflichkeitssprache – Bescheidenheits- und Höflichkeitsform – deuten dank ihrer Personeneinschränkung allein durch ihre Erwähnung in einer bestimmten aktuellen Sprechsituation die Kongruenz des Sprechers, der sich gerade in der aktuellen Sprechsituation befindet, mit dem verbalen Ereignis, an. Der Sprecher kongruiert mit dem Prädikat jedoch nicht in der gleichen Weise wie im Deutschen, und zwar in der Form als erstes Personalpronomen. Der Sprecher ist im

Japanischen nicht als das erste Personalpronomen, jedoch als vorausgesetztes *hier* bei der Wahl des sprachlichen Mittels, das eine Personeneinschränkung aufweist wie etwas deiktisches Verb oder Auxiliar, im Ausdruck zu finden. Durch die Verwendung des ausgewählten Verbs, das eine Einschränkung des Ortes, wo der Sachverhalt, den das Verb darstellt, stattfindet, entweder *bei mir* = hier oder *bei dir* bzw. *nicht bei mir*, aufweist, kommt der Sprecher im Japanischen zum Ausdruck. Was die Anwendung der Höflichkeitssprache des Japanischen steuert, ist nichts Anderes als die Personeneinschränkung – das Verbot, dass die beiden Gesprächsteilnehmer das gleiche Element in Bezug auf ein und dieselbe Wirklichkeit im Dialog benutzen –, die wir bisher gesehen haben. So lässt sich meines Erachtens interpretieren:

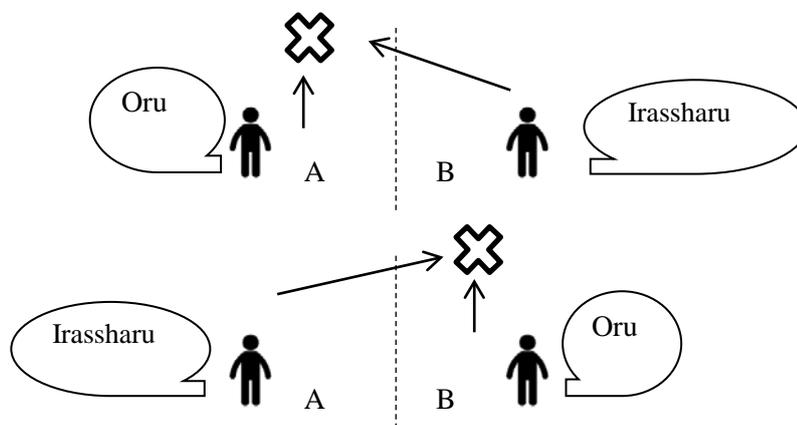


Abb. 70: Das Verwendungsprinzip der Bescheidenheits- und Höflichkeitsform vom Verb *iru* „sein“

[29]

Non-polite (dictionary Form): *iru* (“sein”)

Höflichkeitsform (Honorific Polite Expressions):

irassharu = Subjekt ist außer dem Sprecher und seiner Gruppe

= der versprachlichte Sachverhalt findet am Ort – *bei dir* bzw. *nicht bei mir* – statt.

Bescheidenheitsform (Humble Polite Expressions):

oru = Subjekt ist entweder der Sprecher oder seine Gruppe

= der versprachlichte Sachverhalt findet am Ort – *bei mir* – statt.

Wie die Definition, die sich an *ich* einschließt, andeutet, so wie die anderen Mittel, die die Personeneinschränkung aufweisen, können die beiden Gesprächsteilnehmer dasselbe Wort – die Form der Höflichkeitssprache – in Bezug auf ein und dieselbe Wirklichkeit nicht verwenden. Vergleichen Sie dies mit der Anwendung des ersten und zweiten Personalpronomens sowie des abgekürzten Imperativs „her“, „hin“ im Deutschen. Das *ich* für Sprecher A ist das *Du* für

Sprecher B. Genauso, also der gleiche Sachverhalt, der sich von A mit der *Höflichkeitsform* (Honorific Polite Expressions) ausdrücken lässt, lässt sich von B nicht mit der *Höflichkeitsform*, sondern mit der *Bescheidenheitsform* (Humble Polite Expressions) zum Ausdruck bringen. So lässt sich das Kodierungssystem der Höflichkeitssprache des Japanischen verstehen. Somit sind die typischen Ausdrücke im japanischen Gespräch, die sich auf denselben Sachverhalt, jemanden Existenz – bspw. der Vater ist da –, beziehen, für A und für B unterschiedlich und sie sehen folgendermaßen aus:

Auf die gleiche Proposition – der Vater von A ist zu Hause – bezogen:

92. B fragt an der Haustür, ob der Vater von A zu Hause ist:

お父さまは	いらっしゃいますか
Otou-sama-wa	irasshai-masu-ka
Vater-sama-TOP	sein (HON)-masu (TEI)-INT.

„Ist dein/Ihr Vater zu Hause?“

93. Dem (92) antwortend, sagt A, dass sein Vater zu Hause ist:

はい	(父は	家に) ⁴²	おります
Hai	(Titi-wa	uchi-ni)	ori-masu
Ja	(Vater (HUM)-TOP	zu Hause-DAT)	sein (HUM)-masu (TEI)

„Ja, mein Vater ist zu Hause.“

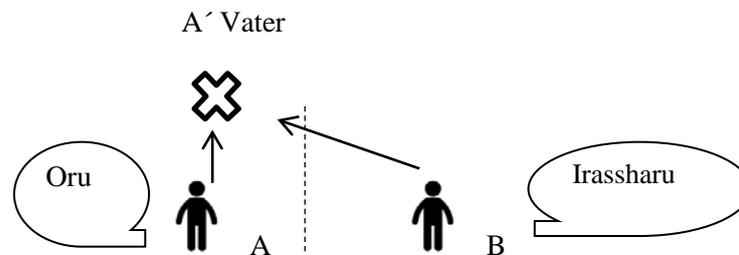


Abb.71: Bescheidenheits- und Höflichkeitsform und Personeneinschränkung

In Bezug auf die Existenz des Vaters von B gilt dann die umgekehrte Verwendung: A benutzt die Höflichkeitsform, B die Bescheidenheitsform. Es lässt sich wie folgt verallgemeinern und interpretieren: Es gibt in dieser Hinsicht im Japanischen jeweils eine Form des Prädikats – ob nun mit dem deiktischen Auxiliar oder Demonstrativum oder auch mit der Höflichkeitssprache –, einmal für einen Sachverhalt am Ort *bei mir* und einmal für den Sachverhalt am Ort *bei nicht bei mir*. (Abb. 65):

⁴² Sie werden nicht versprachlicht.

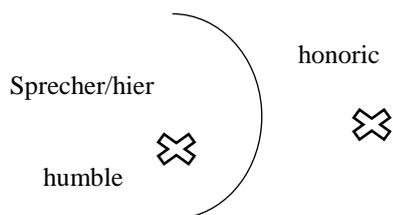


Abb. 72: Zusammengefasste Verweidungsprinzip der Bescheidenheits- und Höflichkeitsform

Wir haben die Überlegung über das Kongruenzphänomen im Japanischen mit der Frage angefangen: Wenn keine Subjekt-Prädikat-Kongruenz – ob als Subjekt oder ob als eine Flexion am Verb – vorhanden ist, woher weiß man, um wessen Possession es im Satz geht. Wenn wir nun so relativieren können: Der Sprecher und der Hörer kongruieren mit dem zu versprachlichenden verbalen Ereignis – zwar nicht als das erste und zweite Personalpronomen realisiert, jedoch vorausgesetzt als *Hier* des ausgewählten grammatischen *deiktischen* Mittels mit der Personeneinschränkung. Es versteht sich dann von selbst, dass eine unsichtbare Kodierung vom Sprecher sowie Hörer in Form von [wo das verbale Ereignis stattfindet – bei mir oder bei dir bzw. bei nicht bei mir] vorliegt. In dieser Hinsicht weist das Kongruenzsystem meines Erachtens eine mit der deutschen Subjekt-Prädikat-Kongruenz vergleichbare funktionelle Auswirkung in Bezug auf das sprachliche Referieren auf. Somit ist deutlich, warum im Japanischen das Subjekt und das Objekt oft *auszulassen* sind, während das *grammatische* Mittel – die verschiedenen Formen der Höflichkeitssprache oder die deiktischen Auxiliaren usw. –, das die Personeneinschränkung aufweist, immer mitgenannt werden muss: "The indirect object often omitted if it refers to the speaker in declarative sentences or to the hearer in interrogative sentences." (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 63) Da ergibt sich jedoch in Bezug auf die japanische Kodierungsweise vermutlich noch die Frage: Was ist nun die Versprachlichung der Komponente, auf die nach der Logik der Sprachen mit dem Drei-Personen-System durch das dritte Personalpronomen referiert wird, während die erste und die zweite Person als *hier* und *nicht hier* vorausgesetzt werden könnten? Wie wird die Komponente in der Sprache, in der das dritte Personalpronomen (bzw. Pronomen) fehlt, versprachlicht, wenn das Element/die Komponente des Sachverhaltes nicht der Sprecher oder der Hörer selbst wäre? Nun müssen wir den dritten Punkt bedenken. Der dritte Punkt ist etwas, was man mit dem Begriff „in-group“ (A dictionary of basic Japanese grammar 2002), den wir in der vorliegenden Arbeit mehr oder weniger bewusst bisher nicht präzise definiert haben.

9.5.3 Ein absolutes und relatives System der Höflichkeitssprache

Die Beschreibung der japanischen Grammatik mit dem Begriff *in-group* zeigt meines Erachtens gut, wie die nicht japanischen Muttersprachler, deren vertrauten Sprachen ein Drei-Personen-System vorweisen, die Referenzmethodik des Japanischen, das kein Pronomen besitzt, verstehen. Der Begriff wird beispielsweise folgendermaßen definiert: „usually a member of the speaker’s in-group“ ist „the first person (i.e., I or we) or a person with whom the speaker empathizes“ (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 63 – 64), wie zum Beispiel die eigene Familie, die Abteilung in der Firma oder die gesamte Firma gegenüber einem Kunden usw. (s. a. Ebd.) Es wird versucht, zu definieren, was *in-group* – Umkreis des Sprechers – gehörig sein kann und was dabei die entscheidende/allgemeingültige Motivation/die Kriterien (Empathie/das Mitgefühl) sein können. Für uns ist mit dem Ziel, *Suche nach dem Kodierungsprinzip des Japanischen* vor Augen, meines Erachtens nicht wichtig, was die Motivation sein kann, sondern, dass die Mitglieder der *in-group* nicht fest sind, dass die Gruppe keine absolute offene Gruppe darstellt, sondern eine relative und deiktische. Es wird nicht übereinzelsprachlich vorausgesetzt, dass es überhaupt eine dritte nominale Kategorie, die von der ersten und zweiten getrennt ist, in der Sprache gibt. Zumindest in Hinsicht auf das Kongruenzphänomen des Japanischen kann ein Nomen, ohne Bezogenheit auf mich oder dich in der aktuellen Sprechsituation, nicht realisiert werden. Um auf ein Nomen, genauer gesagt, auf einen Sachverhalt, der ein Nomen, das nicht den Sprecher oder den Hörer darstellt, enthält, zu referieren, muss die Entscheidung getroffen werden, in welche von der zwei *in-group* – entweder *Meine-* oder *Deine-Zugehörige* bezogen auf den aktuellen Sprecher und den aktuellen Hörer – das Nomen eingeteilt wird. Die Zwei-Teilung in *Meine-* oder *Deine-Zugehörige* ist die Voraussetzung der Verwendung des sprachlichen Mittels dieser Sprache mit der Personeneinschränkung wie des deiktischen Verbs oder Auxiliars. Was für den Begriff *Sprecher* in jeder Erläuterung des japanischen Referenzprinzips gilt, gilt somit auch unter Umständen für den Gegenstand/die Person, der/die in jeder aktuellen Sprechsituation als *Meine-Zugehörige* angesehen wird. Das Gleiche gilt selbstverständlich auch die Erläuterung für den Hörer. Die als *Meine-* bzw. *Deine-Zugehörige* angesehenen Elemente, die eigentlich deiktisch bedingt sind, haben die Grammatiker bzw. die Verfasser der Grammatikbücher meines Erachtens versucht, mit dem Begriff *in-group* zu begreifen und die Motivation dabei mit der Empathie zu erklären. Es geht um einen Versuch, die sprachliche Welt des Zwei-Personen-Systems zu begreifen. Was man unter dem Begriff

in-group zusammenbringen wollte, umfasst auf der anderen Seite die Elemente, die mit dem Prädikat, das eine Personeneinschränkung aufweist, kongruieren. Anders gesagt, *in-group* bezieht sich meines Erachtens auf das *Subjekt* des Prädikats, das die Personeneinschränkung aufweist. Für uns ist nicht relevant, wer in jeder aktuellen Sprechsituation metaphorisch eher als *Meine-Zugehörige* oder *Deine-Zugehörige* angesehen wird. Dies ändert sich – eigentlich selbstverständlich – je nachdem, mit wem man redet. Denn, das ist ja eine Entscheidung, ob derjenige Gegenstand / diejenige Person eher *mir* oder *dir* in Bezug auf die jedesmalige aktuelle Sprechsituation gehört. Der Gegenstand an sich bzw. die Person an sich zeigt in der realen Welt keine bestimmte Zugehörigkeit – *Mein* oder *Dein*. Die Komponente, auf die nach der Logik der Sprachen mit dem Drei-Personen-System durch das dritte Personalpronomen referiert wird, sieht das Japanische so an, als ob *ich* bzw. *hier* oder *du* bzw. *dort* wäre. Die dritte Person löst sich in Hinsicht auf das Kongruenzphänomen des Japanischen – zumindest in Bezug auf das Prädikat mit Personeneinschränkung – in dem Sinne auf. Da ergibt sich eine fiktiv in zwei Personen geteilte Welt. Die fiktiv in zwei Personen geteilte Welt wird bei der Versprachlichung des Japanischen vorausgesetzt. Dort im Japanischen ist in dieser Weise das Kongruenz- sowie das Kodierungsprinzip zwischen der Person und dem Prädikat in Form von [*wo* das verbale Ereignis stattfindet – bei *mir* oder bei *dir* bzw. *nicht bei mir*] wirksam und somit das Prinzip mit der deutschen Subjekt-Prädikat-Kongruenz funktionell gleichsetzbar. Diese Art des Referierens mit dem Zwei-Personen-System des Japanischen lässt sich konkreter vorstellen, wenn man beispielsweise dies mit einer Sprache, in der auch ein umfangreiches System der Höflichkeitssprache vorhanden ist, jedoch die Verwendung der Höflichkeitssprache nicht die Personeneinschränkung steuert, und somit dort keine fiktiv in zwei Personen geteilte Welt beim Referieren mit der Höflichkeitssprache vorausgesetzt wird. So eine Sprache stellt meines Erachtens in Bezug auf die Höflichkeitssprache die koreanische Sprache dar. Damit wir uns nur auf den Unterschied des Kodierungsprinzips beider Sprachen – Koreanisch und Japanisch – konzentrieren können, führe ich das modifizierte koreanische Beispiel von Takubo (1997) auf Japanisch an. Wir erinnern uns zunächst einmal an das vorherige Beispiel, bei dem die Formen der Höflichkeitssprache des Japanischen die Personeneinschränkung aufweisen: In Bezug auf die gleiche Proposition – der Vater von A ist zu Hause – verwenden A und B eine unterschiedliche Form: B → Satz (94) Höflichkeitsform/Honorific Polite Expressions, A → (95) Bescheidenheitsform/Humble Polite Expressions (s. a. Abb. 71).

94. B fragt an der Haustür, ob der Vater von A zu Hause ist:

お父さまは いらっしゃいますか
 Otou-sama-wa irasshai-masu-ka
 Vater-sama-TOP sein (HON)-masu (TEI)-INT.
 „Ist dein/Ihr Vater zu Hause?“

95. Dem (88) antwortend, sagt A, dass sein Vater zu Hause ist:

はい (父は 家に) おります
 Hai (Titi-wa uchi-ni) ori-masu
 Ja (Vater (HUM)-TOP zu Hause-DAT) sein (HUM)-masu (TEI)
 „Ja, mein Vater ist zu Hause.“

Im Koreanischen hingegen sollten nach Takubo (1997) A und B die gleiche Form der *Höflichkeitssprache* verwenden: A → 96, B → 97:

96. Beispielsweise: ein Besucher an der Haustür fragt:

お父さまは いらっしゃいますか
 Otou-sama-wa irasshai-masu-ka
 Vater-sama-TOP sein (HON)-masu (TEI)-INT.
 „Ist dein/Ihr Vater zu Hause?“

97. Den Besucher in Satz (88) antwortend:

私の 父は いらっしゃいます
 Watashi-no TiTi-wa irasshai-masu
 Ich-GEN Vater-TOP sein (HON)-masu (TEI)
 „Mein Vater ist zu Hause.“

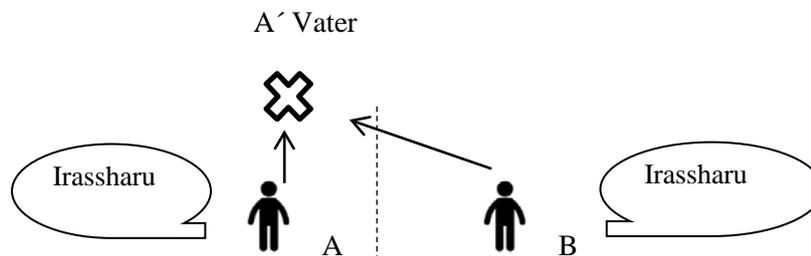


Abb.73: Beispiel der Veweindung der koreanischen Höflichkeitssprache ohne Personeneinschränkung

Der Satz (97) ist als ein japanischer Satz, wie wir im vorherigem Abschnitt gesehen haben, kein grammatischer Satz. Das ist als ein sprachliches Kodierungssystem meines Erachtens ein

entscheidender Unterschied, obwohl die beiden Systeme der Höflichkeitssprache im Japanischen und Koreanischen oft für ähnlich gehalten werden. Im Koreanischen steuert – soweit ich einschätzen kann – die Anwendung der Höflichkeitssprache nicht die Personeneinschränkung, somit wird nicht eine in zwei Personen geteilte Welt beim Referieren vorausgesetzt. Ob man in Bezug auf eine dritte Person eine Höflichkeitsform verwendet oder eine Bescheidenheitsform, hängt in dieser Sprache, im Koreanischen, nicht von der Beziehung zwischen dem Sprecher und dem Hörer in dem Sinne ab, zu wem diese eher zugehörig angesehen werden, sondern von der Beziehung zwischen dem Sprecher und demjenigen Gegenstand/derjenigen Person, auf den/die nach der Logik der Sprachen mit dem Drei-Personen-System durch das dritte Personalpronomen referiert wird. Das heißt: Für A ist As Vater jemand, auf den bezogen, aus welcher Motivation auch immer, der A eine Höflichkeitsform verwenden muss oder will. Für B ist auch As Vater jemand, auf den bezogen der B eine Höflichkeitsform verwenden muss oder will. Deshalb verwenden sie beiden die Höflichekitsform:

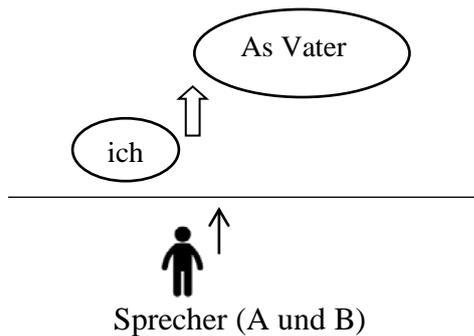


Abb.74: Skizze der Vewendung der koreanischen Höflichkeitssprache ohne Personeneinschränkung

Das ist der einzige Faktor, der über die Wahl der Form der Höflichkeitssprache in dieser Sprache entscheidet. Somit muss der folgende Faktor, der im Japanischen der entscheidende Faktor ist, bei der Wahl der Form der Höflichkeitssprache nicht berücksichtigt werden, d. h. mit wem man gerade redet. Sprecher und Hörer werden somit im Prädikat nicht mitkodiert. Ein extremes Beispiel verhilft vielleicht zu einem besseren konkreteren Vorstellungsbild: Es wird davon ausgegangen, dass nach dem verbreiteten Kriterium der Entscheidung der Form der Höflichkeitssprache – der Hierarchie – alle Angestellte beispielsweise dem Chef meiner Firma gegenüber eine Höflichkeitsform verwenden müssen. Im Koreanischen wird vermutlich auf ihn bezogen tatsächlich von allen die Höflichkeitsform verwendet, egal mit wem man redet. Im Japanischen, zumindest im modernen Japanischen, hingegen ist dies nicht der Fall: Es muss das Verhältnis von mir, dir und der zu bersprachlichenden dritten Person,

berücksichtigt werden. Das heißt, es muss berücksichtigt werden, ob die zu versprachlichene dirte Person eher als *ich* (der aktuelle Sprecher) anzusehen ist, oder als *du*, um das sprachliche Mittel, das eine Personeneinschränkung aufweist, zu verwenden. Und im japanischen alltäglichen Gespräch kommt selten so eine Aussage vor, in der weder Höflichkeitsmarkierung noch die Markierung der Bewegungsrichtung nicht mitgenannt wird. Wenn ich beispielsweise als ein Angestellter einer Firma seinen Sekretär fragen möchte, ob unser Chef da ist, würde ich dem Sekretär gegenüber auf den Chef bezogen eine Höflichkeitsform (Honorific Polite Expressions) verwenden (Satz 98). Der Chef kann in meinem Satz, der eine Höflichkeitsform (Honorific Polite Expressions) enthält, als Subjekt gestellt werden, wogegen der Sekretär des Chefs die Bescheidenheitsform verwendet (Satz 99). Es lässt sich erschließen, dass ich dabei den Chef so betrachtet, als er verhältnismäßig eher zu *dir*, also zum Sekretär gehört als zu *mir*. Er wird nicht als mein Zugehöriger bzw. das metaphorisch angesehene *Ich* betrachtet.

98. ich als Angestellter seinen Sekretär fragend:

社長は	いらっしゃいますか
Shacho wa	irasshai-masu-ka
Chef-TOP	sein (HON)-masu (TEI)-INT.

„Ist dein/Ihr der Chef da?“

99. der Sekretär auf den Satz (98) antwortend:

はい	(社長は)	おります
Hai	(Shacho-wa)	ori-masu
Ja	(Chef-TOP)	sein (HUM)-masu (TEI)

„Ja, mein/unser/der Chef ist da.“

Aber wenn ein Besucher, der nicht zu unserer Firma gehört, in unsere Firma kommt und mich fragt, ob unserer Chef da ist, soll der Satz, den der Besucher mir gegenüber äußert, gleich aussehen wie der Satz (98), den *ich* dem Sekretär gegenüber geäußert habe – nämlich Höflichkeitsform, weil es unwahrscheinlicher ist, dass der Besucher unseren Chef mir/einem Angestellten seiner Firma gegenüber nicht für *mein* Zugehöriger bzw. das metaphorisch angesehene *Ich* hält. Ich muss dann in diesem Fall die Frage des Besuchers mit der Bescheidenheitsform beantworten, wie der Sekretär im Gespräch mit mir den Chef bezogen geäußert hat. (Satz 99) Mein Chef wird in unmarkierten Fall in so einer Situation nicht von mir, dem Besucher gegenüber verhältnismäßig als *deine* Zugehörige betrachtet werden. Der Chef kann somit in den Fall nicht zu dem Subjekt in meinem Satz, der eine Höflichkeitsform

enthält (Satz 100), werden. Er soll das Subjekt in *meinem* Satz in dieser Situation, der eine Bescheidenheitsform enthält (Satz 99), sein:

100. Einem Besucher aus einer anderen Firma antwortend:

*社長は いらっしゃいます
*Shacho-wa irasshai-masu
*Chef-TOP sein (HON)-masu (TEI)
„Mein/unser/der Chef ist da.“

Aber anderes gesagt, in der gleichen realen Situation, wenn der Chef aus irgendeinem Grund von den beiden Gesprächsteilnehmern verhältnismäßig als Besuchers Zugehörige betrachtet wird – wie etwa aus dem Grund, dass der Besucher sein Familienmitglied des Chefs ist –, wird auf denselben Sachverhalt bezogen – der Chef ist da – die umgekehrte Verwendung der Form der Höflichkeitssprache von den beiden Gesprächsteilnehmern angewendet werden: nämlich auf den Chef bezogen vom mir → Höflichkeitsform (Satz 102, vergleiche: Satz 100), vom Besucher → Bescheidenheitsform (Satz 101, vergleiche: Satz 98):

101. Ein Besucher, der ein Familienmitglied des Chefs ist, mich fragend:

社長は おりますか
Shacho wa ori-masu-ka
Chef-TOP sein (HUM)-masu (TEI)-INT.
„Ist der Chef da?“

102. Einem Besucher, der ein Familienmitglied des Chefs ist, antwortend sage ich:

はい 社長は いらっしゃいます
Hai Shacho-wa irasshai-masu
Ja Chef-TOP sein (HON)-masu (TEI)
„Ja, der Chef ist da.“

Die Stellung des Chefs in der Hierarchie - angenommen, dass es überhaupt gibt - ist also im Japanischen nicht der entscheidende Faktor, ob man auf ihn bezogen eine Höflichkeitsform oder eine Bescheidenheitsform verwendet, obwohl die Stellung *ein* Faktor sein könnte, sich zu entscheiden, ob überhaupt eine Höflichkeitssprache ihm gegenüber verwendet werden soll oder nicht. Der entscheidende Faktor im Japanischen, ob man auf ihn bezogen eine Höflichkeitsform oder eine Bescheidenheitsform verwendet, liegt darin, ob man ihn – in der aktuellen Sprechsituation – als meine „in-group“ ansehen kann oder als deine – bei mir oder bei dir / nicht bei mir (s. Abb. 72). Auf denselben Sachverhalt bezogen – der Chef ist da –

muss man unterschiedliche Formen verwenden, je nachdem, mit wem man redet. Sprecher und Hörer werden in dieser Weise im Prädikat mitkodiert bzw. kongruiert. Kindaichi (1988) hat das System der Höflichkeitssprache des Japanischen als ein *relatives* System der Höflichkeitssprache und das des Koreanischen als ein *absolutes* bezeichnet.

9.5.4 Zwischenfazit der Höflichkeitssprache im Japanischen: Kongruenzphänomen

Diese Kodierungsweise wird insbesondere deutlich, wenn es im Satz nicht um einen Sachverhalt der Existenz, wie wir bisher gesehen haben, geht, sondern um einen Sachverhalt der Bewegung. Bevor wir im folgenden Abschnitt die Kodierung der Bewegung im Japanischen sehen, erinnern wir uns. Wir haben im vorherigen Kapitel angenommen: In einem konkreten japanischen Gespräch verwendet man *kuru* („kommen“), wenn der Endpunkt der Bewegung bei *mir* (bzw. fiktiv bei *mir*: vergleiche in dem Fall mit der *in-group*) ist. Befindet sich der Ausgangspunkt (und nicht mehr der Endpunkt) bei *mir* (bzw. fiktiv bei *mir*), dann wird *iku* („gehen“) genutzt:

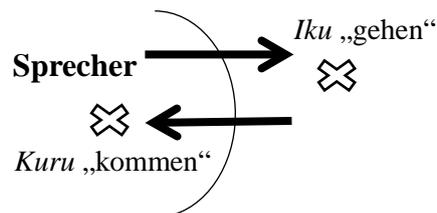


Abb. 75: Skizze der Kodierung der Bewegung im Japanischen

Wir stellen die Vermutung an, dass die sprachlich rekonstruierte Bewegung und die sprachlich rekonstruierte Existenz eine vollständige Klassifizierung der versprachlichten Sachverhalte in der versprachlichten Welt darstellen: Wird von einem Zustand der Existenz – bspw. jemand existiert bei *mir* – ausgegangen, so tritt eine Veränderung zu diesem Zustand ein, woraus ein neuer Zustand entsteht (= Bewegung). (vgl. Ikegami 1981: 209) Das *sein* (Existenz/Zustand) lässt sich als das Resultat bzw. Ansatz der Veränderung interpretieren. Es stellt in dem Sinne eine vollständige Klassifizierung der versprachlichten Sachverhalte dar. Somit lässt sich sagen, dass Ziel- bzw. Ausgangspunkt und Ort der Existenz komplementär verteilt sind, je nachdem, ob das Verb eine Bewegung ausdrückt bzw. der Satz eine direktionale Komponente beinhaltet oder nicht. Worauf ich hinauswill, ist, dass die bisherige Überlegung über die sprachliche Konzipierung des Sachverhaltes *Existenz* auch möglicherweise auf die andere Hälfte der versprachlichten Welt *Bewegung* zutreffen kann

bzw., dass dies zumindest erwägenswert ist. Wenn die beiden Sprachen beispielsweise in Bezug auf die sprachliche Konzipierung einer bestimmten Art der Existenz/Zustand des *Besitzens* einen Unterschied aufweisen, der sich jeweils als *be-* und *have-*Konzept bezeichnen lässt, könnte auch der gleiche konzeptionelle Unterschied auf die Konzipierung der Bewegung zutreffen. Ein wichtiger Unterschied der beiden Konzipierungen der Existenz – *haben* und *sein* – war folgender: In Bezug auf die Versprachlichung der Kontiguität mit der *Haben*-Konstruktion – wie im Deutschen – wird die Relation der Kontiguität zwischen zwei Gegenständen X und Y als eine Relation von einem Besitzer und einem Besitz angesehen und der Besitzer als Subjekt, das mit dem Prädikat kongruiert, und der Besitz als Objekt, das vom Verb regiert wird. Die Versprachlichung eines Gegenstandes sowohl als ein grammatisches Subjekt als auch als ein Objekt setzt voraus, dass sie sprachlich als etwas Konturiertes konzipiert worden sind. Die sprachliche Konturierung eines Gegenstandes ist, zumindest in Bezug auf die Versprachlichung einer Ortsveränderung sowie eines Besitz-Verhältnisses, in dieser Sprache unverzichtbar. Die sprachliche Konturierung eines Gegenstandes inkl. des Sprechers selbst setzt wiederum einen außenstehenden Betrachter voraus:

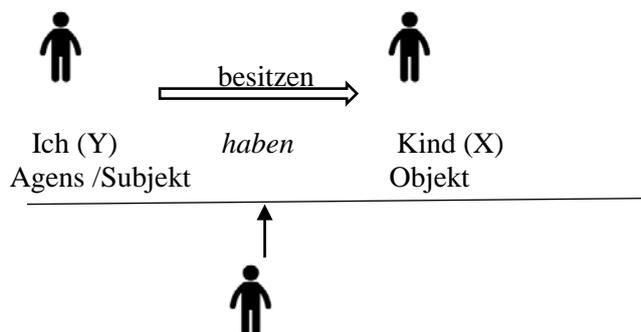


Abb. 76: *haben*-Besitz: eine Relation von einem Besitzer und einem Besitz, Wiederaufnahme von Abb. 61

Bei dieser sprachlichen Konzipierung der Kontiguität als *haben*-Besitz-Verhältnis findet eine geistige Re- bzw. Umstrukturierung der Relation der Kontiguität in der realen Welt vom außenstehenden Betrachtungspunkt statt. Diese außenperspektivische Konzipierung steht mit dem grammatischen Subjekt, das mit dem Prädikat kongruiert, in Wechselbeziehung. Was wir mit der Konzipierung der Existenz der Kontiguität im Japanischen gesehen haben, war, dass dort eine Personeneinschränkung vorliegt. Vor allem, wenn die Höflichkeitssprache miteinbezogen wird, bereitet das Japanische eine sprachliche Markierung jeweils für die Existenz bei *mir* und für die Existenz *nicht bei mir* vor. Weil die sprachlichen Markierungen im Japanischen eine Personeneinschränkung – das Verbot, dass die beiden Gesprächsteilnehmer das gleiche sprachliche Element in Bezug auf ein und dieselbe

Wirklichkeit im Dialog benutzen – aufweisen, haben wir die Regelhaftigkeit der Kodierung erschlossen. Bei dieser sprachlichen Konzipierung der Kontiguität als *sein*-Besitz-Verhältnis findet zwar keine geistige Re- bzw. Umstrukturierung vom außenstehenden Betrachtungspunkt statt, jedoch liegt eine geistige Re- bzw. Umstrukturierung der Relation der Kontiguität in der realen Welt *vom innenstehenden Betrachtungspunkt* in der versprachlichten Welt vor. Diese innerperspektivische Konzipierung wird vor allem deutlich, wenn ein Fall zugrunde gelegt wird, in dem es nicht um die Gesprächsteilnehmer geht, sondern um eine dritte Person. Denn, auch in so einem Fall muss die dritte Person fiktiv entweder als *ich* oder *du* sprachlich behandelt werden. Der Unterschied der Kodierung der beiden Konzipierungen – der Innen- und Außenperspektive – ist an dem Beispiel der Versprachlichung der (Raum-)Wahrnehmung des Japanischen und Deutschen, das wir im vorherigen Kapitel behandelt haben, deutlich zu sehen: In Bezug auf die japanischen Adjektiven und Verben, die nur der ersten Person die *Subjekt*position erlauben (vergleiche: bspw. *Ookii* „groß“ in Satz (63) und (64) :“das Haus ist groß“ oder *kanashii* „traurig“ in Satz (65): „ich bin traurig“), wenn sie in der konkreten Sprechsituation verwendet werden, drücken sie an sich den Sachverhalt, den der Satz darstellt, als einen Sachverhalt, der im *bei-mir*-Bereich (Abb.95) stattfindet, aus. Wenn der Sachverhalt nicht in *bei-mir*-Bereich stattfindet, wird zum Beispiel in dieser Sprache mit irgendeinem Modalpartikel (s. in Fall mit *kanashii* „(Ich bin) traurig“) oder eine andere Form (s. in Fall mit dem Demonstrativum der Opposition *ko-* und *so-*, oder mit der Höflichkeitssprache der Opposition Bescheidenheits- und Höflichkeitsform) ausgedrückt.

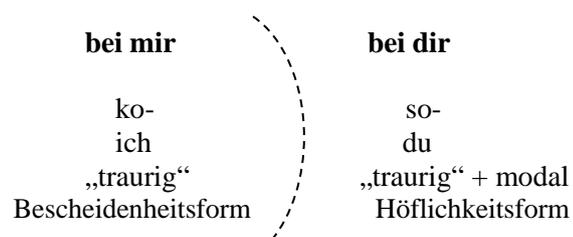


Abb. 77. das Konzipierungsschema der Referenz für das Japanische/die deiktische Inszenierung

Im Gegensatz dazu weisen im Deutschen die Verben, Nomen und Adjektive keine Personeneinschränkung auf, auch wenn es um die subjektive Empfindung bzw. Gefühle usw. geht. Sie werden in der Regel personenneutral verwendet, wobei die erste Person mit der zweiten und der dritten, in Hinsicht auf die Subjekt-Prädikat-Kongruenz, ein Paradigma bildet: *ich bin – du bist – er ist traurig* usw. Dass die drei Personen in der Hinsicht bezogen

auf die Subjekt-Prädikat-Kongruenz ein Paradigma bilden, ist keine Binsenwahrheit der Sprachen der Welt:

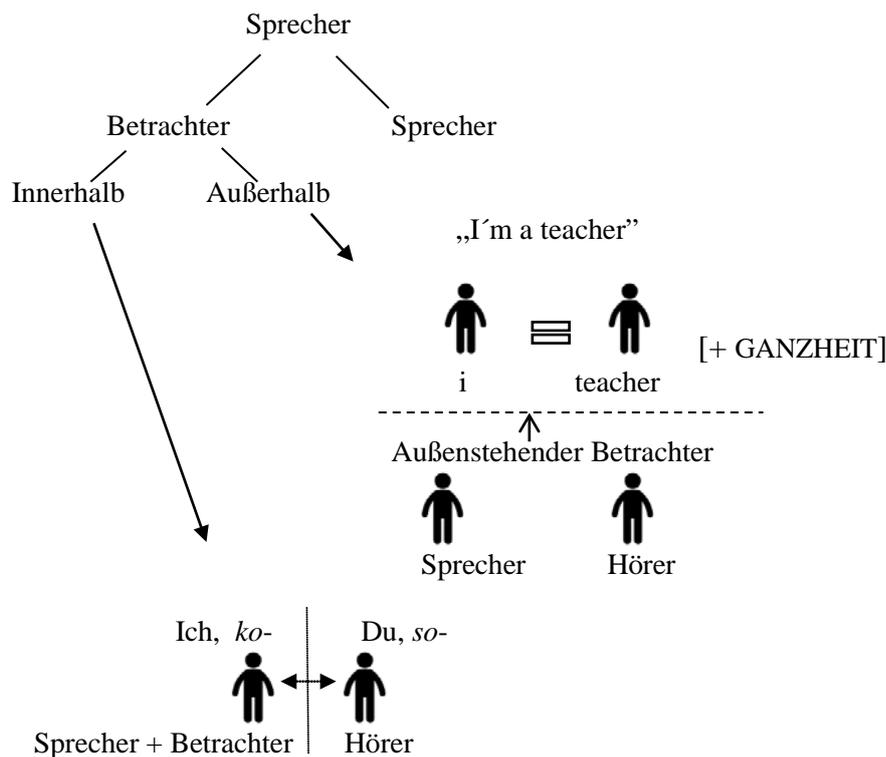
In anderen (insbesondere indoeuropäischen) Sprachen rufen die Regelmäßigkeit der formalen Struktur und eine ursprünglich sekundäre Symmetrie den Eindruck von drei koordinierten Personen hervor. Dies ist vor allem der Fall bei den modernen Sprachen mit obligatorischem Pronomen, in denen er, auf gleicher Stufe wie ich und du, Teil eines dreigliedrigen Paradigmas zu sein scheint; [...] In Wirklichkeit ist die Symmetrie nur formal. (Benveniste 1966: 286)

Das ist also der Unterschied der Sprachen meines Erachtens, die einerseits ein Pronomen besitzen, in dem Sinne, dass das Pronomen als „Stellvertreter“ (Humboldt 1828/1968: 162) des Sprechers und des Hörers in der aktuellen konkreten Sprechsituation und als ein „Erheben vom Augenblicklichen zum Allgemeinen“ (Ebd.) umfasst, und die andererseits ausschließlich die Personenbezeichnungen besitzen, die „nur eine von einer augenblicklichen Verhältniss-Eigenschaft [sic!]“ (Ebd.) des Sprechers und des Hörers aufweisen. Was hier nebenbei erwähnt werden kann, ist die semantische Beschreibung von Kuroda (1979) über das japanische Demonstrativsystem: Es geht bei der Selektion zwischen *ko-* oder *so-* im Dialog nicht um eine vom Sprecher und vom Hörer unabhängige Textwelt, ob ein zu versprachlichendes Element *im Text bekannt* ist oder nicht, sondern ob das zu versprachlichende Element *mir bekannt* ist. Dies steht vermutlich auch mit der Abwesenheit des dritten Personalpronomens, das phorisch auf ein Element verweist, in Wechselbeziehung. In Bezug auf – meines Erachtens – die zwei unterschiedlichen Konzipierungen einer verbalen Handlung, vor allem auf das Japanische bezogen, kommentiert Tanaka (2011) wie folgt:

Dieses Charakteristikum der vielen Adjektive des Empfindens geht auf die deiktische Referenzstrategie zurück, in der man nur etwas beschreiben kann, was man selber perzipiert. So ist bei einer Reihe von Adjektiven, die die subjektive Einschätzung ausdrücken, die Nennung des Subjekts (der Träger der Empfindung) überflüssig. (Tanaka 2011: 220)

Das häufige Vorkommen von Auslassungen im Japanischen führt nach ihm und auch nach meiner Ansicht auf die von ihm „deiktisch“ genannte Referenzstrategie zurück. Die deiktische Referenzstrategie ist bei ihm die Strategie/das Prinzip der Referenz, die viele japanische Ausdrücke – einschließlich des deiktischen Verbpaars *iku- kuru* („gehen-kommen“) – steuert. Diese Strategie wird in der vorliegenden Arbeit *deiktische Inszenierung* genannt. Gegenübergestellt wird die „anaphorische“ (Tanaka 2011) Strategie, nach der ein Sachverhalt

im Zusammenspiel des 1., 2. und 3. Personalpronomens sprachlich dargestellt wird. Wir schließen an die zentrale These von Tanaka (2011) an: In Bezug auf die Ausprägung der Kategorie *Person* kommt es zum Unterschied des primären Referenzsystems der Sprache: Die anaphorischen Sprachen, in denen ein grammatisch begründetes, dreigliedriges Personensystem vorliegt und die eine Subjekt-Prädikat-Struktur bezüglich ihres Referierens aufweisen, während die deiktischen Sprachen ein Zwei-Personen-System (Selbst gegenüber Nichtselbst oder erste gegenüber zweite Person) haben, zeigen eine Topik-Prädikat-Struktur. Das Zwei- und das Drei-Personen-System unterscheiden sich nach den Überlegungen der vorliegenden Arbeit in der Grundposition des Betrachters bei der sprachlichen Rekonstruktion, und zwar von innen und von außerhalb der zu versprachlichenden Szene. Bei der deiktischen Inszenierung, in der das Zwei-Personen-System vorliegt, ist der Sprecher nicht mit dem Personalpronomen morphologisch versprachlicht, sondern er wird bei der Selektion des deiktischen Verbs bzw. Auxiliars – als *hier* – vorausgesetzt. Er fungiert dabei als *Orientierungspunkt der Deixis* (s. a. im Kapitel 7 über die Funktion der ersten Person). Diese Gegenüberstellung des Sprechers als Betrachter, der sich außerhalb der zu versprachlichenden Szene befindet, und des Sprechers als vorausgesetztes *hier* (jedoch zugleich als innenstehender *Betrachter*, s. den Fall mit der Person aus *in-group*) bei der Wahl des deiktischen Elements (wie *iku-kuru* „gehen-kommen“) garantiert ihre gemeinsame Funktion als *Orientierungspunkt der Deixis*. Auf diese Funktion sind wir auf der Suche nach der Funktion des ersten Personalpronomens im vorherigen Kapitel gekommen. Wir führen in der vorliegenden Arbeit den Unterschied der zwei sprachlichen Konzipierungen der Ortsveränderung im Deutschen und Japanischen auf diese unterschiedlichen sprachlichen Konzipierungen des Sprechers von sich selbst, den Grad der Objektivierung des Sprechers von sich selbst in der versprachlichten Raumzeit – nun auf den Unterschied von Zwei- und Drei-Personen-Systemen – zurück.



Teil des verbalen Ereignisses

Abb. 78 : Modifizierte Wiederaufnahme von Abb. 34: Überblick über die Modelle der Referenzschemata der Innen- und Außenperspektive

10 Grammatisches Muster für die japanische Ortsveränderung

10.1 Sprachliche Konzipierung der Bewegung im Japanischen

Der Ausgangspunkt der Überlegungen in der vorliegenden Arbeit war die Frage, warum die beiden Gesprächsteilnehmer im Japanischen nicht das gleiche Verb, das eine Bewegungsrichtung aufweist, verwenden können, um die gleiche Ortsveränderung der realen Welt (hier: A bewegt sich zu B) sprachlich zu rekonstruieren: Wiederaufnahme von Satz (16) und (17):

103. Ich komme heute zu dir.

104.

今日	行く 来る	ね
Kyou	iku / *kuru	ne
Heute	gehen / *komme	PART

„Ich gehe/ *komme heute (zu dir).“

Man weiß nun, in welche Richtung das Verwendungsprinzip der deiktischen Bewegungsverbren des Japanischen, die keine Origo-Hineinversetzung erlauben, sondern immer sprecherorientiert verwendet werden müssen, zu erklären ist. Bei der sprachlich rekonstruierten Ortsveränderung im Japanischen muss in Bezug auf den Zielpunkt (*kuru* „kommen“) bzw. den Ausgangspunkt (*iku* „gehen“) entschieden werden, ob der Ziel- bzw. der Ausgangspunkt ggf. metaphorisch entweder *bei mir* oder *nicht bei mir / bei dir* ist (Abb. 79). Das heißt, die Bewegung wird in dieser Sprache als eine Bewegung sprachlich aufgefasst, entweder eine Bewegung, die sich zu *mir* hin richtet, oder eine Bewegung, die sich von *mir* weg richtet. (Abb. 80)

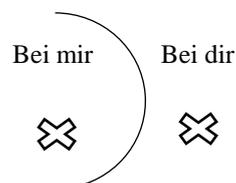


Abb. 79: Auswahl des Ziel- bzw. des Ausgangspunkts der Bewegung

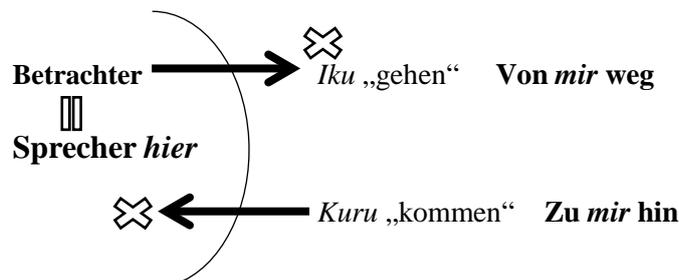


Abb. 80: Die Bewegungsrichtung und der Ziel- bzw. des Ausgangspunkts der Bewegung

Dabei bleibt der Sprecher, wie erwähnt, konzeptionell innerhalb der versprachlichten Szene, obwohl er sich auch in den Sprecher in der aktuellen Sprechsituation und in den Betrachter, der sich jedoch innerhalb der zu versprachlichenden Szene befindet, spaltet (s. den Fall der dritten Person) (Abb. 80). Es geht somit dabei um die sprachlich fiktiv in zwei Personen geteilte Welt. Der Sprecher konzipiert sich selbst bei der sprachlichen Rekonstruktion der Raumzeit – als den innenstehenden Betrachter bzw. *hier*, den Orientierungspunkt des deiktischen Elements [- außenstehender BETRACHTER]. Da ergibt sich zwischen den deutschen und japanischen sprachlichen Konzipierungen der Bewegung der Unterschied, ob sich der Sprecher in den Sprecher in der aktuellen Sprechsituation und in den außenstehenden Betrachter der zu versprachlichenden Szene spaltet (Deutsch) oder in den Sprecher und in den Betrachter, jedoch der Betrachter innerhalb der Szene bleibt (Japanisch) [\pm außenstehender

BETRACHTER] und somit auch der Unterschied des zu rekonstruierenden Raums. Die unterschiedlichen Konzeptionen des Raums sind daraus zu erschließen, dass im Japanischen nicht *ich komme zu dir* gesagt werden kann, während im Deutschen das geht. Wie erwähnt, wird dieser Unterschied der Kodierungsweise des Raums insbesondere deutlich, wenn es im Satz nicht um einen Sachverhalt der Existenz geht, sondern um einen Sachverhalt der Bewegung. Schauen wir uns im folgenden Abschnitt ein konkretes Beispiel dafür an.

10.2 Drei Verben für die Bewegung eines Gegenstandes: *Ageru*, *Kureru* und *Morau*

Schauen wir uns ein konkretes Beispiel einer Bewegung eines Gegenstandes – *geben* und *nehmen* – an: Im Japanischen gibt es für den Sachverhalt einer Bewegung eines Gegenstandes eine Reihe sogenannter *geben-nehmen*-Verben bzw. Auxiliaren: *Ageru*, *Kureru* und *Morau*. Zu klären, was sie kodieren oder wie sie den Sachverhalt einer Bewegung eines Gegenstandes sprachlich strukturieren, hilft uns zu verstehen, was die japanischen Verben *iku-kuru* „gehen-kommen“ kodieren. Dabei wird zugleich der Unterschied der Betrachtungsposition – Außen und Innen – zwischen der deutschen und japanischen Versprachlichung einer Bewegung auch klarer. Die *geben-nehmen*-Verben des Japanischen werden im Lehrwerk für Japanisch-Lernende folgendermaßen beschrieben:

[A]geru⁴³ is one of a set of giving and receiving verbs; the meaning is ‚give‘. However, ageru cannot be used when the indirect object is the first person (i.e., I or we) or a person with whom the speaker empathizes (usually a member of the speaker’s in-group). (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 63)

Someone gives something to a person who is not a member of the giver’s in-group but whose status is about equal to that of the giver. (Ebd.: 214)

Diese Anmerkung wird vermutlich deshalb vorgenommen, weil nach diesem Lehrbuch, wenn jemand als *höher* angesehen wird, ihm gegenüber die vorhin erwähnte Höflichkeitssprache verwendet wird.

[K]ureru⁴⁴, which is one of a set of giving and receiving verbs, means ‚give‘. Unlike the English give, however, kureru is used only when the receiver is the first person or someone with whom the speaker empathizes (usually a member of the speaker’s in-group). (Ebd.: 214)

⁴³ Hervorgehoben von Tomomi Shirai (im Folgenden T. S).

⁴⁴ Hervorgehoben von T. S.

Someone whose status is not higher than the speaker's gives something to the first person or to someone with whom the speaker empathizes. (Ebd.: 214)

[M]orau⁴⁵, which is one of a set of giving and receiving verbs, means ‚get‘. Unlike the English get, however, morau is used only when the receiver is the first person or someone with whom the speaker empathizes (usually a member of the speaker's in-group). (Ebd.: 261)

The first person or someone the speaker empathizes with receives something from someone whose status is not as high as the receiver's. (= get; receive; be given) (Ebd.: 214)

Auf alle drei Verben trifft die folgende Bemerkung zu: "When the first person or someone the speaker empathizes with is involved in a giving-receiving situation, the situation is normally described from his viewpoint" (Ebd.: 215), das besagt, dass diese Reihe *geben-nehmen*-Verben im Japanischen immer von dem Sprecherstandpunkt bzw. von dem fiktiven (= in-group) Sprecherstandpunkt aus ausgewählt werden. Sie lassen sich tabellarisch folgendermaßen darstellen:

[30] "The plain forms of giving and receiving verbs" modifizierte Tabelle von (Ebd.: 215):

(I) give someone	Someone gives (me)	(I) get/receive (from someone)
Ageru	Kureru	Morau

Wir schränken unsere Beobachtung auf den Gebrauch als Vollverb dieser Verben, die eigentlich genauso wie *iku-kuru* („gehen-kommen“) auch als Auxiliar verwendet werden, ein. Wir schränken außerdem die Beschreibung im Folgenden auf den Sprecher ein, obwohl sich die Beschreibung genauso auch auf die in-group des Sprechers bezieht. Denn, die Beschreibung des Gebrauchs der *geben-nehmen*-Verben als „Vollverb bezüglich des Sprechers“, das die Basis der sprachlichen Kodierung der Bewegung in dieser Sprache darstellen soll, lässt sich danach ausdehnen. Wir konzentrieren uns im Folgenden ausschließlich auf die Herauskristallisierung des sprachlichen Kodierungsprinzips der Bewegung im Japanischen. Wie wird ein Sachverhalt der Bewegung eines Gegenstandes in dieser Sprache aufgefasst bzw. strukturiert? Was lässt sich anhand der Verwendung dieser Verben erschließen? Zuerst werden die oben zitierten Beschreibungen über die Verben ohne

⁴⁵ Hervorgehoben von T. S.

Berücksichtigung der Personeneinschränkung – wer das Verb verwenden darf – dargestellt.
 Sie sehen dann folgendermaßen aus:

Ageru means ‚give‘. (Ebd.: 63)

105.

(私は)	(あなたに)	本を	あげる
(watashi-wa)	(anata-ni)	hon-o	ageru
Ich-TOP	Du-DAT	Buch-Akk	geben

„Ich gebe dir ein Buch.“

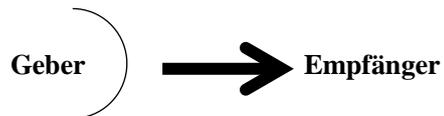


Abb. 81: *ageru*

Morau means ‚get‘. (Ebd.: 261)

106.

(私は)	(あなたに)	本を	もらう
(watashi-wa)	(anata-ni)	hon-o	morau
Ich-TOP	Du-DAT	Buch-Akk	bekommen

„Ich habe von dir ein Buch bekommen.“ „I got a book from you.“

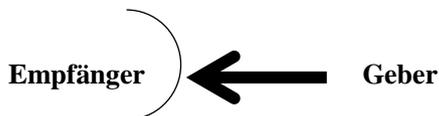


Abb. 82: *morau*

Kureru means ‚give‘. (Ebd.: 214)

107.

(あなたは)	(私に)	本を	くれる
(anata-wa)	(watashi-ni)	hon-o	kureru
Du-TOP	Ich-DAT	Buch-Akk	geben

„Du gibst mir ein Buch.“

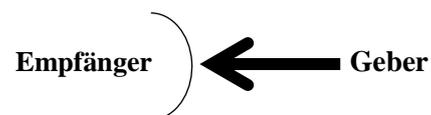


Abb. 83: *kureru*

Wir müssen zwei Dinge klarmachen: erstens, worin der Unterschied zwischen *ageru* und *kureru* besteht. Denn *ageru* und *kureru* lassen sich beide nach der Beschreibung des Buches mit *geben* ins Deutsche bzw. mit *give* ins Englische übersetzen. Zweitens geht es um den Unterschied zwischen *morau* und *kureru*. Denn *morau* und *kureru* drücken auf den ersten Blick beide eine gleiche Bewegung aus, *der Empfänger bekommt etwas*. Wenn die Personeneinschränkung des Verbs – wer das Verb verwenden darf – berücksichtigt wird, wird klarer, was die Verben kodieren sowie wie der Sachverhalt der Bewegung eines Gegenstandes in dieser Sprache sprachlich strukturiert wird. Mit Rücksicht auf die Personeneinschränkung werden sie dann folgendermaßen dargestellt:

[I] *Ageru* ((I) give someone) hat die Bedeutung „give“ (Ebd.: 63). Jedoch kann es nicht verwendet werden, wenn das indirekte Objekt des Satzes der Sprecher (ggf. seine Zugehörige) ist. (vgl. Ebd.: 63) In der vorliegenden Überlegung bezieht sich *das indirekte Objekt* auf das Satzelement, das mit dem Partikel *-ni* (DAT) markiert wird und das somit den Empfänger in Bezug auf die Versprachlichung der Bewegung eines Gegenstandes darstellt.



Abb. 84: *ageru* ((I)give someone) mit Rücksicht auf die Einschränkung

108.

(私は)	(あなたに)	本を	あげる
watashi-wa	anata-ni	hon-o	ageru
Ich-TOP	Du-DAT	Buch-Akk	geben

„Ich gebe dir ein Buch.“

Somit, wenn der Empfänger der Sprecher ist, kann der Sprecher nicht auf den Sachverhalt [SP←] bezogen auf das Verb *ageru* verwenden:

109.

*あなたは	私に	本を	あげる
*anata-wa	watashi-ni	hon-o	ageru
Du-TOP	Ich-DAT	Buch-Akk	geben

Als Übersetzung eines Satzes mit *ageru* ist ungrammatisch: * „Du gibst mir ein Buch.“

Oder anders gesagt: Der Sprecher kann die Bewegung, die sich auf ihn richtet [SP←], nicht mit *diesem geben* = *ageru* ausdrücken. Um die Bewegung *du gibst mir etwas* bzw. *jemand*

gibt mir etwas, in der der Sprecher der Empfänger ist [SP←], wiederzugeben, muss der Sprecher das andere *geben* = *kureru*, worauf wir gleich näher eingehen, verwenden:

110.

(あなたは)	(私に)	本 を	くれる
anata-wa	watashi-ni	hon-o	kueru
Du-TOP	Ich-DAT	Buch-Akk	geben

„Du gibst mir ein Buch.“

Nur bezüglich einer Situation, in der *der Sprecher jemandem etwas gibt*, kann der Sprecher das *geben* = *ageru* richtig verwenden. Das bedeutet praktisch, wenn jemand in einem konkreten Gespräch das Verb *ageru* verwendet, heißt dies zugleich [*ich (bzw. ein als ich angesehenen jemand = in-group) gebe/gibt jemandem etwas*]. In der Tat werden das Subjekt und das Objekt in so einem Fall in der Regel *ausgelassen*: ”the indirect object often omitted if it refers to the speaker in declarative sentences or to the hearer in interrogative sentences.“ (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 63) Sie sind auslassbar, weil sie rekonstruierbar sind bzw. weil sie eine Voraussetzung ist. Die Voraussetzung dieser Sprache möchten wir ermitteln. Die vorausgesetzte rekonstruierbare Konstellation der Bewegung eines Gegenstandes in dieser Sprache, wenn das Verb *ageru* verwendet wird, lässt sich dann meines Erachtens folgendermaßen darstellen:

Ageru: Ich gebe jemandem etwas.

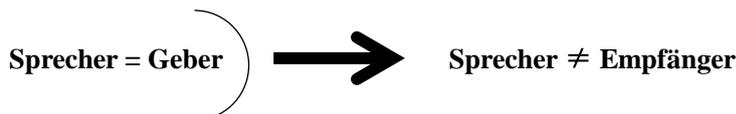


Abb. 85: *ageru* ((I)give someone) mit Rücksicht auf die Einschränkung

[III] **Kureru** (Someone gives (me)) ist das andere “give” (Ebd.: 214). Es kann nur dann verwendet werden, wenn der Empfänger der Sprecher ist (Ebd.: 214) [SP←].

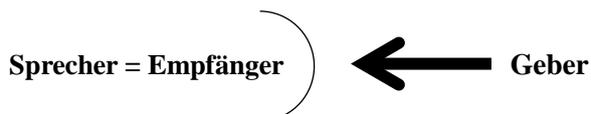


Abb. 86: *kureru* (Someone gives (me)) mit Rücksicht auf die Einschränkung

111.

(あなたは)	(私に)	本 を	くれる
anata-wa	watashi-ni	hon-o	kueru
Du-TOP	Ich-DIR	Buch-Akk	geben

„Du gibst mir ein Buch.“

Somit, wenn der Geber der Sprecher ist, kann der Sprecher nicht auf den Sachverhalt [SP→] bezogen das Verb *kureru* verwenden:

112.

* (私は)	(あなたに)	本 を	くれる
*watashi-wa	anata-ni	hon-o	kueru
Ich-TOP	Du-DIR	Buch-Akk	geben

Als Übersetzung eines Satzes mit *kureru* ist ungrammatisch: * „Ich gebe dir ein Buch.“

Wenn man einen Sachverhalt, in dem der Sprecher der Geber ist, ausdrücken will [SP→], muss der Sprecher dann das andere *geben ageru* verwenden:

113.

(私は)	(あなたに)	本を	あげる
watashi-wa	anata-ni	hon-o	ageru
Ich-TOP	Du-DAT	Buch-Akk	geben

„Ich gebe dir ein Buch.“

Nur bezüglich einer Situation, in der jemand *dem Sprecher* etwas gibt [SP←], kann der Sprecher das *geben = kureru* richtig verwenden. Das bedeutet praktisch, wenn jemand in einem konkreten Gespräch das Verb *kureru* verwendet, bedeutet dies zugleich meines Erachtens [jemand gibt *mir* etwas]:

Kureru: Jemand gibt *mir* etwas.

Sprecher = Empfänger



Geber ≠ Sprecher

Abb. 87: *kureru* (Someone gives (me)) mit Rücksicht auf die Einschränkung

Das ist der erste Punkt, den wir berücksichtigen müssen, um zu verstehen, was die beiden Verben *ageru* und *kureru*, die sich beide mit *geben* übersetzen lassen, kodieren. Sie unterscheiden sich in der Bewegungsrichtung, die vom *Sprecher* aus betrachtet wurde: einmal die Bewegung, die sich zu sich hin richtet (*kureru* [SP←]), und einmal diejenige, die sich von einem weg richtet (*ageru* [SP→]) (Abb. 88).

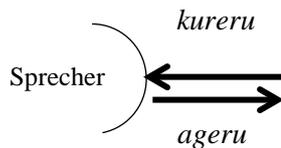


Abb. 88: Die zu rekonstruierende Struktur durch das Erwähnen von *kureru* und *ageru*

Was ist nun mit dem *morau*, das auch wie *kureru* die Bewegungsrichtung, die sich zum Sprecher richtet [SP←], auszudrücken scheint?

[III] **Morau** ((I) get/receive (from someone)) hat die Bedeutung “get” (Ebd.: 261). Jedoch kann es nur verwendet werden, wenn der Empfänger der Sprecher (ggf. sein Zugehöriger) ist (Ebd.: 261).

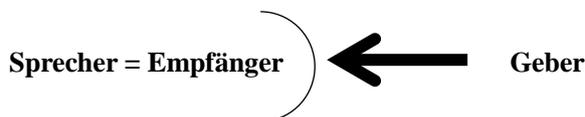


Abb. 89: *morau* ((I) get/receive (from someone)) mit Rücksicht auf die Einschränkung

112.

(私は)	(あなたに)	本を	もらう
(watashi-wa)	(anata-ni)	hon-o	morau
Ich-TOP	Du-DAT	Buch-Akk	bekommen

„Ich habe von dir ein Buch bekommen.“ „I got a book from you.“

Somit, wenn der Empfänger *nicht* der Sprecher ist, kann der Sprecher nicht auf den Sachverhalt bezogen [SP→] das Verb *morau* “get” verwenden:

113.

* あなたは	私に	本を	もらう
* anata-wa	watashi-ni	hon-o	morau
Du-TOP	Ich-DAT	Buch-Akk	bekommen

Als Übersetzung eines Satzes mit *morau* ist ungrammatisch: * „Du hast von mir ein Buch bekommen.“

So ergibt sich die Frage, welchen Unterschied *morau* und *kureru* aufweisen, wenn sie beide einen Sachverhalt der Bewegung darstellen, in dem der Sprecher der Empfänger ist [SP←]. Das ist der zweite Punkt, den wir berücksichtigen müssen, um zu verstehen, wie die Bewegung in dieser Sprache sprachlich strukturiert wird. Der Unterschied zwischen *morau* und *kureru* ist nicht kompliziert zu verstehen. Denn, das ist der Unterschied zwischen *Ich bekomme etwas* ((I) get/receive (from someone) = *morau*) und *jemand gibt mir etwas*

(Someone gives (me) = *kureru*). Wenn jemand in einem konkreten Gespräch das Verb *morau* verwendet, bedeutet das zugleich praktisch [*ich* bekomme (von jemandem) etwas], während das Verb *kureru* [jemand gibt *mir* etwas] bedeutet. Nur bezüglich einer Situation, in der *der Sprecher* und niemand anderes von jemandem etwas *bekommt* [SP←], kann er *morau* richtig verwenden.

Morau: Ich bekomme etwas.

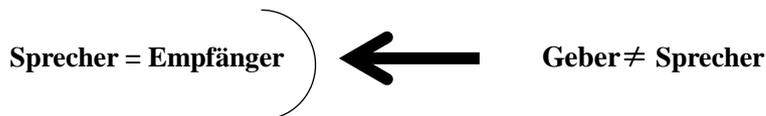
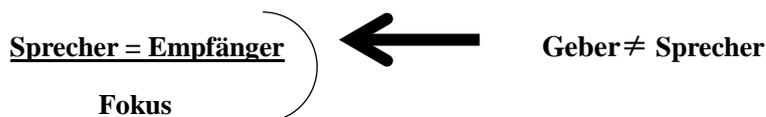


Abb. 90: *morau* ((I) get/receive (from someone)) mit Rücksicht auf die Einschränkung

Wenn man diesen Unterschied zwischen *morau* und *kureru* als einen Unterschied der Fokussetzung bezeichnen will, lässt sich sagen, *morau* ((I) get/receive (from someone)) legt den Fokus auf den Empfänger, *kureru* (Someone gives (me)) auf den Geber:

Morau: Ich bekomme etwas.



Kureru: Jemand gibt *mir* etwas.

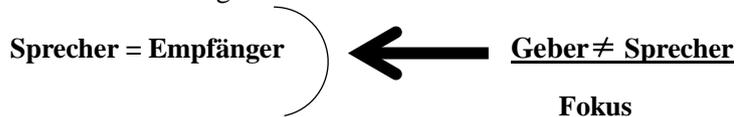


Abb. 91: *morau* ((I) get/receive (from someone)), *kureru* (Someone gives (me)) mit der Markierung der Fokussetzung

Morau und *kureru* beziehen sich auf dieselbe Bewegung: *Etwas kommt zum Sprecher hin* [SP←]. Sie stellen eine Variante dar, während der Sprecher der Empfänger ist: *kureru* drückt [*jemand gibt mir*] aus, und *morau* [*ich bekomme*]. Die drei *geben-nehmen*-Verben im Japanischen lassen sich somit folgendermaßen zusammenfassen:

[31]

ageru: Ich gebe jemandem etwas. (Vom Sprecher⁴⁶ weg [SP→])
morau: Ich bekomme etwas. (Zum Sprecher hin [SP←])
kureru: Jemand gibt *mir* etwas. (Zum Sprecher hin [SP←])

⁴⁶ Dies gilt ggf. auch für denjenigen aus der *in-group*.

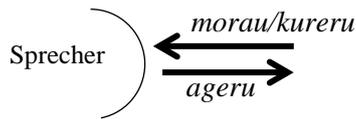


Abb. 92: Zusammenfassung der zu rekonstruierenden Struktur durch das Erwähnen von japanischen *geben-nehmen*-Verben

Für uns ist relevant, was anhand der Beobachtung des Verwendungsprinzips erschlossen werden kann. Es geht darum, dass eine Bewegung in dieser Sprache, im Japanischen, in der Regel sprachlich so aufgefasst wird, als ob es eine Bewegung wäre, die sich zu *mir/dem Sprecher* hin richtet oder von *mir/dem Sprecher* weg richtet. [\leftarrow SP \leftarrow] Anders gesagt, es wird durch die Erwähnung des Verbs signalisiert, wo der Endpunkt der Bewegung *bei mir* ist oder *nicht bei mir* (ggf. metaphorisch) oder der Ausgangspunkt der Bewegung *bei mir* ist oder *nicht bei mir* (ggf. metaphorisch):

[32]

Endpunkt der Bewegung bei *mir*: *morau, kureru*
 Ausgangspunkt der Bewegung bei *mir*: *ageru*

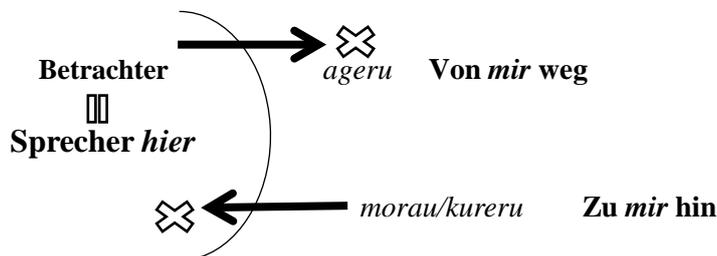


Abb. 93: Bewegungsrichtung und Ausgang- bzw. Endpunkt der japanischen *geben-nehmen*-Verben

10.2.1 Kodierung der Bewegung eines Gegenstandes und Personeneinschränkung

Warum lässt sich dies erschließen? Weil die beiden Gesprächsteilnehmer in einer konkreten Sprechsituation auf dieselbe Bewegung bezogen nicht dasselbe Verb der drei verwenden können. Das ist eigentlich selbstverständlich, wenn man bedenkt, dass die Definition der Verben den *Sprecher*, das deiktische Element, einschließt. Es ist leicht zu sagen: Im Bewegungsverb wird das Agens mitkodiert. Soll jedoch die Regel der Kodierung der Bewegung mit solchen Verben verstanden werden, ist noch einiges deutlich zu machen. In Bezug auf das Referenzsystem des Japanischen, in einem Zwei-Personen-System, ist es

meines Erachtens zuerst relevant, dass ein zu versprachlichender Sachverhalt der Bewegung eines Gegenstandes sprachlich betrachtet nur entweder als eine Bewegung, die sich zu *mir/dem Sprecher* hin richtet oder von *mir/dem Sprecher* weg richtet, aufzufassen ist [\leftarrow SP \leftarrow], auch wenn die Entscheidung metaphorisch wie bei der dritten Person erfolgt. Zweitens ist der entscheidende Punkt dieser Kodierung der Bewegung, dass die zu erschließende Regel der Verwendung der Verben, die an den *Sprecher*, das deiktische Element in ihrer Definition einschließt, eine Personeneinschränkung aufweist. Das wird aus der Beobachtung erschlossen, dass auf dieselbe Bewegung in der realen Welt, wie etwa *A gibt dem B ein Buch*, bezogen [33] die Gesprächsteilnehmer A und B nicht dasselbe Verb verwenden können. (Satz 114 – 115) Im Japanischen muss A das Verb *ageru* verwenden, während B *kureru/morau*, um die Bewegung des Buchs von A zu B auszudrücken, folgendermaßen einsetzt:

[33] [A gibt dem B ein Buch]



A: *ageru* = *Ich* gebe jemandem etwas. [SP \rightarrow]

B: *kureru* = Jemand gibt *mir* etwas. [\rightarrow SP]

Somit stellen die folgenden Sätze in Bezug auf [33] einen typischen Ausdruck im Gespräch dar:

A ein Buch dem B gebend:

114. A

(はい⁴⁷) あげる
 (hai) **ageru**
 Hier(INTJ⁴⁸) geben
 „Ich gebe dir das.“

115. B

(え⁴⁹) くれるの
 (e) **kureru-no**
 Oh (INTJ) geben-(INT⁵⁰)
 „Oh, gibst du mir das?“

⁴⁷ Interjektion: Aufmerksam anregend

⁴⁸ Hier und im Folgenden steht INTJ für Interjektion.

⁴⁹ Interjektion: Überraschung ausdrückend

⁵⁰ Interrogative: Abkürzung von *no-ka?*

Wenn eine Bewegung *nicht* von einem neutralen Standpunkt aus betrachtet wird, sondern jeder A und B dieselbe Bewegung eines Buches von A zu B von seinem eigenen Standpunkt aus betrachtet, geht sie für A vom Sprecher (= A) weg [SP→] (*ageru*), für B zum Sprecher (= B) hin [SP←] (*kureru*):

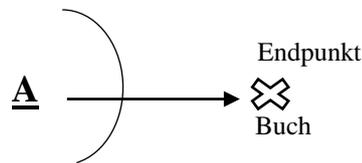


Abb. 94: A: *ageru*

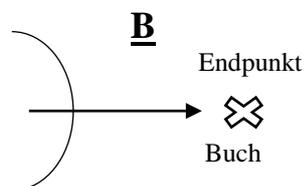


Abb. 95: B: *kureru/morau*

Die Bewegung, die sich für A von sich selbst (Sprecher) entfernt, ist diejenige, die sich für B zu sich (Sprecher) hin bewegt. Selbstverständlich gilt auch die umgekehrte Verwendung, wenn B dem A ein Buch gibt (s. a. Abb. 93).

Auf der anderen Seite geschieht das Referieren auf die Bewegung eines Buches von A zu B im Deutschen, wie wir im vorherigen Kapitel gesehen haben, beispielsweise durch die Angabe des konturierten Bewegenden und des konturierten Ortes, wo die Bewegung zum Ende kommt (= Ziel). Das gilt auch, wenn das Bewegende den Sprecher darstellt: eine Bewegung der Person A zur Person B wird, wie etwa *ich komme zu dir*, versprachlicht. Dabei muss der Sprecher mit dem ersten Personalpronomen, der Hörer mit dem zweiten versprachlicht werden. Wenn es im Satz nicht um eine Bewegung, an der der Sprecher bzw. der Hörer beteiligt ist, geht, muss sie im Japanischen so versprachlicht werden, als ob sie eine Bewegung wäre, an der der Sprecher/der Hörer beteiligt wäre (vergleiche den Fall mit der dritten Person als in-group). Im Deutschen erfolgt dies beispielsweise mit dem dritten Personalpronomen. Die aktuelle Entscheidung im Japanischen in Bezug auf die dritte Person – ob *ich* oder *du* (ggf. fiktiv) gilt – wird, auch wenn es nicht um die lokale bzw. abstrakte Bewegung eines Gegenstandes (*ageru-kureru/morau* „geben-nehmen“) bzw. einer Person (*iku-kuru* „gehen-kommen“) geht, am Prädikat durch das hinzugefügte deiktische Sprachmittel, das eine Personeneinschränkung aufweist – bspw. Bewegungs(hilfs)verben oder Höflichkeitsformen usf. –, mitgenannt. Wenn auch die Höflichkeitssprache oder die

Konstruktion des Passiv und der Aktiv im Japanischen, auf die ich in der vorliegenden Arbeit nicht eingehen kann, die jedoch eindeutig etwas Anderes als die indogermanische Passivkonstruktion kodieren, und zwar drücken sie meines Erachtens diejenige Richtung *zu mir hin* oder *von mir weg* aus, miteinbezieht, lassen sich meines Erachtens sowohl das Vollverb, das Auxiliar als auch die Markierung der Höflichkeit sowie die Markierung des Passiv als Signalisierung der Richtung *zu mir hin* oder *vom mir weg* [\rightarrow SP \leftarrow] verstehen. Ob es überhaupt einen japanischen *finiten* Satz gibt, der mit keiner einzigen Signalisierung dieser Richtung (*zu mir hin* oder *vom mir weg* [\rightarrow SP \leftarrow]) bzw. des Ortes (bei mir, nicht bei mir), die mit den aktuellen Gesprächsteilnehmern zusammenhängen, versehen ist, kann ich mit dem jetzigen Wissensstand noch nicht einschätzen. Wie sich die japanische Grammatik unter diesem Gesichtspunkt der *Innenperspektive* einstellen lässt, bleibt ein interessantes Thema für meine spätere Arbeit. Jedenfalls stellt diese Konzipierung der Raumzeit aus der Innenperspektive meines Erachtens die Basis der japanischen sprachlichen Kodierung der Bewegung dar. Banal ausgedrückt, es sind der Anhaltspunkt/Ausgangspunkt, die weiteren sprachlichen Konsequenzen, wie etwa die Anwesenheit eines Topikmarkers, die Abwesenheit des Personalpronomen und des Artikels, die obligatorische Anwendung einer höflichen Form von Nomen und Verben und das häufige Ausfallen des Subjekts und Objekts, die oft als charakteristisch für das Japanische gehalten werden, unter dem Stichwort [Innenperspektive] zusammenzubringen und einheitlich zu beschreiben. Das Deutsche bildet in dieser Hinsicht einen klaren Kontrast zu dem Japanischen. Der Sprecher wird im Deutschen als das erste Personalpronomen, der Hörer als das zweite, alles andere als das dritte versprachlicht. Bei dem ersten Erwähnen werden jedoch die Elemente, auf die mit dem dritten Personalpronomen referiert werden, etwas Konturiertes sprachlich dargestellt (Abb. 96). Die drei Personen bilden dabei ein Paradigma. Sie lassen sich aus der Außenperspektive gut beschreiben.

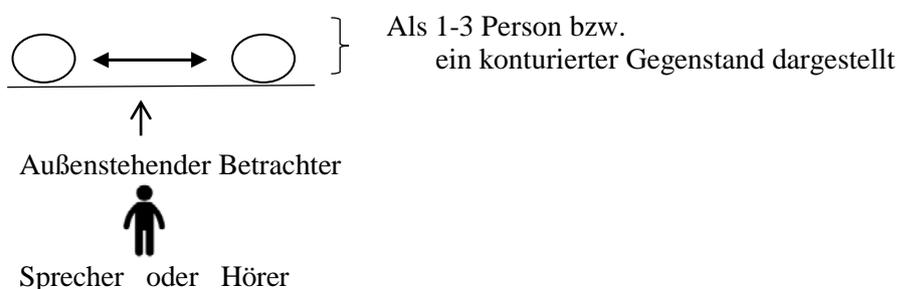


Abb. 96: Konzeptionsschema der Referenz für die deutsche Bewegung

Dass den japanischen Ausdrücken das Zwei-Personen-System, den deutschen das Drei-Personen-System zugrunde liegt, ist vermutlich an dieser Stelle noch nicht deutlich. Meines Erachtens ist Folgendes geeignet, den Kontrast zu erleben, d. h. wie die beiden Sprache die Bewegung sprachlich strukturieren: Der Unterschied liegt darin, dass im Deutschen in Bezug auf die Versprachlichung der Bewegung eines Gegenstandes die Verwendung des Pendants des Verb *kureru* = Jemand gibt *mir* etwas [SP←] aus dem Japanischen – falls das im Deutschen vorhanden ist – nicht obligatorisch ist. Oder besser gesagt, es kann im Deutschen eine Bewegung sprachlich (auch fiktiv) nicht so strukturiert und angegeben werden, dass eine Bewegung sich entweder zu einem hin richtet (*kureru* [SP←]) oder von sich weg richtet (*ageru* [SP→]). Dies ist daraus zu schlussfolgern, dass die japanischen Verben eine Personeneinschränkung aufweisen, die es verbietet, dass die beiden Gesprächsteilnehmer das gleiche deiktische Element in Bezug auf ein und dieselbe Wirklichkeit im Dialog benutzen, während die deutschen Verben keine Personeneinschränkung beinhalten. Was ich in Bezug auf das Kodierungssystem anhand der Beobachtung erschließen möchte, ist, dass im Deutschen die Bewegung nicht im von mir vorgeschlagenen Sinne *deiktisch* rekonstruiert bzw. inszeniert wird. Das heißt, es wird bei der Versprachlichung einer Bewegung die Raumzeit aus der Innenperspektive nicht vorausgesetzt. Wir werden in dem anschließenden Abschnitt sehen, dass es um zwei unterschiedliche Konzipierungen einer verbalen Handlung geht, die einmal im Zwei-Personen-System (Innenperspektive) und einmal im Drei-Personen-System (Außenperspektive) dargestellt werden und sich darin unterscheiden, wie der Sprecher von sich selbst bei der sprachlichen Rekonstruktion der Bewegung konzipiert.

Solange man nur das Denken logisch, nicht die Rede grammatisch zergliedert, bedarf es der zweiten Person gar nicht, und dadurch stellt sich auch die erste verschieden. [...] Man braucht dann das Darstellende nur vom Dargestellten, nicht von einem Empfangenden und Zurückwirkenden zu unterscheiden. (Humboldt 1828/1968: 305)

So kommentiert W. v. Humboldt vermutlich die gleichen unterschiedlichen sprachlichen Konzipierungen des Raums – der einmal ein Zwei-Personen-System (Innenperspektive) vorliegt und einmal ein Drei-Personen-System (Außenperspektive) – im Kopf, von der Beobachtung über den Unterschied des Konzepts des Sprechers – als Lokaladverbien und als Pronomen – angeregt. (Abb. 97 und 98)

Die sprachlich rekonstruierte Welt

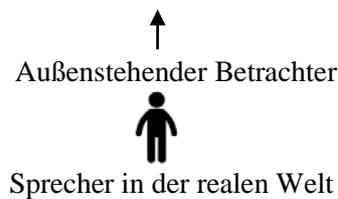
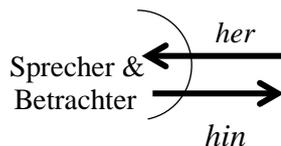


Abb. 97: Konzeptionsschema der Referenz für das Deutsche



Die reale und sprachlich rekonstruierte Welt

Abb. 98: Konzeptionsschema der Referenz für das Japanische

10.2.2 Kodierung der Bewegung als Kongruenz der fehlenden dritten Person

Wir sind eigentlich schon bereit, zu verstehen, wie Humboldt die Versprachlichung der Ortsveränderung der Sprachen, die „das <Ich> durch <hier>, das <Du> durch <da>, das <Er> durch <dort> ausdrücken, die demnach – grammatisch formuliert – die Personalpronomina durch Ortsadverbien wiedergeben“ (Heidegger 1927/2006: 119), erläutern wollte. Humboldt beschreibt die sprachliche Konzipierung der Ortsveränderung vor allem anhand des Beispiels der Tonga-Sprache, einer Sprache mit solchen Ortsadverbien: „zum Unterschiede von unsren mit Adverbien verbundenen Verben (hingehen, herfahren), im Sinne des Volks genau eine auf die drei Personen gerichtet ist“ (Humboldt 1828/1968: 314). Da der Kern der sprachlichen Konzipierung der Bewegung in der Tonga-Sprache und im Japanischen meines Erachtens vergleichbar ist, obwohl die morphologische Realisierung dieser „auf die drei Personen gerichtet“ (Ebd.) Bewegung einen Unterschied aufweist – soweit ich einschätzen kann, im Tonga bezogen auf das Suffix, im Japanischen auf das hinzugefügte deiktische Element – schauen wir uns kurz an, wie Humboldt dies darstellt: In solchen Sprachen, die die drei Adverbien haben, die genau den drei Personen entsprechen, wird eine der drei Adverbien zum Verb hinzugefügt, um eine Ortsveränderung sprachlich auszudrücken:

Sie (die Sprache der Tonga- oder Freundschaftsinseln) hat drei Adverbia der Ortsbewegung, die gewöhnlich den Phrasen beigegeben werden, wo ein Verbum eine solche Bewegung gegen eine Person oder Sache enthält, jedoch so, dass sehr häufig bald das Verbum, bald das

Pronomen ausgelassen wird. Im letzteren Fall entsprechen die drei Adverbien genau den drei Personen des Pronomen [...]. (Humboldt 1828/1968: 311)

Die Ortsveränderung wird in dieser Sprache somit auf die drei Ortsbereiche, die genau den drei Personen entsprechen, bezogen und versprachlicht. Wie Humboldt auch bemerkt, „das Merkwürdige und Eigenthümliche liegt aber in der Stätigkeit des Gebrauchs, und ganz besonders in der dreifachen und genau den drei Personen angepassten Eintheilung der Ortsbewegung“ (Humboldt 1828/1968: 149). Somit lässt sich schließlich die Konzipierung der Ortsveränderung in dieser Sprache – die den drei Personen angepasste Einteilung der Ortsveränderung – gemäß Humboldt folgendermaßen beschreiben:

[*M*]ei ist die Bewegung zum Redenden, *atu* vom Redenden zum Angeredeten, *angi* vom Redenden zu einer dritten, nicht angeredeten Person, oder einer solchen Sache, [...] gehören sie (= die Adverbien: T. S.) den drei Personen in der obigen Folge an, und werden nie, noch auf irgend eine Weise verwechselt. (Humboldt 1828/1968: 149)

[34]

mei: die Bewegung zum Redenden

atu: vom Redenden zum Angeredeten

angi: vom Redenden zu einer dritten, nicht angeredeten Person oder einer solchen Sache

Versuchen wir die den drei Personen angepasste Einteilung der Ortsveränderung, die er meint, anhand seines Beispiels mit dem Verb *Tal* der Tonga-Sprache (*de*: „erzählen“) zu veranschaulichen, um zu sehen, wie das konkret funktioniert. Es wird wie folgt dargestellt:

[35]

Tala + *mei* = jemand erzählt *mir* / *uns*

Tala + *atu* = *ich* / *wir* erzähle /erzählen dir /euch

Tala + *agni* = *ich* / *wir* erzähle / erzählen ihm / ihr / ihnen

Die Verben (*Talamei*, *Talatu* und *Talagni*), die die den drei Personen angepasste Bewegung aufweisen, zeigen mit unserem Wort in der vorliegenden Arbeit die Personeneinschränkung. Die Gesprächsteilnehmer können nicht das gleiche Verb verwenden, um dieselbe Bewegung auszudrücken, weil die Bewegung an den ersten und zweiten Personen in der aktuellen Sprechsituation angepasst eingeteilt wird. Was hier – vor allem bei *Talamei* (jemand erzählt

mir / uns) und *Talatu* (*ich / wir* erzählen /erzählen dir /euch)⁵¹ – zu sehen ist, stellt im Prinzip das Gleiche dar, als wenn die japanischen Verben *geben-nehmen* (*ageru, kureru/morau*) als Auxiliar verwendet werden und der zu versprachlichende Sachverhalt sprachlich fiktiv eine Bewegung ausdrückt, die entweder *von mir weg* oder *zu mir hin* geht:

mei: die Bewegung zum Redenden
Talamei = jemand erzählt mir / uns

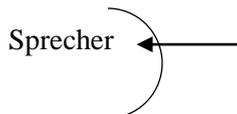


Abb. 99: Die zu rekonstruierende Bewegungsstruktur durch das Erwähnen von *Talamei*

atu: vom Redenden zum Angeredeten
Talatu = ich / wir erzähle /erzählen dir /euch

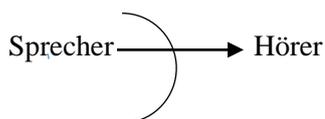


Abb. 100: Die zu rekonstruierende Bewegungsstruktur durch das Erwähnen von *Talatu*

angi: vom Redenden zu einer dritten, nicht angeredeten Person oder einer solchen Sache
Talagni = ich / wir erzähle / erzählen ihm / ihr / ihnen

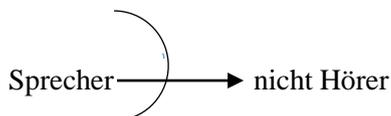


Abb. 101: Die zu rekonstruierende Bewegungsstruktur durch das Erwähnen von *Talagni*

Zum Vergleich wird ein japanisches ähnliches Beispiel mit dem Verb *yomu* (*de*: „lesen“ auch unter bestimmten Bedingungen/Umständen „erzählen“, *Tonga*: „tal“) dargestellt:

⁵¹ Bei *Talagni* (*ich / wir* erzähle / erzählen ihm / ihr / ihnen) zeigt sich jedoch ein Unterschied zwischen der Tonga und dem Japanischen. Denn nach Humboldt bezeichnen die drei Adverbien in der Tonga-Sprache die Personen nur nach der Richtung zu ihnen hin, so bilden sie keinen Unterschied des Numerus.

[36]

yom + de⁵² + *kureru* = jemand erzählt *mir* / *uns*
yom + de + *ageru* = *ich* / *wir* erzähle / erzählen dir / euch



vergleiche: (modifizierte Wiederaufnahme von [31])
ageru: Ich gebe jemandem etwas. (vom Sprecher (sowie in-group) weg [SP→])
kureru: Jemand gibt *mir* etwas. (zum Sprecher (sowie in-group) hin [SP←])

Beispielsweise in Bezug auf den Sachverhalt [A liest dem B ein Buch vor] stellen somit die folgenden Sätze (116 und 117) einen typischen Ausdruck im Gespräch dar:

116. A

これ	読んで	あげる
kore	yom-de	ageru
dies (DEM)	lesen	geben (AUX)

„Ich lese dir das (bspw. Buch) vor.“

117. B

わ	読んで	くれるの
wa	yom-de	kureru-no
oh	lesen	geben (AUX)-no (INT ⁵³)

„Oh, liest du mir das vor?“

Der zu versprachlichende Sachverhalt, der möglicherweise in dem Schema – Agens und seine Handlung – in einer anderen Sprache versprachlicht werden kann, wird hier in dem Schema von einer (eventuell fiktiven) Bewegung, die entweder *von mir weg* oder *zu mir hin* geht, dargestellt. Über das Referieren der Bewegung dieses Sprachtypen legt Humboldt dar: „Die Worte mit dem Suffix der zweiten Person, heißen, wenn man das Suffix unbeachtet lässt, bloß *was ich erzählt habe*. Mit Rücksicht auf das Suffix aber werden sie übersetzt: *was ich dir erzählt habe*.“ (Humboldt 1828/1968: 327) Die Rekonstruktion einer Bewegung wird im Japansichen durch das hinzugefügte Adverb, das die Personeneinschränkung – die verbietet, dass die beiden Gesprächsteilnehmer das gleiche deiktische Element in Bezug auf ein und dieselbe Wirklichkeit im Dialog benutzen – aufweist, sprachlich geschaffen, indem der Sprecher den Sachverhalt *ansieht* und versprachlicht, als ob eine Bewegung, ihre Bewegungsrichtung *zu mir hin* oder *vom mir weg* [→SP←] verläuft. Diese Art des

⁵² Die sogenannte *te-Form* (bzw. *de-Form*) des japanischen Verbs hat verschiedene Funktionen. Eine typische Funktion der *te-Form* ist: „to connect verb sentences“ (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 466) und „generally, it corresponds to and or *-ing* in participial constructions.“ (Ebd.)

⁵³ Interrogative: Abkürzung von *no-ka*?

sprachlichen Referierens einer Bewegung erfolgt nicht in einer von dem Sprecher und dem Hörer getrennt konzipierten Raumzeit, sondern auf der Basis des „Dualismus“ (Humboldt 1828/1968: 26), der „durch Anrede und Erwiderung bedingt“ (Ebd.) ist. (Abb. 97 und 98) Der Raum, der durch das Erwähnen des japanischen Satzes, in dem es um eine Bewegung geht, zu erschließen ist, wurde von Humboldt meines Erachtens als die dualistische Basis für die zu rekonstruierende Bewegung, die „durch Anrede und Erwiderung bedingt“ (Humboldt 1828/1968: 26), bezeichnet. Er führt weiter aus:

Auf den ersten Anblick sollte man also glauben, das Suffix wäre hier [...] nichts anderes, als das angehängte regierte Pronomen. Allein die ganze Art, wie diese Armenischen⁵⁴ Suffixa gebraucht werden, ist dieser Ansicht entgegen, und macht es viel wahrscheinlicher, dass im Sinne des Volks der Ortsbegriff hier vorherrschend, oder wenigstens mit dem Begriff des Pronomen untrennbar verbunden ist. (Ebd.: 327 – 328)

Die Hinzufügung eines Suffixes bzw. Auxiliars, das mit den Gesprächsteilnehmern in dem Sinne verbunden ist, dass es eine Personeneinschränkung aufweist, ist die Technik des Referierens einer Bewegung in diesen Sprachen, die nicht über Personalpronomen, vor allem über kein drittes Personalpronomen, verfügen, jedoch über die Ortsadverbien, die nach Humboldt mit den drei Personalpronomen vergleichbar sind, verfügen. Die Struktur der Bewegung, die dem Hörer dadurch vermittelt wird, geht in dieser Sprache entweder zum Sprecher hin oder vom Sprecher weg:

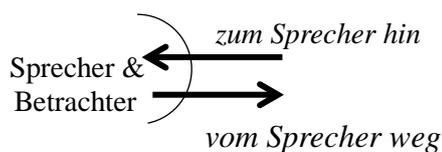


Abb.102: Die zu rekonstruierende Struktur der Bewegung in den Sprachen ohne Personalpronomen (Modifizierte Wiederaufnahme von Abb. 98)

Das japanische Prädikat trägt mit anderen Worten „seine Richtung in sich einverleibt“ (Humboldt 1828/1968: 314), wenn beispielsweise das Verb eine Personeneinschränkung aufweist bzw. ein grammatisches Mittel, das eine Personeneinschränkung aufweist, mitbenannt wird: „Man hängt auch diese drei Ortsadverbia

⁵⁴ Das Armenische weist auch, soweit ich anhand der Beschreibung von Humboldt einschätzen kann, prinzipiell das gleiche sprachliche Kodierungssystem der Bewegung auf.

an Verba an, [...] so dass das Verbum seine Richtung in sich einverleibt trägt, die aber, zum Unterschiede von unsren mit Adverbien verbundenen Verben (hingehen, herfahren), im Sinne des Volks genau eine auf die drei Personen gerichtet ist.“ (Humboldt 1828/1968: 314) Noch einmal zur Erleichterung des Verständnisses nach Humboldt: „Im Ganzen findet sich das Nämliche auch in anderen Sprachen, namentlich im Deutschen. Denn es ist gerade ebenso, wenn bei uns: komm du her! zum blossen: her! abgekürzt wird.“ (Ebd.: 312) Wir müssen nun zum letzten Punkt bzw. zum ersten Punkt – Versprachlichung der Ortsveränderung mit der deiktischen Verben *iku-kuru* „gehen-kommen“ – kommen. Wir können das gleiche Prinzip, das wir hier in Bezug auf die Bewegung eines Gegenstandes gesehen haben, für die Ortsveränderung eines Agens, in der die deiktischen Verben *iku-kuru* „gehen-kommen“ im Japansichen verwendet wird, vermuten. Zugleich wird auch deutlich, was der Unterschied zwischen der Bewegung, die im Deutschen durch die „mit Adverbien verbundenen Verben (hingehen, herfahren)“ (Humboldt 1828/1968: 314) ausgedrückt wird und der, die beispielsweise im Japansichen durch „auf die drei Personen gerichtet“ (Humboldt 1828/1968: 314) Verben ausgedrückt wird, darstellt.

10.3 Kodierung der Ortsveränderung mit *kuru* „kommen“ und *iku* „gehen“

Wie wird im Japanischen die erfolgreiche Erreichung eines Ziels – eine perfektivische Ortsveränderung – sprachlich kodiert? Wie wird die perfektivische Ortsveränderung in der jeweiligen Sprache typischerweise konzipiert? Warum werden in den beiden Sprachen die deiktischen Elemente, vor allem *iku-kuru* „gehen-kommen“ im Japanischen und *gehen-kommen* im Deutschen, unterschiedlich verwendet? Wodurch ist diese unterschiedliche praktische Verwendung der beiden Sprachen motiviert? Dies waren die Anfangsfragen der Arbeit in Bezug auf die folgenden Sätze (118 und 119). (Wiederaufnahme von Satz (16) und (17)):

118. Ich komme heute zu dir.

119.

今日	行く 来る	ね
Kyou	iku / *kuru	ne

„Ich komme heute zu dir.“



Abb. 103: Bewegung vom Sprecher zum Hörer hin: *kommen* oder *gehen*

Wir möchten den Unterschied der praktischen Verwendung des deiktischen Elements in den beiden Sprachen, Deutschen und Japanischen, auf den Unterschied der sprachlichen Konzipierung *des zu versprachlichenden Raums* und das Entstehen dieser unterschiedlichen Konzipierungen des zu versprachlichenden Raums auf den Unterschied der Konzipierung des Sprechers von sich selbst bei der sprachlichen Rekonstruktion der Bewegung zurückführen. (Abb. 104, 105)

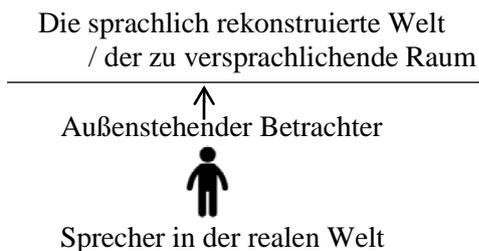
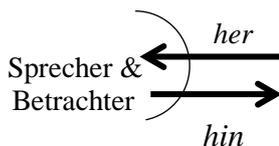


Abb. 104: Konzeptionsschema der Referenz für die deutsche Bewegung (modifizierte Wiederaufnahme von Abb. 97)



Die reale und sprachlich rekonstruierte Welt / der zu versprachlichende Raum

Abb. 105: Konzeptionsschema der Referenz für die japanische Bewegung (modifizierte Wiederaufnahme von Abb. 98)

Wenn wir wieder das Lehrwerk für das Japanische berücksichtigen, werden die japanischen deiktischen Verben *kuru* „komme“ und *iku* „gehen“ folgendermaßen definiert:

Das Verb *kuru* „komme“:

Someone or something moves in a direction towards the speaker or the speaker's viewpoint or area of empathy. (A dictionary of basic Japanese grammar 2002: 219)

Das Verb *iku* „gehen“:

iku is used when someone or something moves in a direction away from the speaker or in a direction away from the speaker's viewpoint. (Ebd.: 150)

Wenn wir nun eine Parallele zwischen der Bewegung eines Gegenstandes bzw. eines Sachverhaltes (*ageru-kureru/morau* „geben-nehmen“ als Vollverb und als Auxiliar) und der

Bewegung eines Agens bzw. auch eines Sachverhaltes (*iku-kuru* „gehen-kommen“ als Vollverb und als Auxiliar) aufstellen können, lässt sich dies wie folgt darstellen. In Bezug auf den Sachverhalt: [Die Person A bewegt sich zur Person B] werden die deiktischen (Hilfs-)Verben folgendermaßen verwendet:

[37] [A bewegt sich zu B]



A: *iku* (*de*: „gehen“) = *Ich* bewege mich zu dir. [SP→]

B: *kuru* (*de*: „kommen“) = Jemand bewegt sich zu *mir*. [→SP]

Vergleiche:

Wiederaufnahme von [33] [A gibt dem B ein Buch]



A: *ageru* = *Ich* gebe jemandem etwas. [SP→]

B: *kureru* = Jemand gibt *mir* etwas. [→SP]

In Bezug auf [37] stellen die folgenden Sätze einen typischen Ausdruck im Gespräch dar:

120. A

今日	行く 来る	ね
Kyou	iku / *kuru	-ne
Heute	gehen / *komme	PART

„Ich komme heute (zu dir).“

121. B

え	今日	行く 来る	の
e (INTJ)	kyou	*iku / kuru	-no
oh	heute	*gehen / komme	-no (INT ⁵⁵)

„Oh, kommst du heute (zu dir)?“

Wenn eine Bewegung *nicht* von einem neutralen Standpunkt aus betrachtet wird, sondern jeder A und B dieselbe Bewegung des As [vom (auch fiktiven) Bereich des As zum (auch fiktiven) Bereich B], von jedem eigenen Standpunkt aus betrachtet, verläuft die Bewegung für

⁵⁵ Interrogative: Abkürzung von *no-ka?*

A [vom Sprecher (= A) weg] = [SP→] = *iku*, für B [zum Sprecher (= B) hin] = [SP←] = *kuru*.
 (Abb. 106 und 107)

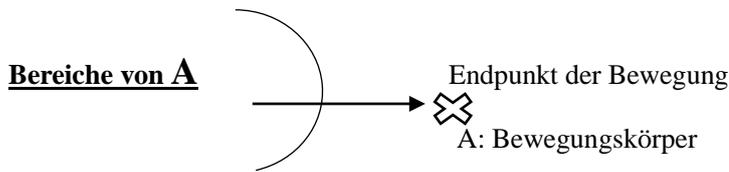


Abb. 106: A: *iku*

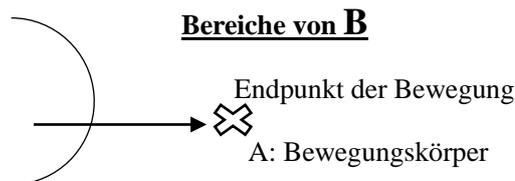


Abb. 107: B: *kuru*

Die Bewegung, die sich für A [von sich selbst (Sprecher) entfernt] = [SP→], ist die für B [zu sich (Sprecher) hin] [SP←].

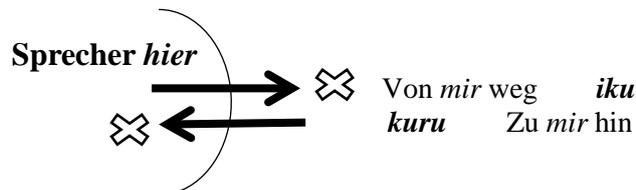


Abb. 108: Zusammengefasstes Konzeptionsschema der Bewegung mit den japanischen deitkischen Verben *kuru* „kommen“ und *iku* „gehen“

Selbstverständlich gilt auch die umgekehrte Verwendung, wenn [B dem A ein Buch gibt]:

[38] [B bewegt sich zu A]



A: *kuru* (de: „kommen“) = Jemand bewegt sich zu *mir*. [→SP]
 B: *iku* (de: „gehen“) = *Ich* bewege mich zu dir. [SP→]

Da die Abbildungen in [37] und [38] so aussehen, als ob die betroffene Bewegung *von A zu B* sowie *von B zu A* von einem neutralen Standpunkt aus betrachtet worden ist und somit A und B ihren Ganzheitsbezug zeigen, versuche ich es anders darzustellen, sodass die abgebildete Bewegung besser zu der zu erschließenden grammatischen Anweisung der japanischen Ausdrücke (Satz 120 und 121) passt (Abb. 109):

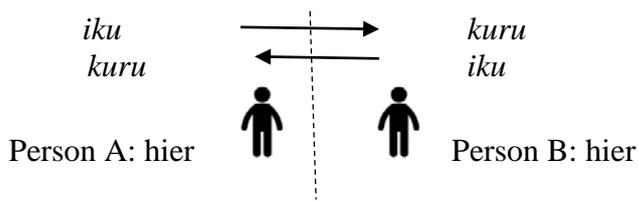


Abb. 109: Bewegung, die für A *iku* ist für B *kuru*, die für A *kuru* ist für B *iku*

10.4 Kodierung der Ortsveränderung und unterschiedliche Betrachtungspunkte – innerhalb oder außerhalb des zu versprachlichenden Raums –

Was sich aus der sprachlichen Tatsache, dass die so versprachlichte Bewegung im Japanischen (Satz 120 und 121) eine erfolgreiche Ortsveränderung darstellt, vermuten lässt, muss der Raum, in dem diese Bewegung sprachlich rekonstruiert wird, so gestaltet sein, wie es Humboldt sinngemäß gesagt hat: ein *dualistischer* Raum, jedoch nicht in dem Sinne des Sprechers und der zu versprachlichenden Welt (cartesianischer Dualismus, s. a. in Kapitel 6), sondern, der „durch Anrede und Erwidern bedingt“ (Humboldt 1828/1968: 26) ist. Der zu erschließende „durch Anrede und Erwidern“ (Humboldt 1828/1968: 26) bedingte dualistische Raum bezieht sich meines Erachtens auf den Raum, den wir in der vorliegenden Arbeit *mein-Bereich* / *dein-Bereich* bzw. bei *mir-* und bei *dir-*Bereich genannt haben (vergleiche auch die Erläuterung über das japanische Demonstrativum im vorherigen Abschnitt). So ein Raum ist für diese Art Rekonstruktion der Bewegung unverzichtbar. Denn, ohne konzeptionelles getrenntes *Hier* und *Dort* oder die geistige Konturierung des Bereichs, der auch *mein* und *dein Territorium* in der japanischen Grammatik manchmal bezeichnen lässt (s. Kamio (1990, 2002)), gibt es keine Perfektivität einer Bewegung – eine erfolgreiche Erreichung eines Ziels (*kuru* „kommen“) bzw. ein erfolgreiches Verlassen eines Bereiches/Orts (*iku* „gehen“), sondern nur eine Bewegung an einem Ort – in Bezug auf die Versprachlichung der Ortsveränderung mit dem Verb *iku* und *kuru* „gehen und kommen“ (bspw. Satz 120 und 121). Dabei entsteht vermutlich bei den Menschen, die diese Sprache verwenden, auch das Gefühl des *Zeitverlaufs*, der ebenso unverzichtbar für eine erfolgreiche Ortsveränderung ist. Eine Ortsveränderung umschließt, um eine erfolgreiche Ortsveränderung – bspw. etwas hat sich bewegt – zu sein, in ihrer Definition einen Zeitverlauf. Das Gefühl des Zeitverlaufs – soweit ich es morphologisch einschätzen kann – unterstützt im Deutschen die Angabe des Ziels (s. a. Kapitel 7). Vom Hörer muss gleichfalls anhand des ausgesprochenen Satzes (bspw. Satz 120 und 121) verstanden werden, dass eine Zeit verlaufen ist, auch wenn dort eine Angabe des Ziels nicht obligatorisch ist. Mit dem

vorausgesetzten dualistisch geteilten Raum (*mein-* und *dein-/nicht mein-*Bereich, s. a. Abb. 128) erfolgt jedoch die sprachliche Rekonstruktion einer erfolgreichen Ortsveränderung. Noch einmal bestätigen wir mit den wiederaufgenommenen Sätzen (120) und (121), wie sich die Rekonstruktion der erfolgreichen Ortsveränderung in den Sätzen erklären lässt:

[39]

A: *iku* (*de:* „gehen“) = *Ich* bewege mich zu dir. [SP→]
 B: *kuru* (*de:* „kommen“) = Jemand bewegt sich zu *mir*. [→SP]

[A bewegt sich zu B]

122. A (Wiederaufnahme von Satz 120)

今日	行く 来る	ね
Kyou	iku / *kuru	-ne
Heute	gehen / *komme	PART

„Ich komme heute zu dir.“

123. B. (Wiederaufnahme von Satz 121)

え	今日	行く 来る	の
e (INTJ)	kyou	*iku / kuru	-no
oh	heute	*gehen / komme	-no (INT ⁵⁶)

„Oh, kommst du heute zu mir?“

Von dem Standpunkt des A, der auf die Bewegung [A bewegt sich zu B] ([A→B]) bezogen das Verb *iku* „gehen“ verwenden muss, aus gesehen sollte diese Bewegung nach den Überlegungen der vorliegenden Arbeit folgendermaßen darzustellen sein:

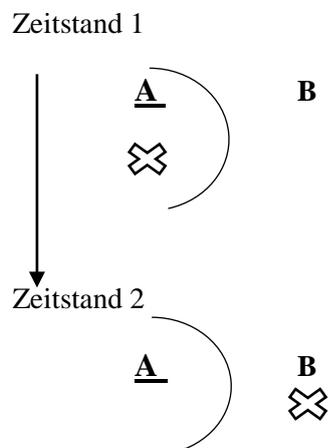


Abb. 110: Aus dem Standpunkt des As ist die Bewegung [A→B] *iku*

⁵⁶ Interrogative: Abkürzung von *no-ka?*

An dieser Stelle definieren wir die Regel der Verwendung des Verbs *iku* im Japansichen:

[40]

I. *iku* wird verwendet, wenn sich ein Gegenstand bzw. eine Person (hier die Person A), der /die am Bereich *bei mir* (vom Sprecher aus gesehen) war, zum Zeitpunkt 2 nicht mehr im Bereich *bei mir* befindet.

iku = Ausgangspunkt der Bewegung liegt im *mir*-Bereich

Von dem Standpunkt des B, der auf dieselbe Bewegung $[A \rightarrow B]$ bezogen das Verb *kuru* „kommen“ verwenden muss, aus gesehen sollte diese Bewegung folgendermaßen darzustellen sein:

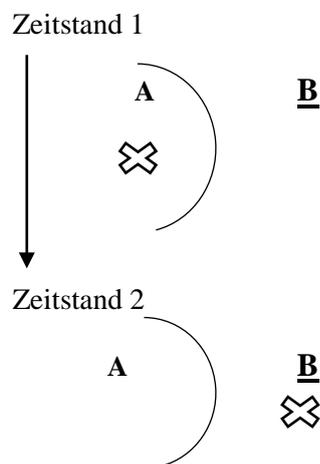


Abb. 111: Aus dem Standpunkt des Bs ist die Bewegung $[A \rightarrow B]$ *kuru*

[41]

II. *kuru* wird verwendet, wenn sich ein Gegenstand bzw. eine Person (hier die Person A), der/die zum Zeitpunkt 1 nicht im Bereich *bei mir* (vom Sprecher aus gesehen) war, zum Zeitpunkt 2 im Bereich *bei mir* befindet.

kuru = Endpunkt der Bewegung liegt bei dem *mir*-Bereich

Wie die Tatsache, dass die beiden Abbildungen der Bewegung (Abb. 110 und 111) gleich sind, gut zeigt, beziehen sich A und B mit dem unterschiedlichen Verb auf *dieselbe* Bewegung. Sie verwenden ein unterschiedliches Verb, das eine Bewegungsrichtung aufweist, weil die beiden Gesprächsteilnehmer aus einem unterschiedlichen Standpunkt – jeder aus seinem eigenen (= sprecherorientiert) und nicht aus einem neutralen Standpunkt – das Verb, das eine Bewegungsrichtung aufweist, bestimmen müssen. Wenn man ein Verb, das eine Bewegungsrichtung aufweist, nur aus seinem eigenen Standpunkt *hier* aus (=

sprecherorientiert) verwenden darf (= Personeneinschränkung), kann die zu rekonstruierende Bewegung durch das alleinige Erwähnen dieses Verbes in einer konkreten Sprechsituation vom Hörer richtig rekonstruiert werden. In diesem Zusammenhang lässt sich möglicherweise nachvollziehen, warum sich die Verwendung des deutschen Verbs *kommen* beispielsweise in Bezug auf den Satz (118) *ich komme heute zu dir* mit dem Begriff *Origo-Hineinversetzung* (= Die Position des Hörers zu Sprecher Origo zu machen: etwa der Sprecher versetzt sich in die Lage des Hörers. Daraus wird aus [Sprecher *geht* zu Hörer] → [Sprecher *kommt* zu Hörer] erklären lässt: Eine Bewegung/Ortsveränderung wird im Deutschen typischerweise über einen Umweg des *außenstehenden* Betrachters (Abb. 112) in der von der realen Sprechsituation unabhängig existierenden Raumzeit rekonstruiert. Der Betrachter nimmt einen neutralen Betrachtungspunkt ein (= nicht sprecherorientiert) und davon ausgehend werden die Bewegungsrichtung *hin* oder *her* (kommen oder gehen) bestimmt. Das wurde in der vorliegenden Arbeit geschlossen.

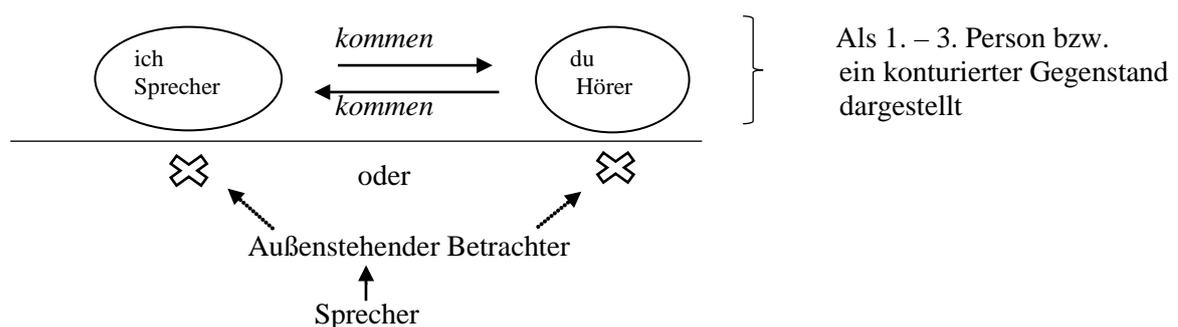
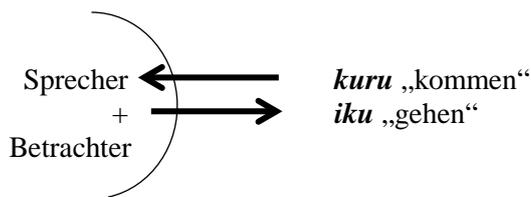


Abb. 112: Konzeptionsschema der Referenz für die deutsche Bewegung

Warum in der vorliegenden Arbeit die Erklärung mit der Origo-Hineinversetzung für die japanischen Ausdrücke der Bewegung wie Satz (122) oder (123) nicht für angemessen gehalten wurde, ist auch nach der Überlegung hoffentlich einigermaßen klargeworden: Die Möglichkeit, dass der Sprecher einen neutralen Standpunkt einnimmt, steht im Japanischen nicht in Bezug auf die Versprachlichung der Bewegung zur Verfügung. Aufgrund dieses Unterschieds der sprachlichen Konzipierung des vorausgesetzten, zu versprachlichenden Raums, der wiederum durch die unterschiedliche Konzipierung des Sprechers von sich selbst – entweder als außenstehender Betrachter oder als innenstehender Betrachter = *hier*, in dem Sinne vom Orientierungspunkt der Deixis – motiviert wird, entsteht der Unterscheid der praktischen Verwendung des deiktischen Elements – *iku/gehen-kuru/kommen* – in den beiden Sprachen, den wir in der vorliegenden Arbeit zu begreifen versucht haben. Noch einmal zur Gegenüberstellung und zum Vergleich: (s. a. Abb. 121)



Die reale und sprachlich rekonstruierte Welt / der zu versprachlichende Raum

Abb. 122. Konzeptionsschema der Referenz für die japanische Bewegung

Durch die Konzipierung des Sprechers von sich selbst als außenstehender Betrachter ergibt sich eine versprachlichte Welt, die von der Außenperspektiv rekonstruiert wird. Durch die Konzipierung des Sprechers von sich selbst als innenstehender Betrachter bzw. *hier* (Orientierungspunkt der Deixis) bildet sich eine versprachlichte Welt, die von der Innenperspektive rekonstruiert wird. Der Unterschied der praktischen Verwendung des deiktischen Elements in den beiden Sprachen, der in den Ausgangsbeispielen sowie in Satz (118) und (119) zu sehen ist, lässt sich in der vorliegenden Arbeit zum Schluss auf den Unterschied der Innen- und Außenperspektive bei der Versprachlichung der Bewegung zurückführen.

124. Ich komme heute zu dir. (Wiederaufnahme von Satz 118)

125. (Wiederaufnahme von Satz 119)

今日	行く 来る	ね
Kyou	iku / *kuru	ne

„Ich komme heute zu dir.“

Nebenbei bemerkt: Zugleich kann besser nachvollzogen werden, warum der Begriff des *Mitgeföhls*, der auf den ersten Blick nicht für die Beschreibung der Grammatik passend klingt, oft bezüglich der japanischen Grammatik vorkommt. Das ist die Konsequenz daraus, dass das Japanische über kein drittes Personalpronomen verfügt und somit der Gegenstand bzw. die Person, auf den/die in den anderen Sprachen, die über ein Drei-Personen-System verfügen, mit dem dritten Personalpronomen referiert wird, wenn sie ein Beteiligter an einer zu versprachlichenden Bewegung sind, jedes Mal im Japanischen entweder als ein fiktives *ich* oder *du* angesehen werden muss, damit der Sprecher auf sie (den betroffenen Gegenstand oder die betroffene Person) bezogen eine Bewegungsrichtung bestimmen kann. Bei dieser Entscheidung, ob der betroffene Gegenstand bzw. die betroffene Person in der aktuellen Sprechsituation eher *ich* oder eher *du* gilt, spielt oft das Mitgeföhls eine Rolle.

11 Zusammenfassung der Ergebnisse und Ausblick

11.1 Rückblick auf die Ausgangsfragen und zentralen Thesen sowie ein Überblick über das Hauptergebnis der Arbeit

Daß Objekte in dem Eindruck, den sie auf den Betrachter machen, weitgehend von dessen Einteilungskategorien (z. B. also von seiner Terminologie) bestimmt sind und dann auch entsprechend aussehen, d. h. (für ihn) ‚sind‘, ist überall im geistigen Leben zu bemerken und sollte auch in eine Sprachwissenschaft einbezogen werden, die nicht nur Linguistik, sondern gerade in ihrem entscheidenden Teil, der Syntax, bereits ‚Geisteswissenschaft‘ sein muß, um dem stets geistig interpretierten Gemeintem auf die Spur kommen zu können. (Hartmann 1952: 310)

Das Ziel der vorliegenden Arbeit bestand darin, die unterschiedlichen Referenzprinzipien der jeweiligen Sprachen – des Deutschen und Japanischen – in Bezug auf die Versprachlichung der Ortsveränderung kontrastiv darzustellen und über eine mögliche Erklärung für ihr Zustandekommen nachzudenken. Was dazu gehört oder besser gesagt, was der Suche nach den Referenzprinzipien vorausgehen musste, war die bewusste Kenntnisnahme der axiomatischen sprachphilosophischen Voraussetzung bei der Sprachuntersuchung. Denn ich hatte den muttersprachlich intuitiven Eindruck – der sich erst einmal nicht wissenschaftlich begründen ließ –, dass die gängige Erklärung der Origo-Hineinversetzung für den Unterschied der Verwendung des deiktischen Elements – insbesondere *kommen* und *gehen* im Deutschen, *kuru* „kommen“ und *iku* „gehen“ im Japanischen – nicht überzeugend genug ist. Er ließ für mich keinen Zweifel, dass hinter den lokalen Ausdrücken im Gespräch in den beiden Sprachen ein tendenzieller, jedoch zugleich entscheidender Unterschied der Konzipierung der Raumzeit, die sprachlich durch grammatische Mittel rekonstruiert wird, zugrunde liegt. Ob dabei überhaupt von einem sprachlichen konzeptionellen Unterschied der Raumzeit gesprochen werden darf, so lautete die Fragestellung hinsichtlich der sprachphilosophischen axiomatischen Voraussetzung bei der Sprachuntersuchung. Unter der sprachphilosophischen Voraussetzung bei der Sprachanalyse wurde in dieser Arbeit die Stellungnahme über die Verhältnisse von Welt, Denken und Sprache verstanden, die sich mit der folgenden Frage treffend fassen lässt: Was repräsentiert Sprache. Die Wirklichkeit wartet nicht darauf, mit der Sprache ausgedrückt zu werden. Die Sprache stellt die Wirklichkeit her, die eine strukturelle Homologie mit der menschlichen Kognition darstellt. Diese sogenannte nichtcartesianische Antwort auf die Frage, die wir in dem theoretischen Teil als gewonnene Erkenntnisse festgestellt haben, brachte eine neue Erklärungsmöglichkeit bezogen auf die alte bekannte

kontrastive Untersuchung der Kodierungsmuster der Raumrelation bzw. Ortsveränderung ein. Somit kamen wir dazu, die sprachliche Konzipierung des Sprechers von sich selbst in Frage zu stellen. Welche Konsequenz ergibt sich, wenn der Sprecher, der bei der Versprachlichung einer Raumrelation sowie der Ortsveränderung unverzichtbar ist, anders sprachlich konzipiert wird? Einen Menschen bzw. den Sprecher sprachlich anders zu konzipieren, ist das überhaupt möglich? Mit diesen Fragen beginnt der zweite Teil der Arbeit, in dem es einerseits um die praktische Absicherung und Bestätigung der Gültigkeit dieser nichtcartesianischen Sprachtheorie anhand der Beobachtung der sprachlichen Fakten geht und andererseits um den Vorschlag der möglichen Erklärung für die unterschiedlichen Verwendungen des deiktischen Elements im Deutschen und Japanischen. Bei der Suche nach einer möglichen Erklärung für die unterschiedlichen Verwendungen des deiktischen Elements in den beiden Sprachen wurde hauptsächlich nach der Realisierungs- bzw. Konzipierungsform des Sprechers in der aktuellen Sprechsituation gefragt, weil er den Orientierungspunkt des sprachlichen Referierens bzw. der sprachlichen Rekonstruktion eines zu versprachlichenden Raums darstellt, und wie folgt geantwortet: In Bezug auf die Versprachlichung einer Ortsveränderung stellt dieser Sprecher einerseits im Deutschen das erste Personalpronomen dar, andererseits im Japanischen das in der aktuellen Sprechsituation ausgewählte deiktische Verb. Eine Ausführung wird benötigt. Wir haben folgendermaßen geschlussfolgert: Wenn ein Verb, das nur eine Bewegungsrichtung aufweist (zum Sprecher hin (*kuru* „kommen“) oder vom Sprecher weg (*iku* „gehen“)), in der aktuellen Sprechsituation ausgewählt und ausgesprochen wird, wird dies kodiert mit:

iku = Ausgangspunkt der Bewegung liegt im *mir*-Bereich
kuru = Endpunkt der Bewegung liegt im *mir*-Bereich

Das lässt sich aus Folgendem erschließen: (1) Die beiden Gesprächsteilnehmer können nicht in Bezug auf dieselbe Bewegung (bspw. $A \rightarrow B$) das gleiche Verb, das eine Bewegungsrichtung aufweist (bspw. *iku* „gehen“ und *kuru* „kommen“), verwenden (= Personeneinschränkung). (2) Dies führt zu der Schlussfolgerung, dass die beiden Gesprächsteilnehmer, wenn sie Sprecher werden, eine Bewegung ausschließlich aus ihrem eigenen Standpunkt betrachten und bestimmen, welche Richtung die zu versprachlichende Bewegung aufweist, entweder zu *mir* hin oder von *mir* weg (= sprecherorientiert). (3) Somit ergab sich die Entsprechung: Wenn eine zu versprachlichende Bewegung beispielsweise [$A \rightarrow B$] für A *iku* „gehen“ (= Ausgangspunkt der Bewegung liegt im *mir*-Bereich) ist, muss sie für B *kuru* „kommen“ (= Endpunkt der Bewegung liegt im *mir*-Bereich) sein. In diesem Sinne wurde in der vorliegenden Arbeit behauptet, dass den Sprecher in der aktuellen

Sprechsituation in Bezug auf die Versprachlichung einer Ortsveränderung im Japanischen das in der aktuellen Sprechsituation ausgewählte deiktische Verb darstellt, zwar in der morphologisch unsichtbaren, jedoch für die Sprachgemeinschaft rekonstruierbaren Weise, nämlich als das vorausgesetzte *hier* (= Betrachtungspunkt) der Bewegung. Anhand dieser Beobachtung der sprachlichen Fakten wurde in der vorliegenden Arbeit für jede Sprache in Bezug auf die Versprachlichung der Ortsveränderung jeweils ein typischerweise vorausgesetztes Raumkonzept vorgeschlagen. Der Unterschied der beiden Raumkonzeptionen wurde darauf zurückgeführt, *wem* oder *was* der Sprecher konzeptionell gegenübersteht – der Welt oder dem Angeredeten. Das wurde nach den gesamten Überlegungen der Arbeit als ein Unterschied zwischen der cartesianischen und der nichtcartesianischen Weltanschauung betrachtet. Also der Unterschied, ob eine geistige Objektivierung von sich selbst bei dem Erkennen bzw. der Versprachlichung vorgenommen wird. Wenn eine geistige Objektivierung von sich selbst vorgenommen wird, entsteht dort eine cartesianische Spaltung zwischen dem erkennenden/sprechenden Subjekt und der zu erkennenden/versprachlichenden Welt. Der Sprecher spaltet sich in einem sprachlichen Zeichenprozess in den Sprecher und den Betrachter. Bei dem Unterschied des Raumkonzepts geht es um die Position, die der Betrachter im Zeichenprozess annimmt. Wir haben anhand der sprachwissenschaftlichen Beobachtung und Überlegung festgestellt, dass diese Position entweder *außerhalb* oder *innerhalb* der zu versprachlichenden Szene ist. Durch die Konzipierung des Sprechers von sich selbst als außenstehender Betrachter ergibt sich eine versprachlichte Welt, die von der Außenperspektive rekonstruiert wird. Durch die Konzipierung des Sprechers von sich selbst als innenstehender Betrachter bzw. das vorausgesetzte *hier* (= Betrachtungspunkt) der Bewegung bildet sich eine versprachlichte Welt, die von der Innenperspektive rekonstruiert wird. Mit einem anderen Wort haben wir die Unterscheidung der Perspektiven – Innenperspektive oder Außenperspektive –, die wir bei der Versprachlichung zwangsläufig treffen müssen, als die Weichenstellung zwischen der cartesianischen und nichtcartesianischen Weltanschauung. Wir haben zum Schluss den Unterschied der Verwendung des deiktischen Elements im Deutschen und Japanischen auf diese unterschiedlichen Raumkonzeptionen, die beide Sprachen in Bezug auf die Versprachlichung der Ortsveränderung voraussetzen, zurückgeführt. Das war das zentrale Ergebnis der Arbeit. Zu dem bloßen muttersprachlichen Anfangseindruck – eine unterschiedliche sprachlich zu rekonstruierende Raumzeit wurde bei der Versprachlichung der Ortsveränderung in den beiden Sprachen vorausgesetzt – wurde Stellung genommen. Das für mich verbleibende bzw. durch die Arbeit neu entstandene Erkenntnisziel, das ich auch in Kapitel 10.2.1 kurz erwähnt

habe, liegt auch da vor. Mit einem Wort: Wie lässt sich die japanische Grammatik unter diesem Gesichtspunkt der *Innenperspektive* einstellen? Vor allem die Datenbereiche, die bisher unserer Aufmerksamkeit deswegen bei der Untersuchung entgangen sind bzw. nicht angemessen bewertet wurden, weil uns „die Kodierungsformen und die Erscheinungsvielfalt“ (s. a. Leiss 2000: 283) noch nicht vertraut waren, müssen unter die Lupe genommen und durch die Brille der nichtcartesianischen Sprachtheorie betrachtet werden. In diesem Zusammenhang regt besonders *Modes of Modality – Modality, typology, and universal grammar* – (Leiss und Abraham 2014) Interesse an, über die Verhältnisse nachzudenken, die zwischen dem Vorhandensein des sprachlichen Mittels in einer Sprache, das die Modalität zum Ausdruck bringt, und der von einer Sprache bevorzugt gewählten Perspektive (Innen- oder Außenperspektive) bestehen. Immer wieder kann betont werden, dass die Fragestellung an sich – wie wird der Sprecher sprachlich konzipiert? –, die uns zu dem Ergebnis geführt hat, auf der Basis der nichtcartesianischen Sprachtheorie ermöglicht wird. Anders betrachtet, die Überlegungen in der vorliegenden Arbeit bestätigen möglicherweise die Gültigkeit dieser Sprachtheorie. Ich schließe meine Überlegungen, die ich aus Begeisterung und Bewunderung für die Sprache begonnen habe, hiermit ab.

Literaturverzeichnis

- A dictionary of basic Japanese grammar (2002). The Japan Times, Tokyo.
- Abraham, Werner (2006): The discourse-functional crystallization of DP from the original demonstrative. In: Stark, E. / Leiss, E. / Abraham, W. (Hg.), *Nominal Determination. Typology, context constraints, and historical emergence*. Amsterdam / Philadelphia. John Benjamins. (Studies in Language Companion Series 89). 241-256.
- Abraham, Werner (2007): Discourse binding: DP and pronouns in German, Dutch, and English. In: Elisabeth Stark, Elisabeth Leiss und Werner Abraham (eds.). *Nominal determination. Typology, context constraints, and historical emergence*. 21-38. Studies in Language Complementary Series 89. Amsterdam / Philadelphia. John Benjamins.
- Abraham, Werner (2014): *Modes of modality: modality, typology and universal grammar*. Elisabeth Leiss und Werner Abraham (eds.). John Benjamins.
- Allan, Keith (1980): Nouns and Countability. *Language* 56. No. 3. 541-567.
- Aristoteles: Topik I 1, 100a 25 – 27 (Reclam 2004).
- Barthes, Roland (1986): *The rustle of language*. Englische Übersetzung von Richard Howard, Oxford, Blackwell.
- Benveniste, Émile (1966/1974): *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Aus dem Französischen von Wilhelm Bolle. Frankfurt am Main. Syndikat.
- Berlin, Brent (1968): *Tzeltal numeral classifiers: a study in ethnographic semantics*. The Hague: de Gruyter Mouton.
- Berlin, Brent / Kay Paul (1999): *Basic color terms. Their universality and evolution*. Los Angeles. University of California Press.
- Bickerton, Derek (2014): *More than nature needs : language, mind, and evolution*, Cambridge, Mass. [u.a.], Harvard Univ. Press.
- Bloomfield, Leonard (1933/1965): *Language*, London, Allen & Unwin.
- Brandt, Line (2013): *The Communicative Mind: A Linguistic Exploration of Conceptual Integration and Meaning Construction*. Cambridge Scholars Pub; Illustrated.
- Bühler, Karl (1934/1982): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart. Gustav Fischer. (UTB; 1159).
- Cheung, Tobias (2004): *Schneeland*. (Orig.: yukiguni) Übersetzt aus dem japanischen Original von Tobias Cheung. Verlag C. H. Beck.
- Chomsky, Noam (1965): *Aspects of the theory of syntax*. Cambridge, Mass., MIT Press.
- Chomsky (1981): *Regeln und Repräsentationen*. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Chomsky (2002): *Syntactic structures*. Berlin [u.a.], de Gruyter.
- Comrie, Bernard (1985): *Tense*. Cambridge u.a., Cambridge Univ. Pr..
- Coulmas, Florian (1982): Some Remarks on Japanese Deictics. In: *Here and There: Cross-linguistic Studies on Deixis and Demonstration*. Jürgen Weissenborn und Wolfgang Klein (eds.). Amsterdam/Philadelphia. John Benjamins Publishing.
- Descartes, René (1637/2006): *Abhandlung über die Methode, die Vernunft richtig zu gebrauchen* Wiesbaden, Marixverl.
- Descartes, René (1641/2009): *Meditationen über die Erste Philosophie*, Deutsche Übersetzung von Kemmerling, Andreas, Berlin, Akad. Verlag.
- Diewald, Gabriele M. (1991): *Deixis und Textsorten im Deutschen*. (Reihe Germanistische Linguistik 32). Tübingen. Niemeyer.
- Di Meola, Claudio (1994): *kommen und gehen: Eine kognitiv-linguistische Untersuchung der Polysemie deiktischer Bewegungsverben*. Linguistische Arbeiten 325. Tübingen. Niemeyer.
- Dixon, Robert Malcolm Ward (1972): *The Dyirbal language of North Queensland*. Cambridge University Press. (Cambridge Studies in Linguistics 9).

- Dixon, Robert Malcolm Ward (1994): *Ergativity*. Cambridge: Cambridge University Press. (Cambridge Studies in Linguistics 69).
- Duden (1985): Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage, bearbeitet von Dieter Berger und Günther Drosdowski unter Mitwirkung von Otmar Käge und weiteren Mitarbeitern der Dudenredaktion. Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich: Duden-Verlag.
- Ehlich, Konrad (1979): *Verwendungen der Deixis beim sprachlichen Handeln: Linguistisch philologische Untersuchungen zum hebräischen deiktischen System*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Ehlich, Konrad (1982): Anaphora und Deixis: Same, similar, or different? In: Jarvella, R. J. et al. (Hg.), *Speech, place, and action*. Chichester. John Wiley & Sons. 315-338.
- Ehlich, Konrad (1999): Der Satz. Beiträge zu einer pragmatischen Rekonstruktion. In: Redder, A./Rehbein, J. (Hg.), *Grammatik und mentale Prozesse*. Tübingen. Stauffenburg. 51-68.
- Fanselow, Gisbert / Felix, Sascha W. (1990): *Sprachtheorie. Grundlagen und Zielsetzungen*. Stuttgart. UTB.
- Felix, Sascha W. (1999): Thematische Rollen im Deutschen und Japanischen. In: Japanische Gesellschaft für Germanistik (Hg.), *Schwellenüberschreitungen. Dokumentation der asiatischen Germanistentagung in Fukuoka*, 21. -24. August 1999. Tokyo: Sanshusha. 626-641.
- Felix, Sascha W. (2003): Theta Parameterization: Predicate-Argument Structures in Japanese, In: *Linguistische Berichte 194*. 131-152.
- Fauconnier, Gilles (1985): *Mental spaces: Aspects of meaning construction in natural language*. Cambridge, MA: Bradford/MIT Press.
- Fillmore, Charles J. (1972): How to know whether you're coming or going. In: *Descriptive and Applied Linguistics 5*. Tokyo. I.C.U. 2-17.
- Fillmore, Charles J. (1977a): The Case for Case Reopened. In: *Syntax and Semantics 8: Grammatical Relations*, ed. P. Cole, 59-81. New York: Academic Press.
- Fillmore, Charles J. (1977b): Topics in Lexical Semantics. In: *Current Issues in Linguistic Theory*, ed. R. W. Cole, 76-138. Bloomington: Indiana University Press.
- Fillmore, Charles J. (1997) : *Lectures on deixis*. Stanford:CALI Publications.
- Frege, Gottlob (1891/1994): *Funktion, Begriff, Bedeutung: fünf logische Studien*; hrsg. u. eingeleitet von Günther Patz. 4., erg. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, (Kleine Vandenhoeck-Reihe ; 1144).
- Givón, Talmy (1976): Topic, Pronoun and Grammatical Agreement. In: Li, Ch. N. (Hg.). 25-56.
- Hartmann, Peter (1952) *Einige Grundzüge des japanischen Sprachbaues*: gezeigt an den Ausdrücken für das Sehen, Heidelberg, Winter.
- Heidegger, Martin (1965): *Unterwegs zur Sprache*. Pfullingen, Neske.
- Heidegger, Martin (1927/2006): *Sein und Zeit*. Tübingen, Niemeyer.
- Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim (13 1991): *Deutsche Grammatik*. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig / Berlin / München: Langenscheidt.
- Hinds, John (1986): *Situation vs. Person Focus*. Tokyo: Kuroshio.
- Hinds, John (1987): Reader versus writer responsibility: A new typology. In: Ulla Connor, U. / Kaplan, R. B. (Hg.), *Writing Across Languages: Analysis of L2 texts*. Reading, Mass: Addison-Wesley. 141-152.
- Hirose, Yukio (2000): *Public and private self as two aspects of the speaker: A contrastive study of Japanese and English*. In: *Journal of Pragmatics 32*. 1623-1656.
- Humboldt, Wilhelm von (1828/1968): *Gesammelte Schriften*, Bd. 6. Hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. Walter de Gruyter.
- Ikegami, Yoshihiko (1981): *suru to naru no gengogaku* Tokyo: Taishukan. (DO-language and BECOME-language: two contrasting types of Linguistic Representation).

- Ikegami, Yoshihiko (2000): *Nihon go ron he no shoutai*. Tokyo. Taishukan-Shoten.
(Einladung zu Diskussionen um Japanisch).
- Ikegami, Yoshihiko (2005): Gengo niokeru ,Shukansei‘ to ,Syukansei‘ no Gengoteki Shihyo.
In: *Ninchigengogakuronko*. Nr. 4. Yamanashi Masaaki (eds.).Tokyo. Hitsujishobo. 1-60.
(über die Subjektivität in der Sprache). 「言語における<主観性>と<主観性>の言語的指標
(2)」、山梨正明 (他) 編。『認知言語学論考 No.4』。ひつじ書房。
- Ikegami, Yoshihiko (2006): ,Shukanteki Haaku‘ toha nanika. In: *Gekkan Gengo*. 35(5).
20-27. (was ist eine subjektive Perspektivierung). 「<主観的把握>とは何かー日本語話者における
<好まれる言い回し>」、『月間言語』。
- Ikegami, Yoshihiko (2009): *Ninchigengogaku niokeru ,Jitaihaaku‘-, Hanasusyutai‘ no Fukken*.
In: *Gekkan Gengo*. 38(10). 62-70. (Perspektivierung und der Sprechende). 「認知言語学
における<事態把握>-<話す主体>の復権」『月間言語』。
- Jastrow, Joseph (1899) *The mind’s eye*. *Popular Science Monthly* 54: 299-312.
- Jakobson, Roman (1956/1971): *Shifters, verbal categories, and the Russian verb*. (130-148)
In: *Selected writings /2: Word and language*, The Hague [u.a.], Mouton.
- Kamio, Akio (1990): *Jouhou no Nawabari riron*. (Theorie des Informationsterritoriums.)
Tokyo: Taishukan.
- Kamio, Akio (2002): *Zoku jouhou no nawabari riron*. (Theorie des Informationsterritoriums,
Teil II). Tokyo: Taishukan.
- Kant, Immanuel (1787): *Kritik der reinen Vernunft*. Japanische Übersetzung (1961-1962): 『純
粋理性批判』、篠田英雄訳、岩波文庫。
- Kindaichi, Haruhiko (1988): *Nihongo*. Tokyo. Iwanami. (The Japanese language)
- Kuno, Susumu (1976): Subject, Theme, and the Speaker’s Empathy: A Re-examination of
Relativization Phenomena. In: C. Li. (ed.), *Subject and Topic*. New York. Academic Press.
417-444.
- Kuno, Susumu / Kaburaki, Etsuko (1977): Empathy and Syntax. *Linguistic Inquiry* 8:627-672.
- Kuroda, Shigeyuki (1973): Where epistemology, style and grammar meet. In: Anderson, S. R.
/ Kiparsky, P. (Hg.). *Festschrift for Morris Halle*. New York. Holt, Rinehart and Winston.
377-391.
- Kuroda, Shigeyuki (2005): *Nihongo kara mita Seiseibunpou*. Iwatani. Tokyo. „Generative
Grammatik aus Japanisch.“
- Kuroda, Shigeyuki (1979): KO/SO/A ni tsuite. In: *Eigo to Nihongo to*. Tokyo. Kuroshio. 45-
59. (über das japanische Demonstrativparadigma). 「(コ)・ソ・アについて」、『英語と日
本語とー林栄一教授還暦記念論文集ー』。
- Lakoff, George / Mark Johnson (1980): *Metaphors We Live By*. Chicago. University of
Chicago Press.
- Lakoff, George (1986): Pronouns and Reference. In: McCawley, J. D. (Hg.), *Syntax and
Semantics Volume 7. Notes from the Linguistic Underground*. New York / San Francisco /
London. Academic Press. 273-335.
- Lakoff, George (1987): *Women, fire and dangerous things*. Chicago. University of Chicago
Press.
- Langacker, Ronald (1982): Space Grammar. Analysability, and the English Passive.
Language 58, no.1, 22-80.
- Langacker, Ronald W. (1985): Observations and Speculations on Subjectivity. In: Haiman, J.
(Hg.), *Iconity in Syntax*. 109-150.
- Langacker, Ronald W. (1990): Subjectification. In: *Cognitive Linguistics I*. 5-38.
- Langacker, Ronald W. (1999): *Grammar and Conceptualization*. Berlin / New York. de
Gruyter. (Cognitive Linguistics Research 14).

- Leiss, Elisabeth (1992): *Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung*. (Studia Linguistica Germanica; 31). Berlin/New York. Walter de Gruyter.
- Leiss, Elisabeth (2000): *Artikel und Aspekt. Die grammatischen Muster von Definitheit*. (Studia Linguistica Germanica; 55). Berlin / New York. Walter de Gruyter.
- Leiss, Elisabeth (2000c): Verbalaspekt und die Herausbildung epistemischer Modalverben. In: *Germanistische Linguistik* 154. 63-83.
- Leiss, Elisabeth (2002): Die Wortart `Verb`. In: Cruse, Alan u.a. (ed.): *Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur and Struktur von Wörtern und Wortschätzen*, 605-616. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft; 15, 1). Berlin / New York. de Gruyter.
- Leiss, Elisabeth (2009): *Sprachphilosophie*. Berlin / New York. de Gruyter.
- Leiss, Elisabeth (2018): *Die Zukunft von Grammatik – die Grammatik der Zukunft* : Festschrift für Werner Abraham anlässlich seines 80. Geburtstags Sonja Zeman (Hrsg.), Stauffenburg, (Studien zur deutschen Grammatik ; Bd. 92).
- Lyons, John (1977): *Semantics*. 2. Cambridge. Cambridge University Press.
- Lyons, John (1982): Deixis and Subjectivity: Loquor, ergo sum? Jarvella, R. J, / Klein, Wolfgang (eds.), *Speech, Place and Action. Studies in deixis and related topics*. New York. John Wiley & Sons Ltd.. 101-124.
- Lyons, John (1983): Deixis and Modality. *Sophia Linguistica*. 12. 77-117.
- Malotki, Ekkehart (1983) *Hopi time : a linguist. analysis of the temporal concepts in the Hopi language*, Berlin u.a., Mouton.
- Matsumoto, Katsumi (1991): on `Subject`. In: *Genngokenkyu* 100. 1-41. (Journal of the Linguistic Society of Japan)
- Matsumoto, Yo (1996a): How abstract is subjective motion? A comparison of access path expressions and coverage path expressions. In: Adele Goldberg (ed.). *Conceptual Structure, Discourse, and Language*. Stanford. CSLI Publication. 359-373.
- Matsumoto, Yo (1996b): Subjective motion in English and Japanese verbs. In: *Cognitive Linguistics* 7. 183-226.
- Matsumoto, Yo (1997): *Kuukan to Idou no Hyougen*. Kenkyusha.
- McTaggart, John (1908): The unreality of time. In *Mind*. New Series, Vol. 17, No. 68 (457-474). Japanische Übersetzung von Irifuji, Motoyoshi (2002): 『時間は実在するか』 Tokyo, Kodansha.
- Mikame, Hirofumi (2005): Zur deiktischen und anaphorischen Referenz im Deutschen – Eine kognitiv-textlinguistische Untersuchung. In: Narita, T. / Ogawa, A. / Oya, T. (Hg.). 185-211.
- Mizutani, Nobuko (1985): *Nichiei Hikaku Hanashikotoba no Bunpo*. Tokyo. Kuroshio. (Vergleich der Grammatik der gesprochenen Sprache im Englischen und Japanischen)
- Mori, Yoshiki (2005): Von Monstern und Geistern in kontextuellen Welten. In: *Neue Beiträge zur Germanistik Band 4. Heft 2*. 55-78.
- Nakamura, Yoshihisa (2004): Shukansei no Gengogaku. In: *Ninchi Koubun Ron II*. 3-51. Tokyo. Taishukan. (Linguistische Subjektivität.)
- Narita, Takashi / Ogawa, Akio / Oya, Toshiaki (2005): *Deutsch aus ferner Nähe: Japanische Einblicke in eine Fremdsprache. Festschrift für Susumu Zaima zum 60. Geburtstag*. Tübingen: Stauffenburg.
- Ogawa, Akio (2005): Meteo-Prädikate im Sprachvergleich. In: *Neue Beiträge zur Germanistik Band 4 Heft 2*. 92-103.
- Oscar Benl (1957): *Schneeland*. (Orig.: yukiguni) Übersetzt aus dem japanischen Original von Oscar Benl. München: Carl Hanser Verlag.
- Otto Jespersen (1923) *Language : Its nature, development and origin*, London, Allen & Unwin.

- Peirce, Charles S. (1931): *Collected Papers* (Peirce 1931 I-II, 1933 III, IV, 1934 V)
Cambridge, Mass., Belknap Press of Harvard Univ. Press.
- Perlmutter, David M. (1971): *Deep and surface structure constraints in syntax*, New York [u.a.], Holt, 1971.
- Quine, Willard von Orman (1960): *Word and object*. Cambridge, Mass. [u.a.], Wiley.
Japanische Übersetzung (1984): 『ことばと対象』、大出晁、宮館恵訳、東京、勁草書房。
- Reichenbach, Hans (1947) *Elements of Symbolic Logic*. New York: Macmillan & Co.
- Sapir, Edward (1921/1962): *Language. An Introduction to the Study of Speech*. New York. Harcourt Brace.
- Saussure, Ferdinand de (1967): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. 2. Auflage mit neuen Register. Berlin: de Gruyter (Franz. 1916: *Cours de linguistique generale*).
Japanische Übersetzung (1972): 『一般言語学講義』、小林英夫訳、岩波書店。
- Searle, John R. (1979): *Expression and Meaning: Studies in the theory of speech acts*, Cambridge, Cambridge Univ. Press.
- Shibatani, Masayoshi (2003): Directional verb in Japanese. In Erin Shay and Uwe Seibert (eds.), *Motion, Direction and Location in Languages: In Honor of Zygmunt Frajnynger*. Amsterdam / Philadelphia. John Benjamins. 259-286.
- Skinner B. F. (1953) *Science and human behavior*. Simon and Schuster.
- Steinthal, Heymann (1891/1961): *Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik*. Unveränderter fotomechanischer Nachdruck der 2. vermehrten und verbesserten Aufl. Berlin 1890-91. Hildesheim, Georg Olms.
- Swan, Michael (2005): *Practical English usage*. Oxford [u.a.], Oxford Univ. Press.
- Takubo, Yukinori (1997): *Nihongo no ninshou hyougen*. In: Takubo, Y. (Hg.), *Shiten to gengo koudou*. Tokyo: Kuroshio. 13-44. (Personenausdrücke im Japanischen. In: Perspektive und sprachliches Handeln).
- Takubo, Yukinori (2010): *Nihongo no kouzou. Suiron to Chishiki kanri*. Tokyo. Kuroshio Publishers. (Structure of Japanese inference and knowledge management).
- Talmy, Leonard (1983): How Language Structures Space. In H. Pick and L. Acredolo (eds.), *Spatial Orientation: Theory, Reserch, and Application*. New York. Plenum Press.
- Talmy, Leonard (1991): *Path to realization: A typology of event conflation*. BLS 17. 480-519.
- Talmy, Leonard (2000ba): *Toward a Cognitive Semantics. Volume 1*. Massachusetts. MIT Press.
- Tanaka, Shin (1992): Fokussierung und Topik im Deutschen. In: *Symposion 7*. 53-64.
- Tanaka, Shin (2004): Eine Typologie des Topiks aus sprachkontrastierender Perspektive. In: Herwig, R. (Hg.), *Sprache und die modernen Medien. Akten des 37. Linguistischen Kolloquiums*. Frankfurt am Main. Peter Lang. 109-118.
- Tanaka, Shin (2008): The Aspect-Modality. Link in Japanese: The Case of Evaluating Sentence. In: Abraham, W. / Leiss, E. (Hg.), *Modality Aspect Interfaces. Implications and typological solutions*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins. (Typological Studies in Language 79). 309-310.
- Tanaka, Shin. (2011): *Deixis und Anaphorik: Referenzstrategien in Text, Satz und Wort*. Berlin, New York. De Gruyter. LIT 42.
- Teramura, Hideo (1971): TA no Imi to Kino. In: *Gengogaku to Nihongomondai*. Tokyo. Kuroshio. 244-289. (über die Bedeutung und die Funktion von TA). 「タの意味と機能—アスペクト・テンス・ムードの構文的な位置づけ—」、『言語学と日本語問題』、くろしお出版。
- Tokieda, Modoki (1941): *Kokugogaku genron. Gengo kateisetsu no seiritsu to sono tenkai*. Tokyo. Iwanami. (Prinzip zur Forschung der Nationalsprache. Entstehung und Entwicklung der Theorie des Sprachprozesses).
- Tokieda, Motoki (1950): *Nihon Bunpo. Kougo-hen*. Tokyo. Iwanami. (Japanische Grammatik. Gesprochene Sprache).

- Tokieda, Motoki (1954): *Nihon Bunpo. Kougo-hen*. Tokyo. Iwanami. (Japanische Grammatik. Geschriebene Sprache).
- Traugott, Elizabeth (1995): Subjectification in grammaticalization. In: Stein, D. / Wright, S. (Hg.), *Subjectivity and subjectification. Linguistic perspectives*. Cambridge. Cambridge University Press. 31-54.
- Traugott, Elizabeth (2003): From Subjectification to intersubjectification. In: Hickey, R. (Hg.), *Motives for language change*. Cambridge. Cambridge University Press. 124-142.
- Tsujimura, Toshiki (1967): *Gendai no Keigo*. Tokyo. Kobunsha. (Moderne Höflichkeitssprache in Japanischen.)
- Valéry, Paul (1975): *Cahiers/Hefte*. (1.1975 - 4.1986). Deutsche Übersetzung (1987); auf der Grundlage der von Judith Robinson, besorgten französischen Ausgabe herausgegeben von Hartmut Köhler und Jürgen Schmidt-Radefeldt ; 1 - 6. Fischer.
- Vendler, Zeno (1967): *Linguistics in Philosophy*. Ithaca, NY. Cornell University Press.
- Wackernagel, Jacob (1950): *Vorlesungen über Syntax* : mit besonderer Berücksichtigung von Griechisch, Lateinisch und Deutsch / 1, Basel, Birkhäuser.
- Weinrich, Harald (1971): *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*. Stuttgart. Kohlhammer.
- Weinrich, Harald (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim. Duden.
- Whorf, Benjamin Lee (1956): *Language, thought and reality* : selected writings, Cambridge, Mass. [u.a.], Technology Press of Massachusetts Inst. of Technology [u.a.].
- Whorf, Benjamin Lee (1963): *Sprache, Denken, Wirklichkeit* : Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt.
- Wittgenstein, Ludwig (1921/2003): *Logisch-philosophische Abhandlung*.
- Wittgenstein, Ludwig (1922/2018): *Tractatus logico-philosophicus*, 1, Kegan Paul, Trench, Trubner & Co. in London.
- Wittgenstein, Ludwig (1953/2003): *Philosophische Untersuchungen*; auf der Grundlage der kritisch-genetischen Edition neu herausgegeben von Joachim Schulte; mit einem Nachwort des Herausgebers. Frankfurt am Main. Suhrkamp.
- Yonemori, Yuji (1981): *Peirce no Kigougaku*. Tokyo. Keisoushobo. (Über Peirce)
- Zemb, Jean-Marie (1978): Vergleichende Grammatik französisch-deutsch / 1 : Comparaison de deux systèmes, Mannheim, Bibliogr. Inst..